1006

H. un. 570 - 7

Das
Jahrhundert
der Aufklärung.

Eine Gallerie
historiſcher Gemählde,

von

D. C. D. Voß
Herzogl. Sachſen-Weimariſchem Rath, und der Kurmär-
kiſchen Oekonomiſchen Geſellſchaft zu Potsdam
Ehren-Mitglied.

Vierter Theil.

Altona, 1799.
bey Johann Friedrich Hammerich.

D. H. Stövers

Unſer Jahrhundert.

Oder

Darſtellung

der

intereſſanteſten

Merkwürdigkeiten und Begebenheiten

und

der größten Männer deſſelben.

Ein

Handbuch der neuern Geſchichte,

fortgeſetzt

von

D. C. D. Voß.

Siebenter Theil.

Bayerische Staatsbibliothek München

Altona, 1799.

bey Johann Friedrich Hammerich.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Ueberſicht der Hauptbegebenheiten des Oeſterreichiſchen Erbfolge-Kriegs, vom Jahre 1740 bis 1748.

1. Marien Thereſiens Situation, unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters. Anſprüche des Kurfürſten von Baiern und Deduction ſeiner Rechte. Anſprüche Friedrichs des Zweyten, Königs von Preußen. Indem er Vorſchläge zum Vergleiche thut, ſetzt er ſich zugleich in Beſitz und beginnt auf dieſe Weiſe den Oeſterreichiſchen Erbfolge-Krieg. S. 1.

2. Maria Thereſia verwirft die friedlichen Anträge Friedrichs des Zweyten. Dieſer ſetzt darauf, längs der Oder, ſeine Unternehmungen in Schleſien fort; blockirt die Feſtungen Glogau, Brieg und Neiße; zwingt Breslau zur Neutralität; gewinnt die Schlacht bey Molwitz; und unterwirft ſich die Hauptſtadt und den größten Theil Schleſiens. 27.

3. Der Kurfürſt von Baiern ſucht und erhält Franzöſiſche Unterſtützung, für ſeine Anſprüche auf die Oeſterreichiſche Geſammterbſchaft. Auch Spanien tritt mit ſeinen Anforderungen hervor, und verlangt ebenfalls Unterſtützung für dieſelben von Frankreich. Intriguen am Franzöſiſchen Hofe, Theilungsentwurf, Unterhandlungen und Kriegsplane. Der Kurfürſt von Baiern beginnt

von dieſer Seite die Feindſeligkeiten, durch einen Einfall in Vorder-Oeſterreich. S. 42.

4. Marien Thereſiens Lage bey der Eröffnung des Feldzugs 1741. Englands Friedensvermittelung, zwiſchen ihr und dem Könige von Preußen. Geheime Verabredung und vorläufige Ueberlaſſung Schleſiens. Einfall und Fortſchritte der Baieriſch-Franzöſiſchen Armee in Oeſterreich. Gefahr der Hauptſtadt. Unerwartete Unternehmung auf Böhmen. Belagerung und Eroberung von Prag. Krönung des Kurfürſten von Baiern als Königs von Böhmen. 54.

5. Maria Thereſia, in allen ihren Hoffnungen betrogen, bedrängt, verlaſſen, ſucht und findet Schutz und Beyſtand bey der Ungariſchen Nation. Durch die Unterſtützung derſelben wird, ſchon im Anfange des Jahrs 1742, Oeſterreich wiedergewonnen. Der König von Sardinien wird für den Beyſtand der Königinn gewonnen und vertreibt die Spanier aus der Lombardey. Miniſter-Wechſel in England und neue kräftige Anſtalten dieſer Macht zur thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich. 77.

6. Entwurf des Königs von Preußen für dieſen Feldzug. Seine Unterhandlung in Dresden. Einfall in Mähren und Belagerung der Hauptſtadt Brünn. Der König, unzufrieden mit ſeinen Verbündeten, hebt die Belagerung auf und verläßt Mähren. Schlacht bey Czaslau. Breslauer Friede. 89.

7. Die Oeſterreicher erobern beynahe ganz Böhmen wieder und ſchließen das Franzöſiſche Heer, mit den Marſchällen Belle-Isle und Broglio, in Prag ein. Zuſtand und Beharrlichkeit der Belagerten. Maillebois eilt zum Entſatze Prags herbey, und entfernt ſich wieder, ohne in

Böhmen eingedrungen zu ſeyn. Belle-Isle's unglücklicher und bewunderter Rückzug nach Eger. Die Königinn von Ungarn kommt in Perſon nach Prag, um ſich krönen zu laſſen und die Huldigung einzunehmen. S. 105.

8. Der Kaiſer verliert, nach einem kurzen Wiederbeſitze, aufs neue, (im Feldzuge 1743.) ſeine Erbländer, und wird genöthigt, ſeine Reſidenz in Frankfurt zu nehmen. Vertrag zu Nieder-Schönfeld und Einrichtung einer Oeſterreichiſchen Landes-Adminiſtration in Baiern. Pragmatiſche Armee und deren Heereszug in Franken. Schlacht bey Dettingen. Unthätigkeit beyder Heere. Uebergang über den Rhein und Vereinigung der pragmatiſchen Armee mit einem endlich noch bewirkten Contingente der General-Staaten. 122.

9. Vergebliche Friedens-Anträge und Vermittelungen. Näheres Bündniß, (zu Worms,) zwiſchen Sardinien, England und Oeſterreich, und Wirkung deſſelben, auf den Feldzug in Italien. Kriegserklärung Frankreichs gegen England und Oeſterreich, und Eröffnung des Kriegs in den Niederlanden. Ludewig der Funfzehnte, an der Spitze eines Heeres von hundert tauſend Mann, bemächtigt ſich mehrerer Barriere-Plätze, und hemmt ſeine ſiegreichen Fortſchritte hier nur, um ſich mit einem Theile ſeines Heeres zu der Armee am Ober-Rhein zu begeben und den Elſaß, gegen die eindringenden Oeſterreicher, zu decken. 139.

10. Lage des Kaiſers im Anfange des Jahrs 1745. Friedrich der Zweyte tritt aufs neue, als ſein Retter, auf den Schauplatz. Unterhandlungen und Verbindung mit Frankreich, Schweden u. ſ. w. Unterhandlungen mit Rußland und Intriguen

u. ſ. w. Defenſiv=Bündniß Sachſens, mit Oeſterreich und England. Frankfurter Union, zwiſchen dem Kaiſer, Preußen, Heſſen=Caſſel u. ſ. w. Nach einem mit Ludewig dem Funfzehnten verabredeten Operations=Plane rückt Friedrich der Zweyte in Böhmen ein. 157.

11. Friedrich der Zweyte erobert ſchnell Prag und den größten Theil von Böhmen, iſt aber durch widrige Umſtände genöthigt, ſeine Eroberungen eben ſo ſchnell wieder aufzugeben. Rückzug der Haupt=Armee und der Beſatzung von Prag. Endliche Vereinigung in Schleſien und Stellung beyder feindlichen Heere. 168.

12. Feldzug, (im Jahre 1744,) am Ober=Rheine und in Baiern. Krankheit Ludewigs des Funfzehnten, und Einfluß derſelben auf den Feldzug. Geſinnungen und Betragen der Franzöſiſchen Feldherren. Freyburg wird belagert und erobert; Baiern wiedergenommen. Der Kaiſer hält noch ein Mahl in ſeine Reſidenz einen ſiegreichen Einzug. 187.

13. Neue Unternehmungen und Siege der Oeſterreicher in Baiern. Tod des Kaiſers. Unterhandlungen des Königs von Preußen mit Sachſen und England. Engere Verbindung Oeſterreichs und Sachſens und geheime Plane und Verabredungen. Geſandtſchaft und Gefangenſchaft des Marſchalls von Belle=Isle. Die Oeſterreicher erobern noch ein Mahl beynahe ganz Baiern, das jedoch, durch den Frieden zu Fueßen, dem jungen Kurfürſten gleich wieder überliefert wird. 196.

14. Noch engere Verbindung Oeſterreichs und Sachſens, (zu Leipzig,) gegen Preußen. Eröffnung des Feldzuges in Schleſien. Schlacht und Sieg des Königs bey Strie=

gau oder Hohen-Friedberg. Beyde Heere ziehen ſich nach Böhmen. Gegenſeitige feindſelige Plane Sachſens und Preußens. Hannöveriſche Convention. Friedrichs Rückzug aus Böhmen. Schlacht und Sieg bey Sorr. Ende dieſes Feldzuges. S. 213.

15. Neuer Plan der Kaiſerinn und des Königs von Pohlen zu einem Winter-Feldzuge gegen den König von Preußen. Friedrich kommt ihnen zuvor und rückt von der einen Seite in die Ober-Lauſitz, (Sieg bey Hennersdorf,) von der andern in Kurſachſen ein, (Beſitznahme von Leipzig.) Abermahliger vergeblicher Friedens-Antrag des Königs und Vermittelungen. Eroberung der Lauſitz und Sachſens. Schlacht und Sieg bey Keſſelsdorf. Eroberung der Hauptſtadt. Dresdener Friede. 240.

16. Fortgeſetzter Krieg in den Niederlanden, (1745.) Belagerung der Feſtung Doornik, (Tournay.) Schlacht und Sieg der Franzoſen bey Fontenai, und Folgen derſelben. Eduard Stuart tritt in Schottland, im Nahmen ſeines Vaters, des Prätendenten, auf, und nöthigt den König Georg den Zweyten, einen Theil ſeines Heeres nach England zurück zu rufen. Feldzug in Italien und Eroberungen der Franzoſen und Spanier. 260.

17. Fortgeſetzte Eroberungen der Franzoſen in den Niederlanden. Wechſelndes Kriegsglück in Italien. Verluſt der Franzoſen. Schickſale Genua's und Unternehmungen der Oeſterreicher; mit ihren Erfolgen. 269.

18. Friedens-Congreß zu Breda. Fortgeſetzte glückliche Kriegsunternehmungen der Franzoſen in den Niederlanden, jetzt hauptſächlich gegen die vereinigten Staaten gerichtet; und Wirkung. Schlacht bey Laffeld. Neue

Anſtrengung der Kräfte der Franzoſen in Italien. Ruin der Franzöſiſchen Seemacht. Theilnahme Rußlands für Oeſterreich. Congreß und Friede zu Achen. S. 275.

II. Miniſter = Gewalt im Jahrhunderte der Aufklärung.

3. Pombal in Portugal.

1. Allgemeine vorläufige Bemerkungen. 285.
2. Pombals Abkunft und Jugendjahre. 287.
3. Carvalho's diplomatiſche Laufbahn; Verhältniſſe und Betragen nach der Beendigung derſelben, bis zu ſeinem Eintritte ins Miniſterium. 295.
4. Carvalho gewinnt ſchon als Staats-Secretär der auswärtigen Verhältniſſe einen entſcheidenden Einfluß in die ganze Verwaltung; veranlaßt mancherley, nicht unbeträchtliche, Reformen und Verbeſſerungen; und beginnt ſchon den Krieg mit dem hohen Adel und dem Jeſuiten-Orden. 308.
5. Carvalho's Betragen und große Verdienſte bey dem Erdbeben zu Liſſabon 1755. 328.
6. Der Graf von Oeyras wird erſter Miniſter. Fernere Reformen und Verfügungen. Aufruhr zu Oporto und deſſen Beſtrafung. 341.
7. Die Mißhelligkeiten zwiſchen dem Miniſter, den Jeſuiten und dem hohen Adel werden zu einer offenen Fehde, die von dem Miniſter mit eben ſo entſchiedenem Uebergewichte als Kühnheit und Beharrlichkeit betrieben wird. 352.
8. Verſchwörung gegen das Leben des Königs. Veranlaſſung, Entdeckung und Beſtrafung. 366.
9. Fortgeſetzter Kampf des Grafen von Oeyras gegen die Jeſuiten, und vollendeter Sieg deſſelben, durch ihre Vertreibung aus allen Theilen des Portugieſiſchen Reichs. 398.

10. Der Graf von Oeyras wagt nun ſogar einen Kampf mit der päpſtlichen Macht. S. 408.
11. Der Muth und die Beharrlichkeit des Miniſters veranlaſſen einen feindlichen Angriff Spaniens; und dieſer veranlaßt wieder die Reform der Portugieſiſchen Land- und Seemacht. 417.
12. Fernere Reformen und Verfügungen des Grafen von Oeyras; zur Beförderung des Handels, der Induſtrie und Cultur der Humanität und der Wiſſenſchaften. 435.
13. Gemüthszuſtand des Königs, und perſönliche Verhältniſſe des Miniſters zu dem Könige, dem Adel und Clerus. Zweyter Mordverſuch gegen den König. Der Graf von Oeyras wird Marquis von Pombal. Letzte Periode ſeiner Adminiſtration. 449.
14. Neue Mißhelligkeiten mit Spanien; geheime Abſichten. Krankheit des Königs; und Intriguen gegen den Miniſter. 465.
15. Tod des Königs. Pombals Fall, Schickſal nach demſelben, und Tod. 476.

III. Die Jeſuiten in Paraguay.
1. Ueberſicht der ganzen ſo genannten Geſellſchaft Jeſu in der Mitte dieſes Jahrhunderts 499.
2. Entſtehung des unabhängigen Reichs der Jeſuiten in dem Spaniſchen America. 503.
3. Nähere Darſtellung der innern Verhältniſſe dieſer ſo genannten Miſſionen. 508.
4. Detaillirte Ueberſicht der Polizey-Ordnung und Diſciplin in dieſen Miſſionen. 514.
5. Erziehung und Tagesordnung der Kinder und jungen Leute bis zum ſiebzehnten Jahre. 524.
6. Ueberblick des Zuſtandes der jeſuitiſchen Unterthanen in dieſen Miſſionen. 530.

IV. Intereſſante Acten = Stücke; als Beylagen zu der Geſchichte der Adminiſtration des Marquis von Pombal.

No. 1. Auszug des Prozeſſes und Urtheils wider diejenigen, welche ſich am 3ten September 1758 an der Perſon des Königs vergriffen. S. 534.

No. 2. Paſtoral = Schreiben Sr. Eminenz, des Herrn Cardinals von Saldanha, des Patriarchen zu Liſſabon, wegen der Landesverweiſung der Religioſen von der Geſellſchaft Jeſu. 556.

Die letzrern, im Texte angezeigten, Beylagen ſind weggeblieben, da ſie nicht durchaus nothwendig ſchienen, und man Bedenken trug, dieſen Theil, ohne dringende Noth, über das Maaß der vorigen zu vergrößern.

I.

Ueberſicht der Hauptbegebenheiten des Oeſterreichiſchen Erbfolge-Kriegs vom Jahre 1740 bis 1748.

1.

Marien Thereſiens Situation, unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters. Anſprüche des Churfürſten von Baiern und Deduction ſeiner Rechte. Anſprüche Friedrichs des Zweyten, Königs von Preußen. Indem er Vorſchläge zum Vergleiche thut, ſetzt er ſich zugleich in Beſitz und beginnt auf dieſe Weiſe den Oeſterreichiſchen Erbfolge-Krieg.

Nachdem Karl der Sechſte, Römiſcher Kaiſer und König von Ungarn und Böhmen, die Hoffnung aufgegeben hatte, einen männlichen Erben für ſeine weitläuftigen Staaten zu hinterlaſſen, war ſein unabläſſiges Streben dahin gegangen, ſie nach ſeinem Tode unzerſtückelt

zu erhalten und ſo, als ein Ganzes, ſeiner äl⸗teſten Tochter, Maria Thereſia, zu ſichern.

Das zweckmäßigſte Mittel, um dieſes Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, glaubte er in ei⸗ner ſo genannten pragmatiſchen Sanction zu finden; in welcher er dieſe ſeine älteſte Tochter für die geſetzmäßige Erbinn ſeiner ſämmtlichen Länder und Staaten erklärte. Dieſem Docu⸗mente ſuchte er dadurch noch mehr Sicherheit zu geben, daß er es von den angeſehenſten Eu⸗ropäiſchen Staaten garantiren ließ.

Durch zwanzigjährige Bemühung und mannigfaltige, zum Theil gewiß ſehr ſchmerz⸗liche, Aufopferungen war es ihm endlich gelun⸗gen, dieſe Garantie, auf welche er ſeine gan⸗ze Hoffnung bauete, beynahe allgemein zu er⸗halten. Der einzige Kurfürſt von Baiern weigerte ſich ſtandhaft, ſeine Zuſtimmung zu geben. Er war ehrlich genug, zu erklären, daß er einem Documente ſeine Zuſtimmung nicht geben könne, das ſeine Rechte kränke. Er allein ſey der rechtmäßige Erbe der Staa⸗ten, welche Marien Thereſien darin zu⸗geſichert werden ſollten. Er könne daher nie

jemand anders als ſolchen anerkennen, noch weniger ihm den Beſitz ſeines eignen Eigenthums verſichern.

Dieſe Erklärung eines Fürſten, der zu ohnmächtig war, um ſeine Anſprüche, ohne fremde Unterſtützung, geltend zu machen, konnte keine erheblichen Beſorgniſſe erregen, ſo lange die übrigen Mächte ihrer Zuſage getreu blieben. Hieran glaubten der Kaiſer und ſeine Miniſter mit feſter Zuverſicht; — denn die feyerlichſten Verträge waren überall zu dieſem Zwecke eingegangen und Documente, in aller Form Rechtens, darüber ausgewechſelt worden. Seitdem man dergleichen noch zuletzt mit Frankreich ausgewechſelt hatte, war Karl völlig beruhigt, und ſeine geiſtlichen und weltlichen Räthe verfehlten nicht, durch ihre Zuverſicht ihn in der ſeinigen zu beſtärken.

Der einzige Prinz Eugen von Savoyen lächelte, und ſpottete wohl gar zuweilen über dieſe Ruhe. Er meinte: die beſte Garantie würden eine zahlreiche und wohlausgerüſtete Armee und tüchtige Feſtungen gewähren, und drang darauf, jene herzuſtellen und dieſe einzurichten.

Allein ſeine Aufforderungen fanden weder bey dem Kaiſer noch bey ſeinen Miniſtern Aufmerkſamkeit und Erwägung. Man hielt ſich ſo ſicher, daß man die Armee reducirte, anſtatt ſie zu vermehren und in wehrhaften Stand zu ſetzen. Die Feſtungen blieben in dem Zuſtande des Verfalls, in welchem ſie längſt geweſen waren, und überall geſchah nichts, was nur einer Vorſichts-Maaßregel ähnlich ſehen konnte.

Freylich fehlte es an dem Nöthigſten zu großen und koſtſpieligen Unternehmungen; am Gelde. Allein man dachte auch nicht daran, dieſem Mangel, durch Finanz-Verbeſſerungen, abzuhelfen und durch gute Wirthſchaft für die Zukunft vorzubauen. Der Kaiſer, für ſeine Perſon, war nichts weniger als ein Verſchwender. Er hatte in ſeiner Privat-Caſſe anſehnliche Summen erſpart, welche ſich bey ſeinem Tode wenigſtens auf zwey Millionen beliefen. Allein die Staatscaſſen wurden deſto übler verwaltet.

Nie reichte die Einnahme zu den gewöhnlichen Ausgaben hin; wo ſollten die Fonds zu außerordentlichen herkommen? An eine weiſe

Sparſamkeit war nicht zu denken. Die Pfaffen, welche den Kaiſer umgaben und in die ganze Staatsverwaltung einen mannigfaltigen nachtheiligen Einfluß übten, ſorgten auch dafür, daß die Staatscaſſen nicht zu Kräften kamen. Was man durch die Reducirung des Heeres erſparte, verſchluckten unnütze, von ihnen empfohlene und für ihren Dienſt beſoldete Penſionärs, deren Anzahl ſich täglich vermehrte.

Die Miniſter des Kaiſers hatten theils nicht Einfluß, theils nicht Einſicht genug, um dieſem Uebel abzuhelfen; theils fehlte es ihnen auch an der Eintracht und Aufopferung des Privat-Intereſſe, welche durchaus erforderlich ſind, um große Maaßregeln zu bewirken. Das Oeſterreichiſche Cabinett hat ſich ſeit Jahrhunderten durch Langſamkeit, Unentſchloſſenheit und Scheu gegen jede Reform und Abweichung vom Herkommen und von der Obſervanz ausgezeichnet. Bey allen ſeinen Planen, zu Erweiterung der Monarchie und Vergrößerung der Macht, iſt es doch meiſtens nur von den Umſtänden zu ſeinen Entſchließungen und Unternehmungen fortgeriſſen worden. Selten

hat es etwas aus eignem Triebe, noch ſelte=ner zur rechten Zeit unternommen. Faſt nie war es auf das, was ſich ereignete, auch dann, wenn es mit noch ſo vieler Sicherheit voraus geſehen werden konnte, vorbereitet; nie reich=ten die unermeßlichen Kräfte dieſes Staaten=Coloſſes hin, um auszuführen, was er unter=nommen hatte. Sie waren nie zur rechten Zeit, zuſammen genommen, verſtärkt, angewandt; nie auf eine zweckmäßige Weiſe reſtaurirt.

So begann dann auch mit dem Tode Karls des Sechsten, (den 20ſten Oct. 1740,) eine Reihefolge von Ereigniſſen für dieſen Staat, auf welche man nicht vorbereitet war. So wurde eine Anſtrengung nöthig, welche die Kräfte deſſelben, in dem Zuſtande der Schwächung, in welchem er ſich damahls befand, nicht er=tragen konnten. Nur die Unterſtützung ande=rer Mächte vermochte die Integrität dieſes Staats zu erhalten, und nur das eigne Intereſſe anderer Mächte, oder die Privat=Abſichten ihrer Herrſcher, konnten dieſe Unterſtützung gewähren.

Nach dem Tode Karls nahm die deſignir=te Erbinn, aller ſeiner Staaten, ungehindert von

denſelben Beſitz. Das Document, auf welches Karl ſein ſterbendes Haupt ſo ruhig niedergelegt hatte, ſchien ſeine Wirkung zu thun. Maria Thereſia und ihre Miniſter waren ruhig, wie ihr verſtorbener Vater und Herr. Die junge Königinn kündigte die Beſitznehmung ihrer Staaten allen Europäiſchen Höfen an, und keiner, — den Kurfürſten von Baiern allein ausgenommen, — wandte etwas dagegen ein. Nach und nach erkannten ſie dieſelbe ſogar als gültig an, und beſtätigten alſo dadurch allerdings die pragmatiſche Sanction, kraft welcher Maria Thereſia von ihren Erbländern Beſitz genommen hatte.

Dieſer ſo erwünſchte Anfang ſchien zu noch größern Anſprüchen zu berechtigen. Seit vier Jahren war Maria Thereſia an Franz, Herzog von Lothringen und, (ſeit 1737,) Großherzog von Toscana, verheirathet. Sie hoffte jetzt, ihn zum Kaiſer erwählt und ſo alle ihre Wünſche und die Plane ihres Vaters auf dieſe Weiſe erfüllt zu ſehen.

Um dies zu erleichtern und ſich die Wahlſtimme der Kur Böhmen zu ſichern, —

welche ihr, als einem Weibe, ſtreitig gemacht werden konnte, — rieth man ihr, ihren Gemahl zum Mit-Regenten in allen ihren Staaten zu erklären und ihm insbeſondere die Ausübung der Kur-Rechte zu übertragen. Sie folgte dieſem Rathe, ohne ihm jedoch von ihren Regenten-Rechten im Weſentlichen etwas als dieſe Kur-Rechte zuzugeſtehen; von welchen die meiſten Publiciſten bald darauf laut behaupteten, daß ſie dieſelben gar nicht habe beſitzen, folglich auch nicht übertragen können.

Anfangs ſchien jedoch auch hierin kein Hinderniß zu liegen. Der Kurfürſt von Mainz war ihren Abſichten auf die Kaiſerkrone geneigt und erkannte daher auch die Gültigkeit des Wahlrechts in der Perſon des Großherzogs an.

Bey der Wichtigkeit des Erzkanzler-Amts ſchienen dadurch ſchon die erheblichſten Schwierigkeiten gehoben: denn da man auf die Stimmen der Churfürſten von Trier, Sachſen, Hannover ebenfalls rechnen konnte; ſo war die Böhmiſche Stimme hinlänglich, um dem Erzherzoge die Mehrheit der Stimmen zu ſichern.

Indem die junge muthvolle Königinn ſich dieſer, dem Anſcheine nach ſo ſichern und erheiternden, Ausſicht überließ, würdigte ſie die Proteſtationen und Deductionen, womit ſie der Kurfürſt von Baiern, ſeit der Beſitznehmung ihrer Erbländer, beſtürmte, kaum einer flüchtigen Aufmerkſamkeit. Sie glaubte, es könne höchſtens ein Federkrieg daraus entſtehen, und überließ es ihren Miniſtern, die Deductionen mit Deductionen zurück zu weiſen.

In dieſem Streite konnten ihre Hof-Publiciſten es mit dem Prätendenten eben ſo zuverſichtlich aufnehmen, als ihr Heer ſich mit dem ſeinigen, allein und ohne weitere Vorbereitung, meſſen und des Sieges gewiß halten konnte. Die Anſprüche, welche Karl Albrecht machte, waren keineswegs völlig im Klaren, konnten und mußten von andern eben ſo gut, als von Oeſterreich beſtritten werden; und — Maria Thereſia erfreute ſich der Rechtswohlthat des Beſitzes, und für den Nothfall der Garantie aller Mächte Europens.

Konnte der Kurfürſt ſeine Anſprüche geltend machen, dann war es allerdings um

die geſammte Erbſchaft der Königinn geſchehen; denn ſie erſtreckten ſich aufangs zur Oeſterreichiſchen Monarchie gehörige Länder. Die Rechtsgründe, worauf er dieſe ausgedehnte Forderung ſtützte, lagen in folgenden Familienverhältniſſen und Statuten.

Karl Albrecht war der Gemahl einer Tochter Kaiſer Joſephs des Erſten, ältern Bruders Karls des Sechsten. Nun beſtand in dem Oeſterreichiſchen Hauſe die Beſtimmung: daß, nach dem Abgange der männlichen Deſcendenz, bey einer weiblichen Nachkommenſchaft zweyer Brüder, die des ältern der des jüngern vorgehen ſolle. Wenn dem Kurfürſten dieſes Statut von der einen Seite her zu Statten kam; ſo konnte es ihm von der andern zum Hinderniſſe gereichen. Er war der Gemahl der jüngern von zwey Schweſtern; deren ältere an den König von Pohlen verheurathet war. Ueber dies hatte ſeine Gemahlinn, bey ihrer Verbindung, auf ihr Erbrecht förmlich Verzicht geleiſtet.

Die Hof-Publiciſten des Kurfürſten hielten ſich daher hierbey auch weiter nicht auf,

indem ſie in den frühern Verwandtſchafts-Verhältniſſen weit ſicherere und nicht zu entkräftende Rechtsgründe zu finden vermeinten.

Der Kurfürſt ſtammte von einer Tochter Kaiſer Ferdinands des Erſten ab. Dieſe hatte bey ihrer Vermählung mit Herzog Albrecht dem Fünften von Baiern, nach der herkömmlichen Sitte, ſich ihres eignen Erbrechts, zu Gunſten ihrer Brüder und deren männlichen Nachkommen, zwar förmlich begeben: zugleich aber, behaupteten die Vertheidiger der Baierſchen Erbfolge, habe ſie ſich, bey eben dieſer Gelegenheit, für ihre Nachkommen ihr Erbrecht eben ſo förmlich vorbehalten; auf den Fall, daß die männliche Nachkommenſchaft ihrer Brüder erlöſchen ſollte. Indem ſie davon nun die Anwendung auf den durch den Tod Karls eingetretenen Fall machten, beriefen ſie ſich noch auf ein Teſtament Kaiſer Ferdinands des Erſten, worin jene Reſervation feyerlich durch die Verordnung beſtätigt ſey: daß die männlichen Nachkommen ſeiner Tochter Anna Erben aller ſeiner Länder ſeyn ſollten, ſo bald die männliche Deſcendenz ſeiner Söhne erloſchen wäre.

Das Genugthuende dieſes Beweiſes wurde nun freylich, wie man leicht erwartet, von den Oeſterreichiſchen Publiciſten nicht ſo geradezu eingeſtanden. Sie begehrten zwar keinesweges das Erbfolge-Recht des Kurfürſten im allgemeinen anzutaſten; — denn ſie mußten befürchten, wenn ſie daſſelbe umſtießen, auch das Erbfolge-Recht der Königinn zu erſchüttern. Dieſes ruhte mit jenem auf Einem und demſelben Grunde.

Sie begnügten ſich daher, die Anwendung auf den gegenwärtigen Fall zu beſtreiten. Das Erbſchaftsrecht der Herzoginn Anna könne, in dieſem Falle, deßhalb nicht geltend gemacht werden, behaupteten ſie, weil, nach dem allgemein in Deutſchland angenommenen Staatsrechte, in der weiblichen Succeſſion, ſo gut als in der männlichen, die nähere Linie das Vorrecht vor der entferntern habe. Offenbar trete daher die weibliche Nachkommenſchaft des letztverſtorbenen männlichen Erben eher in die Erbfolge ein, als die weibliche Deſcendenz ſeines Ahnherrn.

Die Verfügung Ferdinands, in dem angeblichen Teſtamente, läugneten ſie zwar

ebenfalls nicht völlig, erklärten aber die Angabe derſelben für unrichtig und in dem vorliegenden Falle zu Gunſten des Kurfürſten durchaus nichts beweiſend. Nicht von der männlichen, ſondern von der ehelichen Nachkommenſchaft ſey nämlich darin die Rede. Hiervon überführten die Miniſter der Königinn den Geſandten des Kurfürſten, durch den Augenſchein; — indem ſie ihm auf ſein Begehren das Teſtament vorzeigten.

Dadurch wurde nun freylich der Kurfürſt noch nicht bewogen, ſeine Anſprüche aufzugeben; vielmehr erhielt der Geſandte Befehl: noch ein Mahl feyerlich gegen die Erbfolge Marien Thereſiens zu proteſtiren und dann Wien zu verlaſſen. Der Federkrieg wurde nun von München und Wien aus fortgeſetzt, bis er ſich endlich in einen Waffenkrieg auflöſ'te.

Indem dieſer Streit die Aufmerkſamkeit des Oeſterreichiſchen Cabinetts beſchäftigte, der jungen Königinn übrigens keine erheblichen Sorgen verurſachte, lief die Nachricht von dem Oeſterreichiſchen Geſandten in Berlin ein:

daß man hier kriegeriſche Zurüſtungen wahrnehme, welche, nach einer ziemlich allgemeinen Vermuthung des Publicums, gegen die Königinn von Ungarn gerichtet ſeyn dürften.

Dieſe Anzeige fand in dem Oeſterreichiſchen Miniſterio wenig Glauben. Der junge König Friedrich der Zweyte hatte, wie die meiſten übrigen Europäiſchen Fürſten, Maria Thereſia als Univerſal-Erbinn ihres Vaters anerkannt; ſein Vater die pragmatiſche Sanction garantirt. Friedrich den Zweyten hielt man wohl für einen ſchönen Geiſt und Freund der Künſte und des Vergnügens; aber man war weit davon entfernt, einen Krieger in ihm zu ahnen. Es war auch in Wien bekannt genug, wie oft und wie ſehr es ſeinem Vater zum Verdruſſe gereicht hatte, daß der Kronprinz ſeinen ſchönen Soldaten den Rücken zuwandte, wenn er ſich an ihrem Anblicke und ihren künſtlichen Bewegungen weidete.

Ueber dies, worauf konnte Friedrich, geſetzt, er wollte Anſprüche machen, ſeine Anſprüche ſtützen? Sie konnten ſich höchſtens auf einen Theil von Schleſien begrenzen, und dieſe

Angelegenheit war längſt, bereits unter dem Großvater des jungen Königs, völlig abgethan. Der große Churfürſt Friedrich Wilhelm hatte zwar gegründete Anforderungen auf die Fürſtenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau gehabt; allein er hatte ſich derſelben auch, durch einen förmlichen Vertrag, gegen die Ueberlaſſung des Schwiebuſſer Kreiſes, begeben. Daß zu eben der Zeit dem Kurprinzen, nachmahligem Könige Friedrich dem Erſten, auf eine nicht ſehr ehrliche Weiſe, ein Revers, zur Zurückgabe dieſes Aequivalents, abgelockt war, erinnerte man ſich noch wohl: allein da Friedrich der Erſte die aus dieſem Revers für ihn entſtandene Verbindlichkeit, durch die Abtretung, anerkannt, ſein Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Erſte, ebenfalls nie Einwendungen dagegen gemacht hatte; ſo hielt man es nicht für wahrſcheinlich, daß dieſer Friedrich der Zweyte, dem ein ſchönes Flöten-Concert, oder eine poetiſche Epiſtel von Voltaire, weit mehr werth zu ſeyn ſchien, als die ſchönſte zu acquirirende Provinz,

dieſe längſt verjährte Angelegenheit noch ein Mahl wieder in Anregung bringen, und ſich ſogar einfallen laſſen ſollte, ſeine Anſprüche thätig zu unterſtützen.

Dieſes Letztere mußte um ſo unwahrſcheinlicher ſeyn, da man ſich in Wien gewöhnt hatte, den König von Preußen mit Geringſchätzung zu behandeln. Friedrich der Erſte war, durch die Gnade des Kaiſers, zum Könige erhoben, und als König von dem Kaiſer nie anders als ein Reichsfürſt, und noch dazu als ein von dem Hauſe Oeſterreich ſehr abhängiger Reichsfürſt, behandelt.

Friedrich Wilhelm der Erſte, ſo despotiſch er in ſeinen Staaten regierte, ſo knechtiſch er hier gefürchtet wurde; ſo wenig Achtung genoß er bey den übrigen Fürſten Europens. Da er eben ſo viel Abneigung gegen den Krieg, als Leidenſchaft für das Militär und militäriſche Uebungen zeigte, ſo machte man dieſe nur zu einem Gegenſtande mannigfaltiger Spöttereyen, und hielt ſeine Armee für nichts weiter, als eine Sammlung ſchöner großer Puppen, mit deren künſtlichen Bewe=

gungen der König ein Kinderſpiel treibe. Wie wenig ihn Kaiſer Karl der Sechste achtete, erhellte aus ſeinem Betragen gegen ihn. Friedrich Wilhelm hatte ihm, gegen gewiſſe Bedingungen, ein Hülfsheer von zehn tauſend Mann überlaſſen. In Wien dachte man nie daran, dieſe Bedingungen zu erfüllen. Nie hatte er dem Preußiſchen Staate in Europa einiges Anſehen zu verſchaffen gewußt. Ungeachtet ſeiner achtzig tauſend Mann und ſeines gefüllten Schatzes, galten ſeine Stimme und ſeine Verbindung, in dem großen Fürſtenrathe Europens, nur ſehr wenig. Der König von England, Georg der Zweyte, nannte ihn nur: ſeinen Bruder den Corporal. Mannigfaltige Anecdoten von ſeiner Despotie, und ſelbſt das Mißverſtändniß mit ſeinem älteſten Sohne, hatten ihm überhaupt die Achtung des Publicums beynahe gänzlich geraubt.

Dies mußte um ſo ſicherer, zum Theil wenigſtens, auf ſeinen Nachfolger forterben, da man an ihm auch nicht einmahl die Neigung zum Soldatenweſen, als eine fürſtliche Paſſion, wahrgenommen hatte, und wußte,

daß ſein Vater ſelbſt geringſchätzig von ihm gedacht hatte. Wie ſollten nun die Oeſterreichiſchen Miniſter veranlaßt werden, der Nachricht von ſeinen Rüſtungen gegen die Königinn Glauben beyzumeſſen? Gleichwohl entſchloſſen ſie ſich, an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen und den König ſelbſt ausforſchen zu laſſen.

Zu dem Ende erſchien der Marquis von Botta d'Adorno in Berlin und vor dem Könige. Der König errieth ſeine Abſichten leicht, und beluſtigte ſich an den künſtlichen Wendungen, welche der Marquis anwandte, ſeine Plane zu errathen. Die Rüſtungen wurden fortgeſetzt; und als das Unternehmen zur Ausführung gereift war, blieb es auch für den Marquis von Botta kein Geheimniß mehr, wohin und wozu die Armee, die ſich mitten im Winter in Bewegung ſetzte, beſtimmt ſey.

Gegen die Mitte des Decembers 1740 brach ein Heer von acht und zwanzig tauſend Mann auserleſener Truppen auf, um in Schleſien einzudringen, und die Anſprüche, welche der König auf einen Theil dieſes Fürſtenthums

machte, zu unterſtützen. Friedrich brannte vor Begierde, die Schmach und das Unrecht, das ſeinem Großvater von Oeſterreich, ſeinem Gefühle nach, widerfahren war, zu rächen, und ſeine Monarchen = Laufbahn durch eine auffallende kühne Unternehmung zu beginnen.

Er empfand in dem Innerſten ſeines Buſens die Aufforderung, welche ſein Großvater, durch die Erwerbung der Königswürde, an ſeine Nachfolger zurück gelaſſen hatte: für die Krone, welche er ihnen überlieferte, ein Königreich zu erwerben. Von dieſem Ehrgeize fühlte er ſich mächtig ergriffen; von dem Augenblicke an, da er den Thron ſeines Vaters erſtiegen hatte. Es war ihm nicht entgangen, daß ſein Vater, den er achtete, wenn er ihn auch nicht liebte, deſſen Verdienſte er kannte und erkannte, dieſer ſo ſehr verdienten Achtung in Europa entbehrte. Er fühlte, daß dieſe Geringſchätzung auf den Preußiſchen Staat übergetragen und, mit dieſem, auf ihn fortgeerbt ſey. Eine kräftige Stimme in ſeinem Innern forderte ihn auf, dieſe Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung zu rächen,

die Ehre ſeines Hauſes und ſeines Volks zu retten.

Dieſe Vorſtellungen und Gefühle arbeiteten in ſeiner Seele, während man ihn mit nichts anderm, als Planen zu muſikaliſchen Compoſitionen und Gedichten, beſchäftigt glaubte. Bald nach ſeiner Thronbeſteigung war er nach Rheinsberg, wo er als Kronprinz gelebt hatte, zurück gegangen. Hier litt er unter den Beſchwerden eines kalten Fiebers, als ihm die Nachricht von dem Tode Kaiſer Karls des Sechsten überbracht wurde.

Plötzlich loderte die Flamme des Ehrgeizes in ſeinem Buſen empor. Der Entſchluß ſtand von dieſem Augenblicke an feſt: die Schleſiſchen Fürſtenthümer, auf welche ſein Ahnherr gerechte Anſprüche gehabt hatte, ſeinem Hauſe wieder zu erwerben.

Der Entſchluß war gefaßt; allein er mußte auch gerechtfertigt werden können, wenn die Ausführung deſſelben nicht, anſtatt Bewunderung, als eine Räuberey, Unwillen und Verachtung erregen ſollte. Dies ſchien ihm noch weniger Schwierigkeit zu haben, als die

Ausführung ſelbſt. Die Verzichtleiſtung ſeines großen Ahnherrn galt in ſeinen Augen für Nichts; weil ſie, ſeiner Meinung nach, durch die unedle Ueberliſtung Friedrichs des Erſten, ihrer Rechtskraft völlig beraubt ſey. Die Garantie, welche ſein Vater der Erbfolge Marien Thereſiens geleiſtet hatte, hatte nicht mehr Gewicht in ſeinen Augen. Weit entfernt, dieſe Garantie zurück zu nehmen, oder der jungen Königinn ihr Geſammterbe ſtreitig zu machen, erkannte er ſie vielmehr öffentlich und völlig aufrichtig als rechtmäßige Beſitzerinn deſſelben an. — Nur nahm er von ihrem Erbe freylich aus, was er für das Seinige hielt. Es war einleuchtend, daß Beſitzungen, welche ihrem Vater nie gehört hatten, von ihm auch ſeiner Tochter nicht mit übertragen werden konnten. Eben ſo einleuchtend war es, daß ſein Vater, indem er die Erbfolge der Tochter Karls des Sechsten garantirte, in dieſe Garantie Provinzen nicht mit begreifen konnte, welche ihm eigentlich angehörten. Wie ließ es ſich denken, daß er einer unrechtmäßigen Beſitzerinn ein Erbe zuſichern konnte, das

er ſeinem Nachfolger zu erhalten verpflichtet war?

Dies iſt der Hauptinhalt der Deduction, in welcher Friedrich der Zweyte ſich ſelbſt und, in der Folge, ganz Europa die Rechtmäßigkeit ſeines Unternehmens auf Schleſien zu erweiſen trachtete. So ſchnell der Entſchluß dieſer Eroberung gefaßt war; ſo heftig er von einer glühenden Einbildungskraft ergriffen und zur Ausführung fortgedrängt wurde: ſo vergönnte der kräftige Geiſt des jungen Monarchen ſeiner raſchen Phantaſie doch nicht, der Ueberlegung voraus zu eilen. War die Ausführung möglich? war ſie wahrſcheinlich? Konnte der vielleicht zufällig erlangte Beſitz auch behauptet werden? — Dies waren Gegenſtände einer freylich nicht ſehr langen, aber deſto ernſtlichern Ueberlegung. Der junge Monarch ſah ſich im Beſitze eines trefflichen Kriegsheers von achtzig tauſend Mann und eines reich angefüllten Schatzes. Er wußte, daß ſeine Gegnerinn an beydem Mangel litt. Er kannte die Verhältniſſe im Innern der Staatsverwaltung der Oeſterreichiſchen Monarchie; er kannte die Ver-

hältniſſe der jungen Monarchinn zu den übri=
gen Mächten Europens. Er zweifelte nicht,
daß ſich noch mehrere Anſprüche ergeben und
daß dieſe Anſprüche ihm Bundesgenoſſen zufüh=
ren würden. Von Rußland hatte er wenig=
ſtens keine Hinderniſſe zu fürchten. In Be=
treff Frankreichs rechnete er auf die ſeit Jahr=
hunderten hier eingewurzelte Eiferſucht über
die Größe der Oeſterreichiſchen Macht und das
ähnliche Verhältniß Frankreichs und Englands.
Die Beſitznehmung Schleſiens mußte ihm allein
gelingen und in der Behauptung mußte ihm von
Andern Beyſtand geleiſtet werden. Uebrigens
vertraute er auf die alte Beobachtung: daß den
Kühnen das Glück nicht leicht verläßt.

Durch dieſe Betrachtungen in ſeinem Ent=
ſchluſſe beſtätigt, befreyete ſich der König ſelbſt,
durch eine gute Doſis China, — die ihm die
Aerzte verſagt hatten, — von ſeiner Unpäß=
lichkeit, und eilte nach Berlin, um die nöthi=
gen Veranſtaltungen zu dem Unternehmen zu
treffen, das durch Schnelligkeit, Verborgen=
heit und Ueberraſchung unterſtützt werden muß=
te, wenn es gelingen ſollte.

Indem man zu Wien noch immer an der Wahrheit eines Gerüchts zweifelte, welches zu abenteuerlich ſchien, als daß man darauf hätte ernſtliche Rückſicht nehmen können; brachen zwanzig Bataillons und ſechs und dreyßig Schwadronen auserleſener und mit allen Kriegserforderniſſen reichlich verſehener Truppen nach Schleſien auf. Zugleich eilte der Ober-Hofmeiſter des Königs, Graf von Gotter, nach Wien, um der Königinn über dieſe Erſcheinung die nöthigen Aufſchlüſſe zu geben und ihr Vorſchläge, zum Vergleiche, zu überbringen.

Gotter hatte den Auftrag, ihr zu erklären: daß der König von Preußen bereit ſey, die Königinn von Ungarn, in der Behauptung ihres Geſammterbes, durch Truppen und Geld zu unterſtützen, dafern ſie ſeinen Anſprüchen auf Schleſien, durch einen friedlichen Vertrag, eine Genüge leiſten wolle. Zugleich machte er ſich anheiſchig, dem Großherzoge von Toscana, ihrem Gemahle, ſeine Wahlſtimme zur Kaiſerwürde zu geben: — alles dies freylich unter der Bedingung der friedlichen Ueberlaſſung deſſen, was er für ſein Eigenthum erklärte; woran ſie alſo an dem ihrigen nichts einbüßen konnte.

Man kann ſich nicht verhehlen, daß der König von dieſen Anträgen ſelbſt keinen günſtigen Erfolg erwartete. Er machte ſie nur, um dem Vorwurfe zu entgehen, als habe er nur Krieg gewollt, und den Krieg, den er hätte vermeiden können, muthwillig begonnen. Dieſem Vorwurfe mußte er auch deßwegen vorzubeugen ſuchen, weil er auf Verbindungen und Unterſtützungen rechnete und ihm deßhalb die öffentliche Anſicht und Beurtheilung ſeines Unternehmens nicht gleichgültig ſeyn konnte.

Im Begriffe, zur Armee nach Schleſien abzugehen, wiederhohlte er daher dieſelben Vorſchläge, welche der Graf von Gotter in Wien machte, dem Marquis von Botta in Berlin. Zugleich aber ſetzte er, als ſeinen unwandelbaren Entſchluß, hinzu: daß, dafern die Königinn ſeine freundſchaftlichen Anträge verwerfen ſollte, er alles daran wagen werde, ſich mit den Waffen in ſein Recht zu ſetzen und ſich in demſelben zu behaupten.

Der Marquis von Botta verſuchte noch ein Mahl alles, um den König von dieſem Vorſatze abzubringen, und ſchloß mit der

Aeußerung: daß er vielleicht das Haus Oeſter-reich zu Grunde richten könne, ſich aber dann gewiß auch ſelbſt in den Abgrund ſtürzen werde. Auf dieſe pathetiſche Rede erwiederte Friedrich kurz und trocken: es hänge nur von der Königinn ab, die ihr gethanen Vorſchläge anzunehmen.

Der Marquis ſchien einen Augenblick nachzudenken, faßte ſich dann wieder und ſagte, mit Ironie in Ton und Mienen: „Ich geſtehe es, Sire, Ihre Truppen ſind ſchön. Die unſrigen würden ſehr dagegen abſtechen; allein ſie haben vor dem Schuſſe geſtanden. Ich beſchwöre Sie, Sire, bedenken Sie, was Sie unternehmen.“

Dieſe Aeußerung reizte den König. Er erwiederte mit erhöheter Lebhaftigkeit: „Sie finden meine Truppen ſchön. Sie ſollen, hoffe ich, auch noch geſtehen, daß ſie gut ſind.“

Der Marquis verſuchte noch einige Vorſtellungen; allein der König ließ ihn merken, daß ſie zu ſpät kämen.

Der Würfel war geworfen. Es kam darauf an, für wen das Glück ſich erklärte. Nach

einem großen Maskenballe, (am 21ſten December,) reiſ'te der König von Berlin ab und traf in wenig Tagen bey der Armee ein, die bereits in Schleſien eingerückt war.

2.

Maria Thereſia verwirft die friedlichen Anträge Friedrichs des Zweyten. Dieſer ſetzt darauf, längs der Oder, ſeine Unternehmungen in Schleſien fort, blockirt die Feſtungen Glogau, Brieg und Neiße, zwingt Breslau zur Neutralität, gewinnt die Schlacht bey Molwitz, und unterwirft ſich die Hauptſtadt und den größten Theil Schleſiens.

Maria Thereſia und ihre Miniſter fanden ſich durch den Antrag und das Verfahren des Königs höchlichſt beleidigt. Sie erſtaunten über ſeine Kühnheit und gaben ſeinen Geſandten, mit den ſichtbarſten Zeichen des Unwillens und der Geringſchätzung, zur Antwort: Man könne ſich auf dieſe Anträge gar nicht einlaſſen. Der König wiſſe ſelbſt, daß die pragmatiſche Sanction keine Abtretungen geſtatte.

Seiner Inſtruction gemäß wandte ſich der Graf Gotter hierauf nochmahls beſonders an

den Großherzog von Toscana. Er erklärte dieſem: daß der König zufrieden ſeyn werde, wenn man ihm nur die ihm erblich zuſtehenden Fürſtenthümer abtreten, und für die, ſeit dem mißbräuchlichen Beſitze, aus denſelben gezogenen Einkünfte eine Schadloshaltung verwilligen wolle.

Er begleitete dieſen Antrag mit nachdrücklichen Vorſtellungen, und wagte es ſogar, dem Großherzoge einen Brief des Königs mitzutheilen, in welchem ſich unter andern die Aeußerung fand: Will der Großherzog ſich zu Grunde richten, nun, ſo mag er es thun!

Dieſer Kunſtgriff war auf die Gemüthsart des Großherzogs richtig berechnet, und würde nicht ohne Wirkung geblieben ſeyn, wenn er ſelbſt mehr Einfluß, in die Entſchließungen des Cabinetts, gehabt hätte. Allein die Miniſter der Königinn, beſonders der Kanzler, Graf Kinsky, ſetzten ihren Stolz der Kleinmüthigkeit des Großherzogs entgegen. Maria Thereſia fühlte nur das Beleidigende in dem Verfahren Friedrichs. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und die Entſcheidung

der Sache blieb dem Glücke der Waffen über⸗laſſen.

Die Preußiſche Armee war indeſſen, un⸗gehindert, längs der Oder in Schleſien vorge⸗drungen. Da ſich kein Feind zeigte und die Jahrszeit keine Unternehmungen auf die Fe⸗ſtungen erlaubte, cantonirte ſie in den Dörfern, und ſtreuete überall gedruckte Patente aus, in welchen der König den Einwohnern Schleſiens die Verſicherung ertheilte: daß er, weit ent⸗fernt, feindſelige Abſichten zu hegen, vielmehr zu ihrem Schutze herbey eile. Er belehrte ſie über ſeine Anſprüche, und bedeutete ſie zugleich, daß ohne Zweifel noch weit mehrere an die Königinn von Ungarn gemacht werden dürften. Weil nun zu fürchten ſtehe, daß, in dieſem Falle, ſich eine andere Macht, auf eine feindſelige Weiſe, ihrer bemächtigen werde, ſo habe er ſein Heer einrücken laſſen, um die Einwohner ge⸗gen ein ſolches Unglück zu ſichern.

Zugleich ließ der König durch ſeine Ge⸗ſandten an den vornehmſten Europäiſchen Hö⸗fen eine förmliche Deduction ſeines Beſitzrechts austheilen, um den Vorwurf eines unvorberei⸗teten Friedensbruchs von ſich abzuwälzen.

Indem Europa über dieſe unerwartete und kühne Unternehmung erſtaunte, ſetzte der König dieſelbe ungehindert, ſeinem Plane gemäß, fort. Außer ſehr mäßigen Beſatzungen in den Feſtungen Glogau, Brieg und Neiße fanden ſich um dieſe Zeit faſt gar keine Oeſterreichiſchen Truppen in Schleſien. Der größte Theil der Oeſterreichiſchen Armee ſtand noch in Ungarn; und die übrigen waren in die andern Grenzprovinzen vertheilt. Auf Schleſiens Vertheidigung hatte niemand gedacht, weil niemand für Schleſien etwas gefürchtet hatte. Der Feldmarſchall Brouwne, welchen die Königinn jetzt zur Vertheidigung dahin ſandte, konnte daher kaum drey tauſend Mann zuſammen bringen. Mit dieſen war er freylich nicht im Stande, die Fortſchritte einer Armee von dreyßig tauſend aufzuhalten.

Der König von Preußen hatte Glogau eingeſchloſſen und rückte nach Breslau zu, um ſich dieſer Hauptſtadt zu verſichern. Der Feldmarſchall Brouwne ſuchte ihm zuvor zu kommen, fand aber Widerſtand bey der Stadt ſelbſt.

Breslau hatte Vorrechte, welche denen der Deutſchen freyen Reichsſtädte glichen. Kraft dieſer hing es von ihr ab, Truppen einzunehmen, oder denſelben die Thore zu verſchließen. Sie wählte das Letztere, und widerſetzte ſich auch kühn den Gewaltsverſuchen des Oeſterreichiſchen Feldherrn.

Indeſſen würde der Oeſterreichiſche Feldherr doch wohl ſeinen Zweck erreicht haben, wenn nicht der Vortrab des Preußiſchen Heeres, unter der Anführung des Prinzen Leopold von Deſſau, zu ihrem Beyſtande herbey geeilt wäre. Der Oeſterreichiſche General zog ſich nun zurück, und die Preußen beſetzten die Vorſtädte, bis an die Thore.

Als der König ſelbſt angelangt war, ließ er die Stadt ſelbſt auffordern. Anfangs weigerte ſich der Magiſtrat, die Thore zu öffnen; allein die Maſſe der Bürgerſchaft war, als Proteſtanten, den Preußen geneigt. Ueber dies befürchtete die Bürgerſchaft von einem längern Widerſtande Hungersnoth und eine endliche Einnahme mit Sturm. Es gelang daher einem unternehmenden Schuſter, ſich einen An-

hang zu verſchaffen und mit demſelben den Magiſtrat zu Unterhandlungen mit dem Könige zu nöthigen.

Die Schließung eines Neutralitäts-Vertrags fand nun keine Schwierigkeit weiter. Er wurde am 2ten Januar 1741 unterzeichnet, und in demſelben wurden die Privilegien der Stadt beſtätigt. Die Mitglieder der Oeſterreichiſchen Oberamts-Regierung wurden ihrer Aemter entſetzt und auf ihre Güter verwieſen. Die übrigen Bedingungen waren die einer ſtrengen und vollendeten Neutralität.

Während dies hier vorging, war der Feldmarſchall Graf von Schwerin mit einem detaſchirten Corps längs dem Gebirge hin vorgerückt, um den Feldmarſchall Brouwne auch aus Ober-Schleſien zu verdrängen. Dies gelang, ohne viele Schwierigkeit; Brouwne zog ſich nach Mähren zurück. Der König ſah ſich, noch vor Ende des Januars, (1741,) ohne Schwertſchlag im Beſitze des größten Theils von Schleſien. In dieſem war ihm nichts übrig, um ſeine Unternehmung zu vollenden, als die Eroberung einiger Feſtungen, welche er den Reſt des Winters über eingeſchloſſen hielt.

Dieſes Geſchäft mußte freylich bis zum Frühjahre aufgeſchoben werden. Man begnügte ſich daher, ſie den Winter über eingeſchloſſen zu halten. Die Armee genoß den Reſt deſſelben der Winterruhe; indem der König in Berlin beſchäftigt war, für den nächſten Feldzug die erforderlichen Anſtalten zu treffen, um das ganze Unternehmen ſo bald als möglich zu vollenden.

Kaum nahete ſich der Frühling, ſo kehrte er, von einer anſehnlichen Verſtärkung begleitet, nach der Armee zurück. Er eröffnete den neuen Feldzug mit der Beſtürmung und Eroberung von Glogau. Zu einer Belagerung war die Jahrszeit noch nicht günſtig; zudem fehlte es an grobem Geſchütze. Auch bedurfte es einer förmlichen, zeit- und koſtſpieligen Belagerung nicht. Die Feſtung war in einer ſo ſchlechten Beſchaffenheit, daß bey einem Sturme wenig Mühe und Verluſt erwartet werden konnte.

Am 9ten März 1741 beſtürmten die Preußen die Feſtung, von fünf Seiten her; und in weniger als einer Stunde war ſie erobert. Der

Commandant und die Beſatzung würden zu Kriegsgefangenen gemacht. Die Feſtungswerke waren ſo wenig im Vertheidigungsſtande, daß die Cavallerie über die Wälle ſetzte. Die Beſitznehmung geſchah mit der größten Ordnung. Niemanden wurde ein Haar gekrümmt; niemand wurde beraubt. Die Preußiſche Mannszucht erregte hier zum erſten Mahle Bewunderung und Achtung, da ſie bisher nicht ſelten ein Gegenſtand des Tadels und Spottes geweſen war.

Bisher hatte der König, beynahe ohne einen Feind vor ſich zu haben, Krieg geführt. Seine Siege waren ihm leicht geworden, konnten aber auch wenig Ruhm und Sicherheit gewähren. Nunmehr ſtellte ſich ihm ein erfahrner General mit einer beträchtlichen Armee entgegen. Jetzt erſt konnte er ſein Helden=Talent und die Tapferkeit ſeiner Krieger bewähren.

Bereits während des Winters hatte die Königinn von Ungarn eine Armee, zur Vertheidigung Schleſiens, zuſammen ziehen laſſen. Unter der Anführung des Feldmarſchalls, Gra=

ſen von Neuperg, rückte ſie nun gegen die Preußen vor, und bemühete ſich beſonders, die verſchiedenen Abtheilungen dieſer Armee zu trennen. Die zahlreichen leichten Truppen, welche die Oeſterreichiſchen Heere zu begleiten pflegen, unterſtützten dieſen Plan ſehr. Sie ſtreiften weit und breit umher, iſolirten nach und nach einige Preußiſche Truppen-Abtheilungen, hoben manche kleine Streifparteyen ganz auf, und gewannen einige andere nicht ganz unbedeutende Vortheile.

Der König zog daher mehrere Truppen-Abtheilungen ſeiner Armee zuſammen, um ſie mit dem Corps des Feldmarſchalls Schwerin, der in Ober-Schleſien ſtand, zu vereinigen und ſo kräftig gegen den Feind zu agiren. Er richtete zunächſt ſeinen Marſch nach Jägerndorf und Neiße.

Indeſſen war der Feldmarſchall Neuperg ſchon zu weit vorgedrungen, als daß es der König hätte rathſam finden ſollen, ſeinen Marſch fortzuſetzen. Er lagerte ſich zwiſchen Steinau und Neuſtadt, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Neuperg rückte,

mit raſchen Schritten, vor; ging ungehindert über die Neiße und ſetzte ſich zwiſchen die Armee des Königs und die Stadt Ohlau, in welcher die Preußen ihre hauptſächlichſten Magazine und Kriegsvorräthe hatten.

Dieſer Umſtand ſetzte den König in die Nothwendigkeit, eine Schlacht zu wagen. Er eilte daher, ſeiner Armee den Vortheil der Stellung zu verſchaffen. Am Morgen des zehnten Aprils formirte ſich die Armee in Schlachtordnung; den Orten gegen über, in welchen die Oeſterreicher ruhig cantonirten.

Jetzt erſt erfuhr der Feldmarſchall Neuperg, wie nahe ihm der Feind ſey, und welche Abſicht er hege. Er mußte ſeine Schlachtordnung unter den Kanonen der Preußiſchen Armee, die ſehr ſchnell und gut bedient wurde, bilden. Gleichwohl begann ſeine Reiterey, die vorzüglicher und von einem erfahrnern Generale angeführt war, als die Preußiſche, zuerſt und mit überwiegendem Glücke, das Treffen; brachte die Preußiſche in Unordnung und drang bis auf die Infanterie vor.

Von dieſer ward ſie mit dem Muthe und der Standhaftigkeit empfangen, welche ſie in der Folge beſtändig ausgezeichnet hat. So heftig der Angriff war, ſo feſt und unerſchütterlich wies ſie ihn zurück. Das Treffen wurde allgemein, hartnäckig, blutig. Fünf Stunden lang wurde ein mörderiſches Feuer ununterbrochen fortgeſetzt. Die Munition war verſchoſſen; die Lebenden mußten die Todten plündern, um ihr Mordgeſchäft fortſetzen zu können. Schon fürchteten die Preußiſchen Anführer, daß Mangel an Pulver ſie nöthigen würde, dem Feinde das Schlachtfeld zu überlaſſen, als der Feldmarſchall Schwerin, der den linken Flügel anführte, durch eine glückliche Wendung, den Oeſterreichiſchen rechten Flügel zum Weichen brachte und ſo das Treffen für den Sieg der Preußen entſchied. Die Oeſterreichiſche Armee wurde völlig geſchlagen und zerſtreuet. Die Nacht machte dem Verfolgen ein Ende.

Dieſe Schlacht, welche den Preußiſchen Waffenruhm, unter Friedrich dem Zweyten, gründete, war zugleich eine der blutigſten in allen Kriegen dieſes Monarchen. Sie koſte-

te den Oeſterreichern an ſieben tauſend und den Preußen dritthalb tauſend Todte, und Beyden gegen fünf tauſend Gefangene und Verwundete. Sie iſt in den Annalen der Preußiſchen Kriegsgeſchichte mit der Benennung der Schlacht bey Molwitz bezeichnet.

Ihr folgte, acht Tage nachher, die Belagerung und Eroberung der Feſtung Brieg. Die Haupt-Armee hatte bey dem Dorfe, das ihren Sieg bezeichnete, ein Lager bezogen, in welchem ſie beynahe drey Wochen ſtehen blieb. Es ſchien, als ſey für ſie wenig mehr zu thun übrig, um über das Schickſal Schleſiens zu entſcheiden.

Um zu vollenden, was der Vollendung ſo nahe zu ſeyn ſchien, wünſchte Friedrich, durch das Glück des erſten Verſuchs aufgemuntert, eine zweyte Feldſchlacht. Er hoffte, mit Recht, in einer ſolchen, den ſehr geſchwächten Feind völlig zu Grunde zu richten.

Um den feindlichen Feldherrn ſeiner Abſicht gemäß zu beſtimmen, erhob ſich der König aus ſeinem Lager bey Molwitz und rückte dem Feinde näher. Dieſer errieth ſeine Abſicht und

zog ſich bis über die Neiße zurück. An derſelben verſchanzte er ſich, bey der Feſtung dieſes Nahmens, in einer ſehr vortheilhaften und faſt unüberwindlichen Poſition. Der König bezog nun, auf der andern Seite, das Lager bey Strehlen. Beyde Heere ſtanden hier einige Monathe lang, ohne etwas gegen einander zu unternehmen.

Indem die Heere ruhten und der Krieg nur durch die Neckereyen der Vorpoſten und kleine Streifzüge der leichten Truppen fortgeſetzt wurde, entwarf der Feldmarſchall Neuperg einen Plan, der, wenn er gelang, den König ohne Zweifel in Kurzem um den größten Theil ſeiner errungenen Vortheile bringen mußte. Er wollte, durch eine geſchickte Wendung, die Armee des Königs tourniren; dann ſchnell auf die Hauptſtadt losgehen. Die Verbindungen, welche er hier unterhielt, ſicherten ihm einen erwünſchten Empfang. Die Beſetzung derſelben würde den König, aus mehr als Einer Rückſicht, in Verlegenheit geſetzt haben.

Noch zur rechten Zeit wurde dieſer Entwurf dem Könige, der auf ſeiner Hut war und

ſeinen Gegner, ſo wie die Hauptſtadt, nie aus den Augen ließ, verrathen. Längſt hatte in der letztern ein Clubb alter, ächt=katholiſcher, alſo dem Hauſe Oeſterreich ſchwärmeriſch ergebener, Damen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Sie hielten gewöhnlich des Abends Zuſammenkünfte, die ſie Stunden nannten, in welchen ſie ſich ihre Neuigkeiten mittheilten und ihrem Unwillen gegen den König von Preußen Luft machten. Durch eine falſche Schweſter erfuhr der König Alles, was in dieſen Conventikeln vorging; auch den Plan ſeines Gegners und die Verbindungen, welche er in Breslau unterhielt.

Die Gefahr war nahe; nur ein ſchneller Entſchluß, ein raſches Zuvorkommen konnte ſie abwenden. Bemächtigte ſich der feindliche Feldherr der Hauptſtadt, — welches ihm, durch die Verbindungen, die er darin unterhielt, leicht gelingen konnte, — dann würde er auch Beſitzer der hauptſächlichſten Magazine der Preußen und ihrer Kriegsvorräthe geworden ſeyn. Zugleich hätte er die Verbindung des Preußiſchen Heeres mit der Mark Branden=

burg unterbrochen, welche bisher, vermittelſt der Oder, unterhalten war.

Um ſeine Abſicht zu verdecken, und ſie deſto ſicherer auszuführen, ließ der König die Syndicen und andere Magiſtrats-Perſonen, denen er nicht trauen durfte, in das Lager beſcheiden. Auch die fremden Geſandten, die ſich zu Breslau aufhielten, berief er dahin, um ſie für den Fall einer Unruhe in Sicherheit zu ſetzen. Indem dieſe im Lager anlangten, erſchienen, von mehrern Seiten her, Truppen-Abtheilungen vor den Thoren der Hauptſtadt, welche die Erlaubniß zum Durchmarſche forderten und unter dieſem Vorwande die Thore beſetzten.

Die völlige Beſitznahme erfolgte nun ohne Widerſtand und Unruhe. Die Bürgerſchaft leiſtete die Huldigung. Eine hinlängliche Beſatzung ſicherte den Beſitz gegen alle etwanige innere und äußere Unternehmungen.

3.

Der Kurfürſt von Baiern ſucht und erhält Franzöſiſche Unterſtützung, für ſeine Anſprüche auf die Oeſterreichiſche Geſammterbſchaft. Auch Spanien tritt mit ſeinen Anforderungen hervor, und verlangt ebenfalls Unterſtützung für dieſelben von Frankreich. Intriguen am Franzöſiſchen Hofe, Theilungsentwurf, Unterhandlungen und Kriegsplane. Der Kurfürſt von Baiern beginnt von dieſer Seite die Feindſeligkeiten, durch einen Einfall in Vorder-Oeſterreich.

Durch die kühnen und glücklichen Unternehmungen des Königs von Preußen aufgemuntert, war der Kurfürſt von Baiern ebenfalls thätiger geworden. Er ſah, wie weit wirkſamer der Waffenkrieg als der Federkrieg ſey, um ſolche Zwecke, als wofür er ſtritt, zu erreichen; und wünſchte dem Beyſpiele Friedrichs folgen zu können.

In dieſer Abſicht wandte er ſich an Frankreich, als ſeinen alten Bundesgenoſſen, einen noch ältern Neider der Größe Oeſterreichs, und die einzige Macht, von welcher er eine, ſeinem Zwecke völlig entſprechende, Unterſtützung erwarten konnte.

Mit ihm zugleich wurden von Spanien ähnliche Anforderungen an Frankreich gemacht. Die Gemahlinn des Königs von Spanien, deren planvoller Ehrgeiz nie ruhte, hielt dies für eine günſtige Gelegenheit, ihrem zweyten Sohne, Dom Philipp, ebenfalls, in Italien, ein unabhängiges Herrſcher-Eigenthum zu verſchaffen. Sie beſtimmte dazu die Fürſtenthümer Mailand, Mantua, Parma und Piacenza, woraus ſie ein Lombardiſches Königreich zu errichten dachte.

Um dieſen Theil des Ganzen der Oeſterreichiſchen Geſammt-Monarchie zu erhalten, glaubte man das Ganze in Anſpruch nehmen zu müſſen. Wann hat es den Ehrgeizigen oder Habſüchtigen unter den Großen der Erde an Deductionen von Rechten gefehlt, ſobald ſie derſelben, für ihre egoiſtiſchen Zwecke, zu bedürfen glaubten? — Der Kurfürſt von Baiern und die Königinn von Ungarn hatten Beyde bereits ihre ausſchließlichen Erbſchaftsrechte erwieſen. Nun trat noch der König von Spanien mit einer Deduction hervor, in welcher ſonnenklar dargethan und gegen jedermann be-

hauptet wurde: Niemand als er könne auf die Oeſterreichiſche Erbſchaft eine gegründete Anforderung machen.

Wollten die Spaniſchen Hof-Publiciſten dieſe Behauptung erweiſen, ſo mußten ſie die Rechtsbeweiſe der übrigen Competenten entkräften; und um dies zu können, noch einige Stufen weiter in der Familien-Geſchichte des Oeſterreichiſchen Hauſes hinauf ſteigen, als jene.

Hier fanden ſie nun, was ſie bedurften, in dem Erbvergleiche, welchen Kaiſer Karl der Fünfte mit ſeinem Bruder, Ferdinand dem Erſten, (1521,) errichtet und durch ſein Teſtament beſtätigt hatte. In Folge deſſelben hätten die Königreiche Ungarn und Böhmen, nach dem Tode des Kaiſers Matthias, an den König Philipp den Dritten von Spanien fallen müſſen. Philipp der Dritte habe zwar ſein Anrecht, (1617,) dem Kaiſer Ferdinand dem Zweyten förmlich abgetreten, ſich aber zugleich das Rückfallsrecht reſervirt; auch ausdrücklich feſt geſetzt, daß bey dem Erlöſchen des männlichen Oeſterreichiſchen Stammes die männlichen und

weiblichen Nachkommen der Spaniſchen Linie vor den weiblichen der Oeſterreichiſchen das Vorrecht behalten ſollten. Dieſes Erbrecht habe nun Anna von Spanien, die Gemahlinn Ludewigs des Dreyzehnten, bereits an die Bourbons gebracht, und mit dieſen ſey es wieder auf den Spaniſchen Thron gekommen. Da nun König Philipp der Vierte dieſen ſeinen Thron vollkommen rechtmäßig beſitze; ſo ſey auch nichts klarer, als ſein Anrecht auf die ſämmtliche Verlaſſenſchaft Kaiſer Karls des Sechsten, und nichts billiger, als daß Frankreich ihm, als ſeinem nahen Verwandten und Bundesgenoſſen, zu der Behauptung dieſes Rechtes verhelfe.

Auf den Cardinal Fleury machten anfangs dieſe ſo wenig als die Baieriſche Deduction einen erwünſchten Eindruck. Man weiß, wie ſehr er den Frieden liebte, und wie abgeneigt er daher allen Planen und Zumuthungen war, welche ihn in die Nothwendigkeit ſetzen mußten, ſeiner Neigung und den ſo lange behaupteten Grundſätzen ſeiner Adminiſtration zuwider zu handeln. Er verſchanzte ſich daher

hinter der Garantie, welche Frankreich der pragmatiſchen Sanction geleiſtet hatte, und ließ ſich auf die Beweiſe der Unkräftigkeit derſelben weiter nicht ein.

Indeſſen entſpann ſich eine Intrigue, zum Vortheile der Anforderungen Baierns und Spaniens, welche bereits an einem andern Orte *) näher entwickelt worden iſt, alſo hier als bekannt voraus geſetzt werden muß. Der alte Cardinal wurde genöthigt, ſeine Neigungen und Grundſätze dem Einfluſſe des Grafen von Belle-Isle und ſeiner Partey aufzuopfern und ſich öffentlich für die Unterſtützung der Anſprüche der erwähnten Competenten zu der Oeſterreichiſchen Erbſchaft zu erklären. Er ſah ſich nun genöthigt, ſelbſt die Gültigkeit der pragmatiſchen Sanction, auf welche er ſich bis dahin bezogen hatte, zu entkräften. In Briefen und Proclamationen, die ſeine Unterſchrift trugen, wurde gezeigt, daß, bey der Garantie des Teſtaments Karls des Sechsten, nothwendig habe voraus geſetzt werden müſſen: der Kaiſer habe durch daſſelbe die

*) S. Unſ. Jahrb., Th. VI, S. 342 u. f.

Rechte anderer nicht kränken wollen. In ſo fern ſich nun das Gegentheil hiervon ergebe, könne auch kein Garant gehalten ſeyn, ſie ferner in Schutz zu nehmen. Was den König von Frankreich insbeſondere betreffe, ſo verbänden dieſen ältere und heiligere Pflichten, die wohl begründeten Anſprüche ſeiner Verwandten und Bundesgenoſſen, ſelbſt gegen die pragmatiſche Sanction, zu vertheidigen; dafern die Gemahlinn des Großherzogs von Toscana ſich weigern ſollte, die Rechte derſelben anzuerkennen und ihren Beſitz zu cediren.

Vergebens machte die Königinn von Ungarn Vorſtellungen hiergegen; vergebens berief ſie ſich auf die förmliche Anerkennung der Rechtmäßigkeit ihres Beſitzes; vergebens appellirte ſie endlich an die Großmuth und Menſchenfreundlichkeit des Königs von Frankreich. Der Graf von Belle-Isle fand ſeinen Ehrgeiz mehr dadurch geſchmeichelt, Königreiche und Fürſtenthümer auszutheilen, die Oeſterreichiſche Monarchie aufzulöſen, und ſo Frankreich ein noch entſchiedeneres Uebergewicht in Europa zu geben, als den Retter und Schützer einer

jungen ſchönen Frau zu ſpielen. Dies wäre auf die Rechnung des alten Fleury gekommen; jenes wurde allein auf die ſeinige geſchrieben. Es mußte ſeinen Einfluß begründen und ihm für die Zukunft die Beherrſchung Frankreichs und durch dieſes des ganzen Europa ſichern.

Dahin entwarf der Graf von Belle-Isle denn auch ſeinen Plan, zur Unterſtützung der verſchiedenen Anſprüche und zur Führung des Krieges; ohne welchen dieſelben, wie voraus zu ſehen war, freylich nicht geltend gemacht werden konnten.

Auf die Deductionen des ausſchließlichen Erbrechts wurde weiter keine Rückſicht genommen. Er wollte die Oeſterreichiſche Monarchie auflöſen, und einem jeden zutheilen, was ihm nutze und fromme. Spanien und Sardinien theilte er die Italiäniſchen Provinzen der bisherigen Oeſterreichiſchen Monarchie zu; dem Kurfürſten von Baiern beſtimmte er die Kaiſerwürde, Oeſterreich und Böhmen; dem Könige von Pohlen wollte er Mähren und Ober-Schleſien; und dem Könige von Preußen Nieder-Schleſien zu Theil werden laſſen. Seinen

Kriegsplan hatte er auf hundert und funfzig tauſend Mann berechnet, die in vier Heeren, in Italien und Deutſchland, mit dem Kurfürſten von Baiern und dem Könige von Preußen gemeinſchaftlich, operiren ſollten.

Wagte auch die Königinn von Ungarn die Vertheidigung der pragmatiſchen Sanction und ihrer Geſammtbeſitzungen zu unternehmen, ſo glaubte doch Belle-Isle mit Zuverſicht voraus ſetzen zu dürfen: daß die Königinn von Ungarn einem ſo combinirten Angriffe nicht lange würde widerſtehen können. Sein Plan war daher auch nur auf Einen Feldzug berechnet. Er hatte mit der größten Beſtimmtheit verſprochen, nach dem vorgelegten Entwurfe die ganze Unternehmung in dem Jahre 1741 zur Vollendung zu bringen.

Durch ſeine Betriebſamkeit wurde denn auch unverzüglich Hand an die Ausführung dieſes Plans gelegt. Die Geſandten am Berliner und einigen andern Deutſchen Höfen erhielten Aufträge, die nähern Unterhandlungen, welche ſich Belle-Isle ſelbſt vorbehielt, einzuleiten. An andere wurden geheime Unterhänd-

ler zu dieſem Behufe geſandt. Im März des Jahrs 1741 erſchien der Marſchall Belle-Isle, zuerſt als Geſandter bey dem Wahl-Convente zu Frankfurt am Main. Da dieſer noch ausgeſetzt wurde, begab er ſich zu den geiſtlichen Kurfürſten; dann nach Dresden; und endlich nach Schleſien, in das Lager des Königs von Preußen. Ueberall negotiirte er die Wahlſtimmen, für den Kurfürſten von Baiern, zur Kaiſerwürde; und eine Verbindung mit Frankreich und Baiern, zur Ausführung dieſer Wahl und ſeines geſammten übrigen Planes gegen das Haus Oeſterreich.

Seine Gewandtheit und Beredtſamkeit, noch mehr aber die Lage der Umſtände, ließen ihn überall Geneigtheit für ſeine Anträge und Entwürfe finden. Durch ſeine Thätigkeit wurden Bündniſſe, zwiſchen Frankreich, Spanien und Baiern, und wieder zwiſchen Frankreich, Baiern, Preußen, Kur-Pfalz und Cöln geſchloſſen. Er war es, der endlich, als er im Junius wieder nach München zurück kehrte, den Kurfürſten, der noch ſchwankte, zu dem Entſchluſſe beſtimmte, die Kaiſerkrone anzu-

nehmen und ſich den vorgeſchlagenen Theilungs-plan gefallen zu laſſen.

Nach der Vollendung dieſes Geſchäfts eilte er nach Paris zurück, um die Thätigkeit zur Ausführung ſeines Plans zu beleben. Es war dies um ſo nöthiger, da der Cardinal Fleury ſelbſt eine Unternehmung gewiß nicht eifrig betrieb, die er lieber ganz niedergeſchlagen hätte. Belle-Isle mußte daher auch beſtändig mit dieſer Abneigung und der dadurch verſtärkten Aengſtlichkeit und Sparſamkeit des alten Miniſters kämpfen. Er fand darin ein ſtetes und beharrliches Gegenſtreben, das ſeine ganze Thätigkeit und Gewandtheit nicht völlig zu überwinden vermochten.

Wenn der Cardinal ihm nicht alle Truppen und allen Geldaufwand, den der Marſchall forderte, und deſſen er bedurfte, um ſeinen Plan zur Ausführung zu bringen, verſagen konnte; ſo war er doch auch nicht dahin zu bringen, ihm Alles, ſeiner Forderung gemäß, zu verwilligen. Die Forderung von hundert und funfzig tauſend Mann ſetzten den Cardinal in Schrecken. Er meinte: damit müſſe

ſich die gänze Welt erobern laſſen; allein die Rüſtung und Unterhaltung ſo großer Armeen würde auch Frankreich unfehlbar zu Grunde richten.

Was auch der Marſchall vorbrachte, um ſeine Forderung zu unterſtützen; wie er es auch verſuchte, ihn durch andere Motive, als ſeine Beredtſamkeit, beſtimmen zu laſſen: er erhielt nichts weiter von dem Cardinal, als die Verwilligung eines mäßigen Hülfsheers für den Kurfürſten von Baiern; und eines ähnlichen, um, am Unter-Rheine, Holland und England zu beobachten und, nöthigen Falls, in das Kurfürſtenthum Hannover einzurücken. Die Umſtände drängten; die Unternehmung mußte alſo, wie ſie jetzt vorbereitet war, begonnen werden.

Indem Frankreich auf dieſe Weiſe den Krieg hauptſächlich betrieb, erklärten die Franzöſiſchen Miniſter an den Europäiſchen Höfen, im Nahmen des Cardinals, überall: daß der König, ihr Herr, nichts ſehnlicher wünſche und nichts weiter beabſichte, als den Frieden. Es liege am Tage, daß die pragmatiſche Sanction, wenn

ſie auch jetzt unangetaſtet bliebe, dennoch in Kurzem einen, für ganz Europa verderblichen, allgemeinen Krieg veranlaſſen müſſe. Um dies zu verhüten und um die verſchiedenen Forderungen auszugleichen, miſche ſich der König jetzt in die Angelegenheit, die ihn in ſo fern intereſſire, als ihm die Wohlfahrt und Ruhe Europens am Herzen liege. Ueber dies halte er ſich verpflichtet, ſeinen alten Bundesgenoſſen, den Kurfürſten von Baiern, in ſeinen gerechten Anſprüchen zu unterſtützen und, als Garant der Deutſchen Reichs-Conſtitution, für die Erhaltung einer freyen Kaiſerwahl Sorge zu tragen.

Dieſer Erklärung zu Folge war es nicht Frankreich, welches den Krieg gegen die Königinn von Ungarn führte; ſondern nur der Kurfürſt von Baiern und die Könige von Preußen und Spanien. Der Kurfürſt erhielt, als Lieutenant-Général des Königs, den Oberbefehl über ſämmtliche Hülfstruppen, welche dieſer ihm überließ. In Vereinigung mit demſelben eröffnete er nun, (im Julius des Jahrs 1741,) ſeinen erſten Feldzug gegen die Königinn von

Ungarn, zur Beſitznehmung des ihm von Belle-Isle zugetheilten Oeſterreichs und Böhmens.

4.

Marien Thereſiens Lage bey der Eröffnung des Feldzugs 1741. Englands Friedensvermittelung, zwiſchen ihr und dem Könige von Preußen. Geheime Verabredung und vorläufige Ueberlaſſung Schleſiens. Einfall und Fortſchritte der Baieriſch-Franzöſiſchen Armee in Oeſterreich. Gefahr der Hauptſtadt. Unerwartete Unternehmung auf Böhmen. Belagerung und Eroberung von Prag. Krönung des Kurfürſten von Baiern als König von Böhmen.

Marien Thereſiens Lage wurde nun im hohen Grade bedenklich. Auch fing ſie an, es zu fühlen und die Nothwendigkeit ſchneller und kräftiger Entſchließungen einzuſehen.

Man erinnert ſich, daß ſie ſchon, bey dem erſten Anſcheine von Gefahr, ſich an den König von Frankreich gewandt, und von ihm die thätige Garantie der pragmatiſchen Sanction verlangt hatte. Fleury antwortete ihr damahls mit freundlichen Worten; war aber eben

ſo feſt entſchloſſen, nicht für ſie thätig zu werden, als er damahls noch entſchloſſen war, nichts gegen ſie zu thun. In der Folge, als es bekannt wurde, daß die Feinde der Königinn von Ungarn die Feſtigkeit des Cardinals erſchüttert hatten, und Rüſtungen in Frankreich vorgenommen wurden, hatte ſie noch ein Mahl an den König geſchrieben, und ihn, mit Würde, aber in der Sprache der Rührung und des Unglücksgefühls, gebeten: er möge ſie nicht verlaſſen und ihr das Mitleid und die Theilnehmung gewähren, worauf jeder Unglückliche ein Recht habe. Jetzt erhielt ſie zur Antwort: ihr Geſuch komme zu ſpät; der König ſey bereits Verbindungen eingegangen, denen er eine Genüge leiſten müſſe.

Maria Theresia ſah nun in dem einen furchtbaren Feind, in welchem ſie einen kräftigen Beſchützer zu finden gehofft hatte. Durch ganz Europa erſchollen die Nachrichten von den großen Rüſtungen, von der mächtigen Coalition, welche der betriebſame Belle-Isle gegen ſie bewirkte. Sie war hell ſehend genug, um die Gefahr zu erkennen; aber auch

muthig genug, um ſich nicht dadurch ſchrecken zu laſſen. Eine junge, ſchöne, nur für das Vergnügen geſchaffene Frau, von drey und zwanzig Jahren, gab der Welt ein ſeltenes Schauſpiel von Entſchloſſenheit und Geiſteskraft. Sie gebot Vertheidigungsanſtalten; allein ihre Befehle wurden nur ſehr unvollkommen befolgt, und konnten nur ſehr unvollkommen befolgt werden. Es fehlte an Gelde, an Truppen, an Thätigkeit und Einheit unter ihren Rathgebern.

Sie bemühte ſich um Unterſtützungen und Verbindungen bey andern Mächten; allein auch hier gewannen ihre Bemühungen nur einen ſehr unzulänglichen und langſamen Erfolg. Rußland, auf welches ſie am ſicherſten rechnete, war durch innere Angelegenheiten beſchäftigt, und mußte täglich eine Kriegserklärung von Schweden erwarten. Der Papſt, England und Holland verſprachen ihr zwar Beyſtand, und Sardinien rüſtete ſich bereits, wie man erwarten ließ, zur Leiſtung der Garantie der pragmatiſchen Sanction: allein je mehr ſich die Gefahr nahete; deſto mehr entfern=

te ſich die Ausſicht auf Hülfe, beynahe überall, wo ſie dieſelbe erwartet hatte. Frankreichs Intriguen machten ſich ihr ſo furchtbar, als ſeine Heere. Durch ſie erfolgte die Kriegserklärung Schwedens gegen Rußland, gerade zu der Zeit, da ſich die Franzöſiſchen Heere in Bewegung ſetzten. Nicht genug, ihr dieſen Beyſtand von außen zu entziehen, ſuchten ſie ihr auch die Hüife ihrer Unterthanen zu rauben, und ihr, in ihren Nachbarn, und ſelbſt in ihren Unterthanen, neue und gefährliche Feinde zu erwecken. Franzöſiſche Unterhändler arbeiteten unabläſſig, die Pforte zum Einfalle in Ungarn zu bewegen und die Ungariſchen Proteſtanten zu thätigen Aeußerungen ihres Mißvergnügens zu reizen.

Hier blieb es freylich nur bey dem Beſtreben, allein es gab doch Veranlaſſung zu Beſorgniſſen. Des Papſtes Beyſtand konnte der Königinn von Ungarn nur von geringem oder gar keinem Nutzen ſeyn. Sardinien erklärte ſich nicht näher, und man hatte alle Urſache, von der zweydeutigen Politik dieſes Hofes nichts Gutes zu erwarten. Nie hatte er ohne Eigen=

untz gehandelt; und ſo durfte man auch jetzt annehmen, daß er nur zögere, um zu ſehen, auf welcher Seite er ſeinen Vortheil am meiſten finden werde.

Die vereinigten Staaten zeigten noch keine andern Veranſtaltungen zum Beyſtande, als durch Negotiationen. Auch Englands thätige Unterſtützung zeigte ſich nur, um die Erwartung deſto empfindlicher zu täuſchen.

Auf den Antrag Georgs des Zweyten hatte das Parlament beträchtliche Subſidien verwilligt; es ſollte ein Truppen-Corps übergeſetzt werden, um mit den in Engliſchen Sold genommenen Hannöveriſchen Truppen vereinigt zu agiren. Der König ſelbſt war nach Deutſchland gekommen, um die Rüſtung ſeiner Truppen zu betreiben.

Ehe es indeſſen dahin gedieh, war ſchon eine ihrer ſchönſten Provinzen in der Gewalt eines kühnen und kräftigen Feindes. Schon rückte ein Franzöſiſch-Baieriſches Heer, längs der Donau, herauf, um das wehrloſe Oeſterreich anzugreifen, und nun erklärte ſich auch der König von Pohlen und Kurfürſt von Sach-

ſen als ihren Feind. Er trat der Coalition bey, und rüſtete ein Heer von einigen und zwanzig tauſend Mann aus, um das ihm zugetheilte Mähren zu erobern.

So dringend nun die Gefahr, alles zu verlieren, wurde; ſo wenig konnte Maria Thereſia noch den Gedanken faſſen, einen Theil aufzuopfern, um das Ganze zu retten. Lange ſträubte ſich ihr kühner Sinn, gegen den Rath ihrer Freunde, den König von Preußen wenigſtens zu verſöhnen und die Anträge zu erwiedern, die ihr einſt von ihm gemacht waren.

Endlich entſchloß ſie ſich hierzu. Sie ſandte den Engliſchen Bothſchafter, Robinſon, in das Lager des Königs bey Brieg, und ließ ihm, — doch nicht Schleſien, ſondern Limburg und Geldern, nebſt zwey Millionen Thalern, anbieten, wenn er von ſeinen Anſprüchen auf Schleſien abſtehen und Frieden machen wollte.

Robinſon, enthuſiaſtiſcher Verehrer der Königinn von Ungarn, machte ſeine Anträge in einer pathetiſchen Rede; und der König antwortete ihm in eben dem Tone. Die

Unterhandlung zerſchlug ſich, indem ſie begann. Robinſon verließ das Lager, und Friedrich ſchloß ſein Bündniß mit dem Kurfürſten von Baiern.

Indeſſen bewogen die Annäherung der Baieriſch-Franzöſiſchen Armee und die Bewegungen des Königs von Preußen gegen Böhmen zu, die Königinn von Ungarn, dieſem noch ein Mahl, und zwar ernſtlichere, Friedensvorſchläge thun zu laſſen. Sie willigte jetzt in die Abtretung eines beträchtlichen Theils von Schleſien; — erhielt aber auch jetzt zur Antwort: der König bedaure, daß dieſe Anträge zu ſpät kämen. Es feſſelten ihn jetzt andere Verbindungen. Eine Demüthigung für Marien Thereſien, die ſie nie ganz verſchmerzte.

Das Schickſal hatte beſchloſſen, daß ſie der Demüthigungen dieſer Art noch mehr erfahren ſollte. Auch dem Kurfürſten von Baiern hatte ſie Friedensvorſchläge und das Erbieten zur Abtretung Vorder-Oeſterreichs thun laſſen, — und eine ähnliche zurückweiſende Antwort erhalten.

Karl Albert hoffte freylich noch mehr zu gewinnen, und hätte alſo auch noch mehr aufopfern müſſen. Nebſt der Ausſicht auf eine unverhältnißmäßige Vergrößerung ſeiner Länder ſollte er auch die dem Scheine nach nahe und ſichere Ausſicht auf eine Kaiſer- und eine Königskrone aufgeben. Zu ſolchen freywilligen Reſignationen iſt man, an der Spitze zweyer zahlreicher und wohl gerüſteter Armeen, ſelten geneigt. Auch ſorgte der Marſchall von Bel-le-Isle dafür, daß eine ſolche Geneigtheit ſich bey dem Kurfürſten nie einfinden konnte.

Jetzt faßte Maria Thereſia aufs neue den Entſchluß, alles zu behaupten oder alles zu verlieren. Sie rechnete auf den Beyſtand der Seemächte, beſonders Englands, und ihre Rathgeber bewieſen ihr: die Seemächte müßten, ihres eignen Intereſſe wegen, alles aufbieten, um das Haus Oeſterreich zu erhalten. Auch könne man auf die alte Eiferſucht und den National-Haß zwiſchen England und Frankreich Rechnung machen. Und was Schleſien insbeſondere betraf, ſo erinnerte man ſie, daß die Seemächte noch Geldforderungen

hätten, deren Sicherheit auf dieſe Provinz angewieſen ſey.

Indem die Oeſterreichiſchen Politiker auf dieſen letztern Umſtand rechneten, ſetzten ſie freylich voraus, daß Friedrich der Zweyte ihn aus der Acht laſſen werde. Hierin, ſo wie überall, beurtheilten ſie aber dieſen Monarchen noch ſehr unrichtig. Schon hatten die Seemächte die Erklärung von ihm erhalten: daß er alle auf Schleſien haftende Schulden als die ſeinigen betrachte und die Bezahlung garantire. Seine Klugheit hatte über dies noch Mittel gefunden, zwiſchen ihm und den General-Staaten das beſte Vernehmen zu befeſtigen. Auch die Plane des Engliſchen Cabinettes durchſchauete er, und war längſt thätig geweſen, der Ausführung derſelben kräftige Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Friedrich der Zweyte hielt ſich überzeugt, der König von England habe den Plan, bey dieſer Gelegenheit das Haus Preußen zu vernichten und ſich mit einigen andern in die Staaten deſſelben zu theilen.

Die Rüſtungen, womit ſich Georg der Zweyte zu Hannover beſchäftigte, beſtätigten ihn in dieſem Verdachte und verdoppelten ſeine Aufmerkſamkeit. Es waren Däniſche und Heſſiſche Truppen in Engliſchen Sold genommen, dieſe und die Hannöveriſchen Truppen ſollten mit den Engländern, deren Ueberfahrt man täglich erwartete, ein Heer von dreyßig tauſend Mann bilden. Die Beſtimmung deſſelben war: durch einen Einfall in die Brandenburgiſchen Staaten fürs erſte eine Diverſion zu machen.

Dieſem Plane, den Friedrich als unzweifelhaft voraus ſetzte, hatte er auch bereits auf das Wirkſamſte entgegen gearbeitet. Von ihm war der Gegenplan entworfen und mit dem Marſchall von Belle-Isle verabredet: daß jenes zweyte, an den Nieder-Rhein beſtimmte Heer die Hannöveriſchen Staaten mit einem Einfalle bedrohen, auch nöthigen Falls denſelben unternehmen ſolle. Man hoffte ſo den König von England zu entwaffnen, ehe er völlig gerüſtet war, und ihm dadurch eine Neuralität aufzudringen, die ihn hinderte, auf

eine directe Weiſe gegen Frankreichs und Preußens Abſichten thätig zu werden.

Schon rückten, unter Maillebois, dreyßig tauſend Mann Franzöſiſcher Truppen, im Auguſt des Jahres 1741, längs dem Rhein hinunter, und ſetzten ſich in Weſtphalen, ſo daß ſie Holland beobachten konnten, indem ſie Hannover bedrohten.

Auf der andern Seite hatte der König von Preußen, aus vier und dreyßig Bataillons Infanterie und zwey und vierzig Schwadronen Reiter, eine Truppen-Abtheilung, zur Deckung ſeiner Grenzen und zur Unterſtützung eines Angriffs auf Hannover, zuſammen gezogen. An ihrer Spitze ſtand ein furchtbarer Krieger, der alte regierende Fürſt von Deſſau.

Ein offenſives Verfahren war indeſſen nicht eigentlich in dem Plane des Königs von Preußen. Er wollte nur ſchrecken, nicht aber wirklich angreifen. Er war es daher jetzt hauptſächlich wieder, welcher den Angriff auf Hannover, den er angegeben hatte, zu verhindern ſuchte.

Zu dem Ende ſchlug er den Weg der Unterhandlungen ein, und vermittelte den Neutralitäts-Vertrag, wodurch Georg der Zweyte entwaffnet, und Maria Thereſia ſeines thätigen Beyſtandes ohne Schwertſchlag beraubt wurde.

Die Nähe der Franzöſiſchen Armee unterſtützte ähnliche Unterhandlungen, auch bey den General-Staaten. Von beyden Mächten, deren Unterſtützung der Königinn von Ungarn noch die ſicherſte Zuflucht zu ſeyn ſchien, wurde ihr nichts, als eine Subſidien-Bewilligung. England verpflichtete ſich zu jährlichen Zahlungen von fünf Mahl hundert tauſend Pfund Sterling. Und Holland vergütete die vertragsmäßig zu liefernden Hülfstruppen durch den Beytrag von acht Mahl hundert und vierzig tauſend Gulden jährlich, zu dem Aufwande des Krieges. Was nun Engliſcher Seits durch die Gewalt der Waffen nicht bewirkt werden konnte, ſuchte man auf dem Wege der Intrigue zu bewirken. Es wurde eine Menge kleinlicher Künſte angewandt, um Mißtrauen und Empfindlichkeit zwiſchen den Alliirten, beſon-

ders Frankreich und Preußen, zu erregen. Man hinterbrachte Friedrich dem Zweyten, im Geheim, Friedensvorſchläge, welche von Frankreich aus der Königinn von Ungarn geſchehen ſeyn ſollten. Man gab ihm zu verſtehen: der Abbé St. Pierre habe ſein politiſches Räthſel, worin die Grundſätze des Antimachiavell mit dem Verfahren des Eroberers Schleſiens, aus einem für den Letztern freylich nicht ſehr vortheilhaften Geſichtspuncte, zuſammen geſtellt wurden, mit Billigung des Franzöſiſchen Miniſteriums geſchrieben. Es traten Brochüren ans Licht, in welchen Friedrich der Zweyte beſchuldigt wurde: bald, daß er auf die Lauſitz eben ſo Anſprüche als auf Schleſien mache; bald, daß er nach dem Beſitze von Wirzburg und Hildesheim trachte. In Pohlen wurde das Gerücht verbreitet: es ſey bey dem Kriege auf die Unterdrückung der katholiſchen Religion angeſehen, und Pohlen ſey in dieſer Hinſicht in eben der Gefahr als Schleſien.

Friedrich ließ ſich, durch alle dieſe Neckereyen, nicht irren. Den Brochüren ſetzte er ähnliche entgegen, und die Gerüchte ließ er

officiell widerlegen. Mit Frankreichs Betragen war er nicht ganz zufrieden, hütete ſich aber wohl, auf die Inſinuationen Rückſicht zu nehmen, denen man die Abſicht der Auflöſung der Coalition deutlich genug anſah.

Nichts deſto weniger glaubte man ihn nun auf der andern Seite hinlänglich vorbereitet, um von nähern Anträgen einen günſtigen Erfolg erwarten zu können.

Lord Hindfort, ein thätiger und gewandter Unterhändler, dem der König von Preußen perſönlich gewogen war, fand ſich abermahls in dem Lager bey Brieg ein, um, im Nahmen Georgs des Zweyten, Vorſchläge zu einem billigen Vergleiche zu thun. Sie gingen dahin, daß die Königinn von Ungarn dem Könige von Preußen ganz Nieder-Schleſien, mit der Feſtung Neiße und einem Theile von Ober-Schleſien, überlaſſen ſolle.

Friedrich der Zweyte bezeigte ſich nicht abgeneigt, einen Vergleich einzugehen, beſtand aber, ſeiner Seits, auf die Abtretung von ganz Schleſien. Er hielt die Anträge Oeſterreichs nicht für ehrlich gemeint, und

glaubte, ſie geſchähen nur, um ihn einzuſchläfern und Zeit zu gewinnen.

Um zu zeigen, daß man dieſe Abſicht bey ihm verfehle, brach er, ſo bald Lord Hindfort wieder abgereiſ't war, plötzlich aus ſeinem Lager, bey Strehlen, auf, ging über die Neiße, verdrängte die Oeſterreicher aus ihrer Stellung, und trennte ſie von der Feſtung Neiße, die er nun zu belagern ſich anzuſchicken ſchien.

Dieſe Bewegungen bewirkten eine Beſchleunigung der Unterhandlungen. Lord Hindfort kam wieder in das Lager des Königs zurück, und machte Hoffnung zu einem den Forderungen des Königs völlig entſprechenden Ausgange der Unterhandlungen. Zunächſt trug er auf eine Waffenruhe in Schleſien an, und erklärte die Bereitwilligkeit des Oeſterreichiſchen Feldherrn, es, unter dieſer Bedingung, ſogleich völlig zu räumen. Hiervon werde der König die Beſtätigung erhalten, wenn es ihm gefallen könnte, ſich mit dem Feldmarſchalle ſelbſt darüber zu beſprechen.

Friedrich war im hohen Grade unzufrieden über das Verhalten der Franzöſiſchen Regierung, und beſonders ihrer Feldherren. Er glaubte Beweiſe in Händen zu haben, daß ſie es nicht ehrlich mit ihm meinten. — Mit dieſen konnte er jeden Vorwurf einſeitiger Unterhandlungen zurück weiſen. Er trug daher kein Bedenken, ſich, nur von einem Adjutanten begleitet, im höchſten Geheim, nach dem Schloſſe Ober-Schnellendorf zu begeben, um mit dem Feldmarſchalle Neuperg und dem Lord Hindfort die eingeleitete Verabredung zu treffen.

Dieſe Uebereinkunft kam denn in einer, freylich nur mündlichen, Verabredung wirklich zu Stande. Der König von Preußen wurde in dem proviſoriſchen Beſitze von Schleſien, ſo weit er es erobert hatte, gelaſſen. Der Oeſterreichiſche Feldherr ſollte Schleſien ganz räumen; Neiße, durch eine ſcheinbare Belagerung, an die Preußen übergehen; und ſo in Schleſien eine Waffenruhe hergeſtellt werden.

Oeſterreichiſcher Seits betrachtete man dieſe Verabredung als die Unterzeichnung der

Friedens-Präliminarien und glaubte den König von Preußen völlig abgefunden zu haben.

Friedrich dachte nicht ſo. Er war nicht geſonnen, auf andere Bedingungen, als die Abtretung von ganz Schleſien und die Sicherung des Beſitzes dieſes Herzogthums, Frieden zu machen. Sein Mißtrauen war gegen Oeſterreich, wie gegen England, immer noch rege. Er nahm ſich jetzt vor, Beyde noch ſorgfältiger zu beobachten. Und um über ſeinen Entſchluß für die Zukunft disponiren zu können, machte er das ſtrengſte Stillſchweigen, über die geſchloſſene Uebereinkunft, zur conditio ſine qua non ſeiner Zuſtimmung.

Der Verabredung gemäß räumte nun Neuperg Schleſien, und die Belagerung der Feſtung Neiße wurde von den Preußen unternommen und — mit der Uebergabe geendet. Das Preußiſche Heer lagerte ſich theils in Ober-Schleſien; theils rückte es in Böhmen ein, um, in Vereinigung mit den Franzöſiſch-Baieriſchen und Sächſiſchen Heeren, der eingegangenen Verbindlichkeit des Königs gemäß, zur Eroberung Böhmens und Oeſterreichs mitzu-

wirken. Der König ſelbſt ging nach Breslau, um daſelbſt die Huldigung der Stände einzunehmen.

Während dies hier vorging, war der Kurfürſt von Baiern, an der Spitze ſeines combinirten Heers, in Ober = Oeſterreich eingedrungen und hatte, ohne Widerſtand zu finden, den größten Theil deſſelben in Beſitz genommen. Am 3ten September hielt er ſeinen Einzug in Linz. Hier verweilte er, um, (am 2ten October,) die Huldigung, als Erzherzog von Oeſterreich, zu empfangen, das Land umher ſich zu unterwerfen und Brandſchatzungen einzutreiben. Dann drang er bis St. Pölten vor, und die Vorpoſten ſtreiften bis an den Wiener Wald, höchſtens drey Stunden von der Hauptſtadt.

Jedermann erwartete nun die Belagerung und Eroberung Wiens, als das nächſte große Ereigniß, zu hören. Die Königinn von Ungarn ſelbſt erwartete nichts anderes. Sie hatte ihren Sohn, ihre Koſtbarkeiten, die Archive und was ſonſt beweglich war, nach Presburg abführen laſſen, wo ſie ſich ſelbſt bereits ſeit mehrern Monathen aufhielt.

Auch die Verbündeten erwarteten nichts anderes, weil es das Natürlichſte und dem verabredeten Plane gemäß war. Hatte man ſich Oeſterreich unterworfen, ſo mußte Böhmen von ſelbſt fallen. Zur Belagerung von Wien ſollten daher die Hülfs-Armeen Preußens und Sachſens ſich mit der Franzöſiſch-Baieriſchen vereinigen. Ein ſo combinirtes Unternehmen, auf dieſelbe, konnte wenig Schwierigkeiten mehr finden.

Zwar waren nach und nach einige Truppen, zur Vertheidigung der Erbländer, zuſammen gezogen worden, und der Großherzog Franz, Gemahl der Königinn von Ungarn, hatte ſelbſt den Oberbefehl derſelben übernommen: allein ſie vermochten weiter nichts, als den Eroberungen des Kurfürſten zuzuſehen. Wie hätten ſie ihn von der Belagerung der Hauptſtadt abſchrecken können?

Gleichwohl ließ er, nach einem abermahligen Zögern, plötzlich, zum Erſtaunen von Europa, ſein Heer, (am 24ſten October,) über die Donau gehen und ſeinen Marſch nach der Hauptſtadt Böhmens richten.

Das Motiv dieſer ſonderbaren Entſchließung will man in einem Mißtrauen des Kurfürſten gegen den König von Pohlen, und ſeiner ungeduldigen Begierde nach einer Königskrone finden. Der Kurfürſt von Sachſen, König **Auguſt der Dritte** von Pohlen, machte dieſelben Anſprüche, und gewiſſer Maßen mit mehrerm Rechte noch, als der Kurfürſt von Baiern. Als Nachbar Böhmens war es ihm leicht, ſich in den Beſitz dieſes Reichs zu ſetzen, ſeinem Mitwerber zuvor zu kommen und ſich zum Könige von Böhmen krönen zu laſſen.

Dies, ſagt man, war es, was der Kurfürſt von Baiern fürchtete und was ihn bewog, dem erſten Plane zu entſagen und plötzlich in Böhmen einzudringen. Dieſe Furcht ſey, aus Privat-Abſichten, von den Franzöſiſchen Feldherren genährt und er dadurch in ſeinem Entſchluſſe beſtärkt worden.

Indem er das halb eroberte Oeſterreich verließ, war er genöthigt, einen beträchtlichen Theil ſeines Heers, zur Behauptung deſſelben, zurück zu laſſen. Indeſſen erſetzte er dieſen Abgang durch eine Verſtärkung, die er aus der

Pfalz erhielt und die ſich bey Pilſen mit dem Hauptheere vereinigte. Zehn tauſend Mann Preußen drangen aus Schleſien vor; und zwey und zwanzig tauſend Mann war das Hülfs-Corps ſtark, welches der König von Pohlen, als Contingent zu der Coalition, nach Böhmen bereits abgeſchickt hatte.

Ohne Schwierigkeit langte der Kurfürſt von Baiern, mit ſeinem Heere, vor den Thoren von Prag an, und verlangte, eingelaſſen zu werden. Eine abſchlägige Antwort war die Loſung zur Belagerung. Die Feſtung war nur ſchwach beſetzt, in einem höchſt ſchlechten Vertheidigungszuſtande; alſo unfähig, einen Sturm auszuhalten.

In der Nacht vom 26ſten auf den 27ſten November erſtieg Graf Moritz von Sachſen, an der Spitze eines Franzöſiſchen Grenadier-Regiments, zuerſt die Wälle der Neuſtadt. Die Eroberung war nun bald und ohne viel Blutvergießen vollendet. Nur acht Soldaten und ein und zwanzig Bürgern koſtete ſie das Leben. Die Plünderung wurde, durch eine Contribution von fünf Mahl hundert tauſend Gulden, abgekauft.

Am folgenden Tage hielt der Kurfürſt von Baiern ſeinen Einzug. Am 7ten December ließ er ſich zum Könige von Böhmen ausrufen und als ſolchem von den Bürgern der Stadt den Huldigungseid leiſten.

Dieſer Feyerlichkeit folgte, (am 19ten December,) die Huldigung der Stände. Sie verſammelten ſich zugleich zu einem Landtage und bewilligten die Forderung von einer Million monathlicher Subſidien für die Franzöſiſch-Baieriſche Armee.

Während die Franzöſiſche Armee den Kurfürſten von Baiern zum Böhmiſchen Throne führte, bereitete der Franzöſiſche Geſandte ſeine Wahl zum Könige der Deutſchen und Römiſchen Kaiſer vor. Gegen den Herbſt war es der Betriebſamkeit des Marſchalls von Belle-Isle endlich gelungen, die Competenz des Großherzogs von Toscana unwirkſam zu machen und dem Kurfürſten von Baiern die Stimmen zu verſichern. Er drang nun darauf, den Wahl-Convent zu eröffnen.

Gegen das Ende des Novembers waren endlich alle Schwierigkeiten glücklich aus dem

Wege geräumt. Am 20ſten dieſes Monaths begannen die feyerlichen Conferenzen, — welche ſich jedoch zunächſt, — beynahe ein Vierteljahr lang, — mit der Abfaſſung einer Wahl-Capitulation beſchäftigten. Nachdem dieſe endlich zu Stande gebracht und alle Schwierigkeiten, welche Parteyſucht und Ceremoniell ohne Unterlaß erneuerten, völlig aus dem Wege geräumt waren, ſchritt man, (am 24ſten Januar 1742,) zu der feyerlichen Wahlhandlung.

Karl Albrecht wurde, unter dem Nahmen: Karl der Siebente, zum Könige der Deutſchen und Römiſchen Kaiſer erwählt.

Er hatte dieſe Wahl zu Manheim abgewartet und erhielt hier, noch am Abende ſeines Wahltages, durch den Reichs-Erbmarſchall, die erſte Nachricht. Einige Tage nachher hielt er zu Frankfurt ſeinen feyerlichen Einzug und wurde dann, (am 12ten Februar,) mit den gewöhnlichen Formalitäten von ſeinem Bruder, dem Kurfürſten von Cöln, zum Kaiſer gekrönt.

5.

Maria Thereſia, in allen ihren Hoffnungen betrogen, bedrängt, verlaſſen, ſucht und findet Schutz und Beyſtand bey der Ungariſchen Nation. Durch die Unterſtützung derſelben wird, ſchon im Anfange des Jahrs 1742, Oeſterreich wiedergewonnen. Der König von Sardinien wird für den Beyſtand der Königinn gewonnen und vertreibt die Spanier aus der Lombardey. Miniſter-Wechſel in England und neue kräftige Anſtalten dieſer Macht zur thätigen Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich.

Maria Thereſia ſah ſich jetzt in allen ihren Hoffnungen betrogen, eines Theils ihrer Erbländer bereits beraubt und die übrigen einer mächtigen Coalition Preis gegeben. Ein unaufhaltſames Schickſal ſchien ſie mit ſich fortzureißen; — und gleichwohl wagte ſie den Entſchluß, es aufhalten zu wollen.

Mit ihrem wachſenden Unglücke wuchs auch ihr Muth. Sie war es, die ihrem Gemahle, ihren Miniſtern, Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit einreden mußte. Da man bereits alles aufgab, hielt ſie feſt an der Hoffnung.

Was ſie an Ländern verlor, gewann ſie auf dieſe Weiſe wieder an Bewunderung und Theilnahme. Sie herrſchte nie ausgedehnter und unbeſchränkter, als da ihre Staaten großen Theils in den Händen anderer Regenten waren. Man erkannte jetzt, daß Herrſchaft nicht an Länder und Beſitzungen gebunden iſt. Ihre Hoheit und Grazie, ihr Muth und ihre Heiterkeit waren die Bande, womit ſie die Herzen Aller feſſelte, die ſich ihr naheten und die Sinn dafür hatten, die Gewalt dieſer Reize zu empfinden.

Nirgends war indeſſen dieſe Wirkung ſichtbarer, als bey den Großen und Mächtigen der Ungariſchen Nation. Seit Jahrhunderten hatten dieſe die Herrſchaft des Hauſes Oeſterreich, mit unausrottbarem Widerwillen und ſtetem Widerſtreben, nur unter dem Drucke der Gewalt ertragen. Seit Jahrhunderten waren ſie von den Monarchen des Oeſterreichiſchen Hauſes mit Mißtrauen und Stolz behandelt. Seit Jahrhunderten hatten dieſe verſucht, ihre Monarchen-Gewalt, auf Koſten der Ariſtokraten-Rechte, auszudehnen und die letztern, wo möglich ganz, zu unterdrücken.

Mehr als Ein Mahl waren dadurch Verſuche veranlaßt worden, das Joch der Oeſterreichiſchen Herrſchaft abzuſchütteln. Jetzt war eine Gelegenheit dazu da; jetzt wurden ſie von andern Mächten dazu aufgefordert: — und jetzt zeigten ſie die unerſchütterlichſte Anhänglichkeit, die thätigſte Treue. Aber jetzt waren ſie auch mit Banden an den Thron Oeſterreichiſcher Herrſcher gebunden, die von dieſen vorher nie verſucht, von den Ungariſchen Ariſtokraten vorher nie empfunden waren.

Schon ſeit der Mitte des Jahres 1741 hatte ſich Maria Thereſia, nach ihrer Krönung, in Presburg aufgehalten und, in dieſem langen Umgange, ihre ganze Liebenswürdigkeit, vor den Augen der Magnaten dieſer ſtolzen Nation, entfaltet. Sie war ganz Zutrauen, ganz Freundlichkeit. Sie verband Anmuth und Liebreiz mit Anſtand und Würde. Die Monarchinn nahm ein, bezauberte und imponirte; indem die junge, ſchöne, reizende, freundliche Frau die Herzen an ſich riß und zu einem hohen, dem Geiſte der Chevallerie nicht unähnlichen, Enthuſiasmus entflammte.

Ihre prätenſionsloſe Güte und Popularität gewannen das weibliche Geſchlecht eben ſo, als ihre Grazie und Würde das männliche. Hier wurde kein greller Abſchnitt des Verhältniſſes um die Kaiſerinn her fühlbar, der ſie, nach der alt-Spaniſchen Etikette des Oeſterreichiſchen Hofes, von allen übrigen ihres Geſchlechts iſolirte. Es bildete ſich ein geſellſchaftlicher Umgang, in welchem Männer und Weiber ſich wohl befanden. Die Königinn lud nicht bloß bey ſich zum Eſſen ein, ſondern ſie ſpeiſ'te auch mit ihren Gäſten an Einem Tiſche und machte die Seele der Unterhaltung. Man fühlte ſich nicht bloß geehrt, in ihrer Nähe: man fühlte ſich beglückt; und dieſes Gefühl erzeugte ein Wohlwollen und eine Theilnehmung, welche, von den Repräſentanten der Nation, ſich durch die verſchiedenen ſubordinirten Verhältniſſe fortpflanzten, und ſelbſt auf den Landmann, der, unter dem Drucke der Leibeigenſchaft, mühſelig und unmuthig dem Pfluge nachſchlich, ihre Wirkung nicht verfehlten.

Neben dieſen kleinen, — man möchte ſagen, weiblichen, — ihr vielleicht zum Theil

ſelbſt unbewußten, Mitteln, die Ungariſche Nation zu gewinnen, hatte Maria Thereſia auch noch ſolche anzuwenden gewußt, die eine wahre politiſche Klugheit verriethen. Sie hatte der Ungariſchen Ariſtokratie ſo genannte Rechte wieder zugeſtanden, auf welche ſie von Uralters her Anſprüche machte und einen großen Werth legte, und welche die vorigen Regenten, aus dem Hauſe Oeſterreich, ſtets, — wo nicht ihr zu entziehen, doch — einzuſchränken geſucht hatten. Sie bekleidete mit der Stelle eines Palatins von Ungarn, (die ſeit vielen Jahren unbeſetzt geblieben war,) den Grafen Johann Palfy, welchen die Ungarn ſehr hochachteten und in welchem ſich die ganze Nation geehrt fühlte. Als die Franzoſen und Baiern in Oeſterreich eindrangen, ließ ſie ihren, im Frühjahre gebornen, Sohn, Joſeph, nach Presburg bringen, um ihn dem Schutze der Ungariſchen Nation anzuvertrauen.

Mit eben der Gewandtheit und Feſtigkeit, womit ſie dieſe vortheilhafte Stimmung der Gemüther vorbereitet hatte, wußte ſie ſie auch zu benutzen. Als die Gefahr dringend wurde,

rief ſie die Stände, zu einem Reichstage, nach Presburg zuſammen. Sie eröffnete denſelben, (am 11ten September,) als König, in Perſon und mit einer Anrede, wodurch ſie alle Gemüther zu einem hohen Enthuſiasmus entflammte.

Sie redete die Geſchäftsſprache der Ungarn, die Lateiniſche, mit einer ungewöhnlichen Fertigkeit und Kraft. Indem ſie redete, hielt ſie ihren Sohn, der, wie ſie, in Ungariſche National-Tracht gekleidet war, auf dem Arme. In ihrer Rede ſchilderte ſie ihre Lage, ihr Unglück und ihr Vertrauen auf die Ungariſche Nation; von deren Edelmuthe und Entſchloſſenheit ſie allein ihr und ihrer Kinder Rettung erwartete.

Thränen drangen aus ihren ſchönen Augen, als ſie von ihren Bedrängniſſen redete und dabey auf ihren Sohn blickte. Ein höheres Feuer entflammte ihren Blick, als ſie ihren Entſchluß, alles an die Vertheidigung ihres und ihres Sohnes Erbtheils zu wagen, und ihr Vertrauen auf den Edelmuth der Ungariſchen Nation äußerte. „Verlaſſen von Allen,“ — ſo ſprach ſie, mit verſtärkter Stim-

ſne, und ein höheres Roth ſtrahlte auf ihren ſchönen Wangen, eine rührende Majeſtät umgab ihre ganze Geſtalt; — „Verlaſſen von Allen, die ſich unſre Freunde nannten, bleibt uns Eure Tapferkeit und Treue gleichwohl als eine ſichere Zuflucht und rettende Hülfe. Vertrauensvoll werfen wir uns in die Arme der edeln Ungariſchen Nation, fordern Euern Rath und erwarten Euern Beyſtand, an welchen unſer Heil und unſre Rettung geheftet ſind.“

Unbeſchreiblich war der Eindruck, welchen dieſe Rede, auf alle Zuhörer ohne Ausnahme, bewirkte. Jeder fühlte ſich von ihrem Unglücke erweicht, von ihrem hohen Muthe hingeriſſen. Alle entblößten ihre Säbel und gelobten, in dem einſtimmigen Zurufe: Vitam et ſanguinem! ihr Blut und Leben zu opfern.

Sogleich wurde eine Commiſſion niedergeſetzt, um, unter dem Vorſitze des Palatins, die Mittel zu dem kräftigſten und ſchleunigſten Beyſtande zu veranſtalten. Es wurde ein allgemeiner Aufruf beſchloſſen und bekannt gemacht. Die Königinn ſelbſt hielt für nöthig, dieſen Enthuſiasmus wieder etwas zu mildern und

und das allgemeine Aufgebot, fürs erſte, auf ein mäßiges Hülfsheer von ein und zwanzig tauſend Mann einzuſchränken.

Schon gegen das Ende des Octobers waren funfzehn tauſend junge Edelleute, wohl beritten und gerüſtet, und voll des freudigen Entſchluſſes, für ihre Königinn Blut und Leben zu wagen, bey Presburg angelangt. Das ganze Heer war in Kurzem vollzählig. Ueber dies verſammelte ſich eine ungeheure Menge Croaten, Slavonier, Morlaken, Wallachen und anderer Krieger dieſer Art; wie die Ungarn, bereit, ihre wilde, ungeregelte Tapferkeit für ihre Königinn und nach dem Willen derſelben zu bewähren.

Noch war der Winter nicht eingetreten, als ſich die Königinn auf dieſe Weiſe, durch ein großes und kräftiges Heer, nicht nur gegen fernere Verfolgung geſichert, ſondern auch in den Stand geſetzt ſah, zur Wiedereroberung ihrer Erbſtaaten wirkſame Unternehmungen zu wagen. Mit dem Muthe und dem Enthuſiasmus der Ungariſchen Nation ſchien ſich auch das Glück wieder für ſie erklärt zu haben.

Der gefürchtete und gefahrvolle Angriff der Verbündeten auf Wien war, durch des Kurfürſten von Baiern kleinliches Mißtrauen und die eben ſo kleinliche Politik des Franzöſiſchen Cabinetts, glücklich abgewandt worden.

Böhmen war freylich in den Händen des Feindes, aber Oeſterreich auch der Wiedereroberung Preis gegeben. Am letzten Tage des Jahres 1741 ging der Feldmarſchall Khevenhüller, mit dem Kerne der Ungariſchen Hülfs-Armee, über die Ens, überraſchte den ſorgloſen Feind in ſeinen Cantonirungen und drang in wenig Tagen bis nach Linz vor.

Indem eine andere Truppen-Abtheilung, unter dem General Berenklau, in das wehrloſe und jedem feindlichen Anfalle Preis gegebene Baiern einbrach, belagerte Khevenhüller Linz. Die Beſatzung dieſer Feſtung war nicht viel kleiner als die Belagerungs-Armee; und dennoch wagte es der Franzöſiſche Feldherr, Graf von Segur, nicht, ſie länger als vierzehn Tage zu vertheidigen. Am 23ſten Januar ging Linz auf Capitulation an die Ungarn über. Zehn tauſend Mann Be-

ſatzung erhielten freyen Abzug; jedoch unter der Bedingung: in Jahresfriſt nicht gegen die Königinn von Ungarn zu dienen.

Zugleich mit Oeſterreich gerieth auch Baiern in die Gewalt der Königinn von Ungarn. Der Feldmarſchall Törring war zu ſeiner Rettung herbey geeilt, aber von Berenklau geſchlagen worden. An dem Tage, an welchem der Kurfürſt von Baiern zu Frankfurt zum Kaiſer gekrönt wurde, ging ſeine Reſidenz auf Capitulation an die Ungarn und Oeſterreicher über.

Um eben die Zeit, da die Königinn, durch den Beyſtand der Ungarn, Oeſterreich befreyete und Baiern eroberte, gewann ſie, durch Englands Thätigkeit und Geld, in Italien einen Beſchützer ihrer dortigen Provinzen, in dem ſie bisher einen Feind — wenigſtens hatte fürchten müſſen.

Die zweydeutige Turiner-Politik hatte bisher immer noch, nicht ohne Grund, Beſorgniſſe erregt. Von Frankreich aus wurden weder Anträge, noch Ueberredungen, noch Verſprechungen geſpart, um den König von Sardinien für die

Coalition und zu einer mit Spanien vereinigten Wirkſamkeit, gegen die Königinn von Ungarn, zu beſtimmen. Allein theils mochten dieſe Ueberredungen und Verſprechungen nicht nachdrücklich genug durch die That unterſtützt werden; — theils war auch die Vergrößerung Spaniens in Italien den Planen des Turiner Hofes entgegen. Der König gab daher endlich den Anträgen der Gegenpartey Gehör. Gegen die Zahlung Engliſcher Subſidien und die Verſprechung eines Theils von Mailand vereinigte er ſein Heer mit den Truppen, welche der Statthalter der Lombardey zuſammen gebracht hatte. Indem eine Engliſche Escadre dem Könige von Sicilien die Unterzeichnung eines Neutralitäts-Vertrags abdrang, wurden die Spanier durch dieſe vereinigte Macht aus der Lombardey völlig vertrieben.

Dies war indeſſen nicht der einzige Vortheil, welchen Maria Thereſia von dem Beyſtande der Krone Englands erfahren ſollte. Es war jetzt nicht mehr der König allein, der ſich für ſie intereſſirte und ſich für ihren Freund und Beſchützer erklärte; es war entſchieden die

Mehrheit der Engliſchen Nation. Die Standhaftigkeit und der Muth der bedrängten Königinn hatten die Theilnahme und Bewunderung der Engländer beynahe eben ſo kräftig und allgemein gereizt, als den Enthuſiasmus der Ungarn. Sie forderte laut einen wirkſamern Beyſtand, für ſie, als die Politik des Miniſters ihn bisher zu leiſten für gut gefunden hatte.

Robert Walpole liebte den Frieden, und war beſonders von je her bemüht geweſen, ein gutes Vernehmen mit Frankreich zu unterhalten. Durch dieſe Geſinnungen hatte er ſich endlich um die Gunſt der Nation und des Königs zugleich gebracht. Er mußte ſeine Aemter aufgeben, und Lord Carteret, ein Mann von ganz entgegen geſetztem Character und entgegen geſetzten Geſinnungen, trat an ſeine Stelle.

Carteret war einer der enthuſiaſtiſchten Verehrer der Königinn von Ungarn. Er trachtete nach dem Ruhme, ihr Ritter und Schützer zu heißen. Durch ſeine Betriebſamkeit wurde die Verbindung zwiſchen Sardinien, England und Oeſterreich zu Stande gebracht.

Er verwilligte ihm zwey Mahl hundert tauſend Pfund Subſidien. Auf ſeinen Betrieb erklärte ſich nun Georg der Zweyte wieder öffentlich als einen Verbündeten der Königinn. Sechzehn tauſend Mann Engländer wurden aufs neue verſammelt, um ſie nach den Niederlanden überzuſetzen. Aus dieſen und den Hannöveriſchen und Heſſiſchen Truppen ſollte am Rheine ein Heer von wenigſtens dreyßig tauſend Mann gebildet werden, um, bey der jetzt veränderten Lage der Dinge, das Uebergewicht der Königinn von Ungarn zu vollenden.

6.

Entwurf des Königs von Preußen für dieſen Feldzug Seine Unterhandlung in Dresden. Einfall in Mähren und Belagerung der Hauptſtadt Brünn Der König, unzufrieden mit ſeinen Verbündeten, hebt die Belagerung auf und verläßt Mähren. Schlacht bey Czaslau. Breslauer Friede.

Die Wiedereroberung Böhmens und, — wo möglich, auch Schleſiens, — waren jetzt unſtreitig die Hauptgegenſtände der Unternehmungen, welchen man, bey der wachſenden

Kraft Oeſterreichs, mit jedem Tage entgegen ſehen mußte. Zu dem Erſtern war bereits ein glücklicher Anfang gemacht; das Letztere ſchien, nach der neuerlichen gänzlichen Ueberlaſſung, deſto ſchwieriger. Gleichwohl ſetzte Friedrich dieſen Plan bey ſeiner Gegnerinn, der friedlichen Unterhandlungen ungeachtet, immer noch vor- aus, und wandte Alles an, um die Thätigkeit der Coalition zu erhöhen. Er theilte Broglio einen Operations-Plan für den nächſten Feld- zug mit, den dieſer nicht anſah, weil er ihn nicht entworfen hatte. Er drang in den Fran- zöſiſchen Geſandten, zur Bewirkung kräftigerer Inſtructionen für die Feldherren der Franzöſi- ſchen Heere, die vergebens waren, weil der Cardinal eine immer lebhaftere Abneigung ge- gen dieſes ganze Unternehmen empfand. Von Seiten Oeſterreichs und Englands wurden ihm noch immer, auf gleiche Weiſe, friedfertige Ge- ſinnungen geäußert, und nichts wurde unter- laſſen, beſonders von dem Letztern, um ſein Mißtrauen gegen Frankreich zu erhöhen. Gleich- wohl trauete der König dieſen Aeußerungen eben ſo wenig, als er mit Frankreich zufrieden

war. Er fand darin eine temporiſirende Politik, die ihn hinzuhalten, oder von der Coalition zu trennen ſuchte, um ihn dann, nach der Wiedereroberung Böhmens, deſto leichter überwältigen zu können.

Unter dieſen Vorausſetzungen ſchien ihm das Rathſamſte zu ſeyn, wo möglich ſich mit Sachſen noch enger zu verbinden und, mit dieſem in Vereinigung, ein kräftiges Unternehmen auf Mähren zu wagen. Die Eroberung Mährens ſollte ihm zur Schutzwehr Schleſiens dienen. Er glaubte von Sachſen einen kräftigen Beyſtand erwarten zu können, da Mähren dem Könige von Pohlen beſtimmt war und dieſem als ein Erb=Königreich überlaſſen werden ſollte.

Der verabredete Waffen=Stillſtand konnte ihm bey dieſem Unternehmen die Hände nicht binden. Die Oeſterreicher hatten die Bedingung, der ſorgfältigen Verheimlichung, nicht erfüllt; auch war durch jene Verabredungen des Königs Verbindlichkeit gegen ſeine Bundesgenoſſen nicht aufgehoben.

An dieſe wurde er jetzt, beſonders von dem Kurfürſten von Baiern, dringend erinnert. Die Gefahr, welche nicht nur ſeinen Eroberungen in Oeſterreich, ſondern ſogar ſeinen Erbſtaaten drohte, erforderte eine ſchleunige und kräftige Unterſtützung. Der Einfall in Mähren konnte, in dieſer Rückſicht ebenfalls, den wirkſamſten Erfolg haben. Dem Plane des Königs gemäß ſollte der Angriff auf folgende Weiſe organiſirt werden.

Der Feldmarſchall Schwerin, der in Ober-Schleſien überwintert hatte, ward befehligt, wieder in Böhmen einzufallen und Olmütz zu beſetzen. Der König wolle dann, in Verbindung mit den Sachſen, in Mähren eindringen und die Hauptſtadt Brünn belagern, während die Franzoſen Baiern befreyen und die Oeſterreichiſchen Armeen in Böhmen beſchäftigen ſollten.

Da er bey dieſer Unternehmung hauptſächlich mit auf das Corps Sachſen Rechnung machte; ſo war es nöthig, die Zuſtimmung des Königs von Pohlen zu derſelben einzuhohlen. Schon hegte er ein gerechtes Miß-

trauen gegen den Liebling und erſten Miniſter Auguſts des Dritten, den Grafen von Brühl, und fürchtete, auch bey dieſer Gelegenheit, in dem intriganten Character und der Zweydeutigkeit dieſes Mannes ein Hinderniß ſeiner Abſichten zu finden. Um dies näher zu erkunden und, wo möglich, jeder ſeiner Intriguen vorzubauen, beſchloß er, ſich ſelbſt nach Dresden zu begeben.

In der That verhielt es ſich ſo, als er voraus geſetzt hatte.

Der Graf von Brühl hatte überhaupt ſehr ungern zu der Coalition gegen Oeſterreich ſeine Zuſtimmung gegeben, und meinte es jetzt mit derſelben weniger ehrlich, als jemahls. Englands Miniſter hatten ihn durch Guineen gewonnen und Oeſterreichs Miniſter ihn durch Drohungen geſchreckt. Ein altes Fräulein von Kling war der Popanz, durch welchen ihn die Königinn von Ungarn in ſteter Furcht erhielt. Als Abgeordnete und Beobachterinn des Premier-Miniſters lebte dieſe zu Dresden und wirkte ſehr entſcheidend auf ſeine Geſinnungen. Der Talisman war ein Geheimniß

alter Intriguen des Miniſters, mit deren Entdeckung ſie ihn ohne Unterlaß in Schrecken ſetzte.

Mehr, als ihn zu ängſtigen und eine weniger thätige Theilnahme an der Coalition zu bewirken, vermochte ſie jedoch jetzt noch nicht. Brühl fürchtete ſich eben ſo ſehr vor dem Könige von Preußen. Allein dieſe Furcht war es, welche ihn zur Theilnahme an der Coalition beſtimmt hatte und die ihn auch jetzt noch dabey erhielt. Schon deßhalb konnte ihm der Beſuch deſſelben zu Dresden nicht angenehm ſeyn. Auch that er alles, obwohl freylich alles nur im Verborgenen, um die Wirkung deſſelben zu erſchweren.

Friedrich der Zweyte wählte auch hier, wie überall, den geradeſten Weg. Er hielt eine Conferenz, an welcher Theil zu nehmen der Miniſter ſich nicht entbrechen konnte, und an welcher die Sächſiſchen Generale und der Franzöſiſche Geſandte ebenfalls Antheil nahmen.

Als der König hier eben beſchäftigt war, auf der vor ihm liegenden Karte von Mähren ſeinen Operations-Plan zu entwickeln, trat

der König von Pohlen in das Zimmer. Brühl, deſſen Verlegenheit dadurch noch erhöhet wurde, ſchlug die Karte zuſammen, als ob die Conferenz ſo eben beendigt wäre: allein Friedrich der Zweyte, der ſeine Abſicht errieth, nahm die Karte zurück und hob ſeinen Vortrag ganz von neuem noch ein Mahl an, indem er ihn jetzt ausſchließlich an den König von Pohlen richtete. In einer Art von Marktſchreyer-Tone pries er dieſem ſeinen Plan an und verſprach ihm die ſicherſte und herrlichſte Wirkung von demſelben. Beſonders bemühete er ſich, ihm ins Licht zu ſetzen, daß dieſer Plan die einzige wirkſame Maaßregel ſey, um dem Könige von Pohlen den Beſitz von Mähren zu verſchaffen; und daß, wenn er Luſt hätte, es zu beſitzen, auch ſeine Truppen kräftig mitwirken müßten, es in Beſitz zu nehmen.

August der Dritte hörte dieſen Vortrag mit dem ihm eigenthümlichen dumpfen Ausdrucke der Gleichgültigkeit an; beſtätigte Alles, was Jener ſagte, mit einem Kopfnicken und einem deutlichen Ja; und ſchien endlich zu wünſchen, daß die Unterhandlung abgethan

ſeyn möchte. Brühl, der dies bemerkte und einen entſcheidenden Entſchluß verhindern wollte, erinnerte, daß die Zeit, in die Oper zu gehen, da ſey.

Jetzt hätte den König von Pohlen die eröffnete Ausſicht auf zehn Königreiche nicht weiter gefeſſelt. Friedrich benutzte die Ungeduld, mit welcher man nach der Oper eilte, um dem Könige, wider Brühls Abſicht, eine entſcheidende Zuſtimmung zu ſeinem Plane abzupreſſen. Am Tage darauf gelang es ihm, den Beichtvater des Königs zu gewinnen, um ihn durch dieſen bey ſeiner Zuſage feſt halten zu laſſen.

Friedrich der Zweyte eilte von Dresden über Prag nach Olmütz, welches der Feldmarſchall Schwerin ſo eben in Beſitz genommen hatte.

In der kurzen Zeit, da er ſich hier aufhielt, wurden ihm durch einen Unterhändler des Großherzogs von Toscana abermahls friedliche Anträge gemacht: allein der König war jetzt mit ſeinem neuen Unternehmungsplane zu ſehr beſchäftigt, als daß er den Anträgen des Barons Pfitzner eine ernſtliche Aufmerkſamkeit hätte ſchenken können.

Der Feldzug wurde nun, durch den Einmarſch in Mähren und durch die Einſchließung Brünns, eröffnet. Friedrich rechnete auf raſche und große Thaten. Allein es war im Buche des Schickſals beſchloſſen, daß dieſer Feldzug mehr lehrreich, als thatenreich für *ihn* ſeyn ſollte. Er hatte ſeinen Plan mit Scharfſinn entworfen und die Ausführung mit Klugheit vorbereitet: allein indem ſein Scharfblick einige zu erwartende Hinderniſſe bemerkt hatte, war ſein jugendlicher feuriger Geiſt über andere hinweg geeilt, über welche ihn freylich die Erfahrung auch erſt belehren mußte, und deren Unüberwindlichkeit nur ſie überzeugend genug für ihn darzuſtellen im Stande war.

Der König glaubte hinlängliche Vorſichts-Maaßregeln getroffen zu haben, wenn er ſeine Plane mit dem Franzöſiſchen Miniſter verabredet und die Zuſtimmung des Königs von Pohlen dafür erhalten hätte. Jetzt erfuhr er, wie wenig bey Regierungen, als die, mit denen er es zu thun hatte, dadurch ausgerichtet ſey. Er erfuhr, wie wenig verbündete Heere

Bayerische Staatsbibliothek München

fähig ſind, große Unternehmungen mit Kraft und Schnelligkeit auszuführen.

Die Franzoſen blieben unthätig; die Sachſen zögerten. Beyde Heere ſchienen zu verrathen, daß eine vereinigte Wirkſamkeit, nach dem Plane und unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen, der geheimen Inſtruction ihrer Feldherren völlig zuwider ſey.

Wie ſehr ſich auch der König bemühete, beſonders die Sachſen zu einem thätigern Verhalten zu beſtimmen; er erreichte ſeinen Zweck nicht. Eben ſo wenig, als ſeine Befehle bey den Generalen ausrichteten, vermochten ſeine Vorſtellungen bey dem Miniſter in Dresden. Man verweigerte ihm ſogar geradezu das grobe Geſchütz, deſſen er zu der Belagerung Brünns bedurfte, wiewohl er dieſe Hauptſtadt, wie das ganze Land, für den König von Pohlen erobern wollte. Der Vorwand war: Mangel an Gelde; und gleichwohl hatte der König ſo eben einen großen Diamant, für vier Mahl hundert tauſend Thaler, erkauft.

Durch die Zögerungen, welche auf dieſe Weiſe der Ausführung des Operations⸗Pla⸗

Bayerische Staatsbibliothek München

nes des Königs in den Weg gelegt wurden, wurde dieſe Ausführung endlich unmöglich gemacht. Der Prinz von Lothringen näherte ſich, an der Spitze eines beträchtlichen Heeres, um Brünn zu entſetzen. Der König, voll Verdruß über das Betragen ſeiner Bundesgenoſſen und voll Mißtrauen gegen ihre Abſichten, entſchloß ſich, die Belagerung Brünns und die Behauptung Mährens aufzugeben. Er führte das Belagerungsheer nach Böhmen und zog hier den größten Theil ſeiner Truppen zuſammen. Nur auf dieſe konnte er ſich verlaſſen; nur mit dieſen wagen, was gewagt werden mußte. Er wollte ihnen Pflege und Ruhe gewähren, um mit ihnen wagen zu können, was gewagt werden mußte.

Der Prinz von Lothringen hatte Mähren in Beſitz genommen und rückte nun nach Böhmen. Er hatte Befehl, den König von Preußen aufzuſuchen und ihm eine Schlacht zu liefern. Die Königinn von Ungarn, durch das Glück aufgemuntert, das ihr bisher gelächelt hatte, hoffte, auch gegen Friedrich, ferner auf ſeinen Beyſtand rechnen zu dürfen.

Auch Friedrich war entſchloſſen, ſein Glück und die Tapferkeit ſeiner Truppen noch ein Mahl auf die Probe zu ſtellen. Der Verdruß über ſeine Bundesgenoſſen und ſeine mißlungenen Plane machte ihn geneigter als jemahls, einen Separat-Frieden zu ſchließen. Nur nach einer gewonnenen Schlacht konnte er jetzt darauf rechnen. Er beſchloß daher, dieſe Schlacht zu wagen, um den Frieden zu gewinnen.

Während ihres Aufenthalts in Böhmen hatten ſich die Truppen des Königs von den in Mähren ausgeſtandenen Mühſeligkeiten wieder völlig erhohlt. Es war ein Heer von drey und dreyßig tauſend Mann auserleſener Truppen. Nach dem eignen Geſtändniſſe des Königs reizte ihn dies vorzüglich, ſein Glück zu verſuchen. Er erwartete den anrückenden Feind, in einer vortheilhaften Stellung, unweit Czaslau, Angeſichts des Dorfes Chotuſitz.

Es war am Morgen des 17ten Mayes, (1742,) um acht Uhr, als das Oeſterreichiſche Heer auf den Anhöhen bey Czaslau erſchien. Das Preußiſche war ſchon bereit, es zu em-

pfangen. Eine heftige Canonade, von Seiten der Preußen, eröffnete die Schlacht. Dann ſtürzte ſich die Preußiſche Reiterey des rechten Flügels auf den linken Flügel des Feindes. Das Glück ſchien hier den Preußen zu winken, als die Oeſterreicher, auf dem rechten Flügel, angriffen und die Preußiſche Reiterey des linken Flügels zum Weichen brachten. Die Schlacht wurde nun allgemein, und ein Theil der Preußiſchen Infanterie des linken Flügels zurück gedrängt. — Schon glaubten die Oeſterreicher die Schlacht für ſich entſchieden. Die Reiterey zerſtreute ſich, um das Preußiſche Lager zu plündern, das bereits eine Beute des Feindes geworden war.

Dieſer Umſtand gab dem Könige Gelegenheit, einen von den Zügen erhabener Geiſtesgegenwart zu entwickeln, welche ganz eigentlich den Feldherrn-Beruf bezeichnen. Mitten im heftigſten Gedränge des beynahe verlornen Treffens bemerkte er eine Anhöhe, von welcher der linke Flügel des Feindes in die Flanke genommen werden konnte. Sogleich gab er einem Theile ſeiner Infanterie dieſe vortheilhafte

Wendung. Eine thätige Artillerie bahnte ihr den Weg, und ſie folgte mit geſenktem Bajonette.

Dieſe glückliche Idee wandte das Schickſal der Schlacht, zum Vortheile Friedrichs und ſeiner Truppen. Die Feinde geriethen in Unordnung, wichen. Friedrich hatte den Sieg wieder ergriffen, da ihn ſein Gegner bereits in Händen zu haben glaubte.

Dieſer Sieg gewann noch dadurch an reinem Glanze, daß er weniger Blut koſtete als andere, und doch entſcheidender in ſeinen Folgen war. Der Verluſt war auf beyden Seiten ziemlich gleich; die Preußen behaupteten das Schlachtfeld. Der Prinz von Lothringen entfernte ſich unmittelbar nach der Schlacht, drey Meilen weit, und verſchanzte ſich auf der Gebirgsanhöhe, bey dem Dorfe Habr. Als ſich das Preußiſche Heer näherte, verließ er dieſe Stellung jedoch gleich wieder und zog ſich gegen Deutſchbrod zurück. Die Preußen erbeuteten ſeine Artillerie und ſeinen Mundvorrath. Sie lagerten ſich bey Kuttenberg, in der Nähe ihrer Magazine und der Böhmiſchen Grenze.

Dieſer Sieg veranlaßte am Hofe des Kaiſers die lebhafteſten Freudensbezeigungen. Man glaubte, er werde den feurigen Geiſt des Königs aufs neue für den Kriegsruhm entflammen und ihn der Coalition enger, als bisher, verbinden. Der Erfolg zeigte indeſſen bald, wie ſehr man ſich in dieſer Rechnung geirrt hatte.

Sein Entſchluß, einen Separat-Frieden zu unterzeichnen, ſtand jetzt feſter, als jemahls. Durch einen gefangenen Oeſterreichiſchen General erhielt er neue Beweiſe von der Unehrlichkeit des Franzöſiſchen Cabinetts. Seine Caſſen waren erſchöpft; ſein Heer hatte beträchtlich gelitten; man bot ihm jetzt die Vortheile an, welche er, vernünftiger Weiſe, nach der längſten Theilnahme an dem Kriege erwarten konnte. Ueber dies glaubte er, den Verbindlichkeiten gegen ſeine Bundesgenoſſen völlig Genüge gethan zu haben.

Während der Marſchall von Belle-Isle alle ſeine Beredtſamkeit anwandte, um ihn zu neuen Unternehmungen aufzumuntern, ließ der König zu Breslau, (am 11ten Junius,) die Friedens-Präliminarien unterzeichnen.

In demſelben überließ ihm die Königinn von Ungarn Ober- und Nieder-Schleſien, (das Fürſtenthum Teſchen, die Stadt Troppau und einige Gebirgs-Diſtricte allein ausgenommen,) und die Grafſchaft Glatz erb- und eigenthümlich.

Sachſen wurde in dieſen Frieden mit eingeſchloſſen und trennte ſeine Armee von der Franzöſiſchen. Friedrich führte die ſeinige aus Böhmen und begab ſich nach Berlin, um die Früchte des Friedens zum Gedeihen zu befördern und zu genießen.

7.

Die Oeſterreicher erobern beynahe ganz Böhmen wieder und ſchließen das Franzöſiſche Heer, mit den Marſchällen Belle-Isle und Broglio, in Prag ein. Zuſtand und Beharrlichkeit der Belagerten. Maillebois eilt zum Entſatze Prags herbey, und entfernt ſich wieder, ohne in Böhmen eingedrungen zu ſeyn. Belle-Isle's unglücklicher und bewunderter Rückzug nach Eger. Die Königinn von Ungarn kommt in Perſon nach Prag, um ſich krönen zu laſſen und die Huldigung einzunehmen.

Belle-Isle erſtaunte, als er die Nachricht von dieſem Frieden erhielt, der beynahe unter ſeinen Augen geſchloſſen war. Er rechnete nun auf eine deſto thätigere Hülfe der Sachſen; — und erfuhr, — daß auch dieſe in ihr Vaterland zurück kehrten.

Mit Uebermacht rückte jetzt das Oeſterreichiſche Heer gegen die Franzoſen und drängte ſie, aus den meiſten ihrer Poſitionen, nach der Hauptſtadt zu zurück. In Kurzem erkannte der Feldherr, daß ihm nichts übrig ſey, als ſich in dieſelbe einſperren zu laſſen.

Allein auch in dieſem Zufluchtsorte ſchien dem Franzöſiſchen Heere ein nur noch unvermeidlicheres Verderben zu drohen. Die Stadt war bey weitem nicht mit den erforderlichen Vorräthen, für ein Heer von beynahe dreyßig tauſend Mann, hinlänglich verſehen. Das Land war in der Gewalt der Oeſterreicher und den Oeſterreichern ergeben. Die zahlreichen leichten Truppen, welche dieſes Heer begleiteten, ſtreiften überall umher, hemmten jede Communication, und machten eine hinlängliche Zufuhr völlig unmöglich. Ueber dies war Böhmen erſchöpft. Sachſen hatte ebenfalls Mangel zu befürchten und verbot die Ausfuhr aller Lebensbedürfniſſe. Von Schleſien und Pohlen her war die Zuführ ebenfalls geſperrt. Was im Lande ſelbſt noch aufzubringen war, erhielten die Oeſterreicher, theils durch Gewalt, theils durch die Vorliebe der Einwohner, ausſchließlich. Die Wenigen, welche es mit den Franzoſen hielten, konnten ſich theils nicht mit ihnen verſtändigen, theils wagten ſie es, bey der damahligen Lage der Sachen, nicht, ſich ihnen geneigt zu bezeigen.

Unter dieſen Umſtänden ſchien die Vertheidigung der Hauptſtadt eben ſo unmöglich, als ein Rückzug, aus dieſem gebirgigen und den Franzoſen keinesweges hinlänglich bekannten Lande, gefährlich ſchien. An den letztern dachte man Franzöſiſcher Seits damahls freylich auch noch nicht von ferne. Belle-Isle wollte Prag, er wollte Böhmen vertheidigen. Freylich rechnete er dabey auf einen Erſatz. Auch war der Befehl dazu bereits an den Marſchall von Maillebois, der die Armee in Weſtphalen commandirte, abgegangen.

Indeſſen vermehrte ſich die Verlegenheit der Franzoſen in Böhmen mit jedem Tage. Die Armee der Belagerer wurde immer zahlreicher, und war in Kurzem mehr als ſiebzig tauſend Mann ſtark. Dagegen wurde die Zufuhr der Lebensmittel in der Feſtung immer ſeltener, nahmen Theurung und Hungersnoth immer mehr zu. So viel Bürger Prag in ſich ſchloß, ſo viel Feinde umgaben die Franzoſen innerhalb der Mauern. Die Ankunft des Entſatzes verzögerte ſich. Belle-Isle wurde ungewiß: ob er überhaupt noch darauf rechnen

könne; noch ungewiſſer: ob er ſich ſo lange halten könne. Nach langem Widerſtreben entſchloß er ſich endlich, die Behauptung des Platzes aufzugeben. Er ließ dem Oeſterreichiſchen Feldherrn davon Eröffnung thun und auf einen freyen und ehrenvollen Rückzug antragen.

Die Antwort, welche er erhielt, entſprach ſeiner Erwartung keinesweges, und enthielt eine Demüthigung, die ſein perſönlicher und National-Stolz nicht ſo leicht zu verſchmerzen vermochten. Der Oeſterreichiſche Feldherr, Graf von Königseck, erklärte: er habe Befehl von ſeinem Hofe, die Franzöſiſche Beſatzung zu Kriegsgefangenen zu machen. Nur unter dieſer Bedingung könne er die Feſtung übernehmen. Auf die wiederhohlten Gegenvorſtellungen des Franzöſiſchen Feldherrn erklärte er ſich endlich bereit, den Antrag deſſelben nach Wien zu berichten und um neue Verhaltungsbefehle nachzuſuchen.

Maria Thereſia erhielt den Bericht des Grafen von Königseck mit dem Antrage Belle-Isle's, und ſchwankte einige Zeit in ihrem Entſchluſſe. Bald hörte ſie die ſanfte

Stimme der Menſchlichkeit; bald betäubte dieſe der gereizte Stolz. Sie begriff, was der Feldherr vorſtellte, daß die Eroberung einer Stadt, die ein ſo zahlreiches, verzweifelndes Heer vertheidigte, nicht ohne die Verbreitung unſäglichen Elendes, nicht ohne ein grauſenvolles Menſchenmorden, vielleicht nicht ohne den Untergang der Stadt, (von deren Erhaltung der Wohlſtand eines großen Theils des ganzen Landes abhing,) bewirkt werden könne. Sie wurde gerührt und geneigt, den Franzoſen den geforderten freyen Abzug zuzugeſtehen. Dann aber wurde die Vorſtellung wieder rege, wie bitter ſie gekränkt, wie empfindlich ſie ganz eigentlich von dem Manne beleidigt ſey, den ſie jetzt in ihrer Gewalt habe. Die gereizte Weiblichkeit ſiegte. Um Belle-Jsle, den Urheber ihres Unglücks, — dafür hielt ſie ihn nämlich — ihren bitterſten Feind, zu demüthigen, ihn gefangen vor ſich zu ſehen, mußte das Schickſal vieler Tauſende von Menſchen aufs Spiel geſetzt, mußten Tauſende von Menſchen aufgeopfert werden.

Die Antwort, auf die Anfrage, war der wiederhohlte Befehl: ſich nur dann auf eine

Capitulation einzulaſſen, wenn ſich das Franzöſiſche Heer zu Kriegsgefangenen ergäbe.

Jetzt zeigte ſich der Franzöſiſche National-Character in ſeiner ganzen ihm eigenthümlichen Energie. Dieſe Forderung wurde nicht nur von dem Franzöſiſchen Feldherrn, ſondern auch von einem jeden Franzöſiſchen Soldaten, mit Unwillen und Verachtung verworfen; es wurde aufs neue Anſtalt zur hartnäckigſten Vertheidigung gemacht. Die Französiſchen Krieger achteten des Mangels, der Blöße, der Mühſeligkeit und Wunden nicht, um die Ehre der Franzöſiſchen Nation und ihres Königs zu retten. Die Hungersnoth nahm täglich mehr überhand. Tauſende von Soldaten und Einwohnern kamen um. Die Beſatzung trieb Schaaren von Männern, Weibern und Kindern aus den Thoren; die Belagerer trieben ſie wieder zurück. Dort weigerte man ſich, ſie wieder aufzunehmen; hier ſchoß man ſie nieder, wenn ſie Zuflucht ſuchten. Die Feinde hörten endlich die Stimme der Menſchlichkeit doch noch eher, als die Freunde. Die Unglücklichen wurden wieder in die Stadt aufgenommen, um noch länger ein täglich wachſendes Elend zu theilen.

Gegen das Ende des Julius traf der Oeſterreichiſche Feldherr Veranſtaltungen, um die Blockade der Feſtung in eine Belagerung zu verwandeln. Der Marſchall von Broglio, der mit einem Theile des Heeres die Außenwerke gedeckt hatte, wurde genöthigt, ſich in die Stadt zu werfen, und vermehrte dadurch nur das Elend, das hier längſt einheimiſch geworden war. Die Pferde, welche dieſer Theil des Heeres noch erhalten hatte, wurden nun nach und nach auch, wie die übrigen, geſchlachtet. Innerhalb dreyer Monathe waren von den Belagerten, wie ſich am Ende fand, mehr als acht tauſend Pferde gegeſſen worden.

Nicht leicht ſind Stolz und Eitelkeit in einem ſchaudervollern und hartnäckigern Kampfe erſchienen, als hier. Immer noch rechneten die Franzoſen auf Erlöſung. Ihr Muth erhob ſich und ihre Beharrlichkeit verſtärkte ſich, da ſie durch die Annäherung des Marſchalls von Maillebois wieder einige Hoffnung zur Erlöſung erhielten.

Nach dem erhaltenen Befehle hatte ſich dieſer Feldherr, mit einem Heere von ſechs

und vierzig tauſend Mann, nach Baiern gewandt, um hier die Befreyung Prags zu bewirken. Der Kurfürſt, als Ober-Befehlshaber aller Franzöſiſchen Hülfsheere, änderte dieſen Befehl dahin ab; daß Maillebois gerade nach Böhmen eilen und den Grafen von Königseck, durch einen unmittelbaren Angriff, zur Aufhebung der Belagerung und, wo möglich, auch zur Räumung Böhmens zwingen ſolle.

Die erſtere Abſicht gelang; die letztere wurde verfehlt. Durch den Eilzug, welchen das Franzöſiſche Heer, durch eine ſo weite Entfernung, gemacht hatte, war es beträchtlich geſchwächt, als es an der Böhmiſchen Grenze anlangte. Der Prinz von Lothringen, der jetzt den Oberbefehl der Oeſterreichiſchen Armee in Böhmen führte, hielt gleichwohl für nöthig, ihr bis dahin entgegen zu gehen. Er bot nun den Franzoſen den freyen Abzug an, um welchen ſie einige Monathe früher angeſucht hatten. Man verwarf ſeinen Antrag, denn die Franzoſen rechneten jetzt wieder auf einen vollſtändigen Triumph. Nachdem der Prinz von

Lothringen aufgebrochen war, ſetzte ſich auch der Marſchall von Broglio, mit einem Theile der Prager Beſatzung, in Bewegung, um ſich, in der Gegend von Eger, mit dem Heere des Marſchalls von Maillebois zu vereinigen und, mit ihm gemeinſchaftlich, den Feind zu ſchlagen.

Der Theil der Beſatzung war mehr als hinlänglich, um ſich gegen das Corps Oeſterreicher zu behaupten, welches der Prinz von Lothringen, zur Beobachtung der Stadt, zurück gelaſſen hatte. Belle-Isle blieb mit in Prag zurück; denn er wollte den Ruhm ganz erſchöpfen, es bis zur völligen Befreyung vertheidigt zu haben.

An der Spitze von zwölf tauſend Mann kam Broglio zwar bey Töplitz, in der Nähe des größern Franzöſiſchen Heeres, an; allein die Vereinigung konnte nicht bewirkt werden, indem Maillebois nicht einzudringen vermochte. Auch wurde der Prinz von Lothringen weder geſchlagen noch verdrängt.

Nach verſchiedenen, durch Unkunde der Gegend und die zahlreichen Schwärme der Oe-

ſterreichiſchen leichten Truppen, vereitelten Verſuchen, den Paß bey Cadan zu überwältigen, entſchloß ſich endlich Maillebois, nach Baiern zurück zu gehen. Broglio verſtärkte mit ſeinem Corps die Beſatzungen in Leitmeritz, Tetſchen und einigen andern Plätzen, und ſandte den Ueberreſt nach Prag zurück. Er ſelbſt reiſte dem Heere Maillebois nach; übernahm, als älterer Marſchall, den Oberbefehl deſſelben; und — überließ es einer ihm gewöhnlichen Unthätigkeit.

Der Herzog von Lothringen übergab, indem er dem Franzöſiſchen Heere nach Baiern folgte, dem Fürſten von Lobkowitz zwanzig tauſend Mann, mit welchen dieſer nach Prag zurück kehrte. Mit dem Obſervations-Corps, welches hier zurück geblieben war, machte dieſes ein Heer aus, das einer ſo ſchwachen und geſchwächten Beſatzung, als die Franzöſiſche jetzt war, immer furchtbar genug werden konnte. Auf ſeinem Zuge nach Prag hatte Lobkowitz, (am 25ſten October,) die Feſtung Leitmeritz genommen. Ein Rückzug konnte jetzt nur über Eger gewagt werden, und war auch dahin noch

ein ſehr gewagtes Unternehmen. Die größte Schwierigkeit fand jedoch Belle-Isle darin, Prag zu verlaſſen, ohne von dem überlegenen Feinde angegriffen und vernichtet zu werden.

Die Stadt war indeſſen nicht belagert, ſondern nur bewacht. Der Oeſterreichiſche Feldherr wußte, daß Belle-Isle Befehl hatte, Prag zu räumen. Er hatte ſeine Stellung ſo genommen, daß, dafern der Marſchall es wagen ſollte, dem Befehle zu gehorchen, er ihm, ſeiner Meinung nach, nicht würde entgehen können. In einer Schlacht, die dann unvermeidlich war, konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, ihn völlig zu Grunde zu richten. Wagte der Franzöſiſche Feldherr den Rückzug nicht, dann blieb ihm nichts übrig, als, — was man Oeſterreichiſcher Seits am meiſten wünſchte, — ſich und ſein Heer zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

In dieſer Vorausſetzung begnügte ſich Lobkowitz, die Wege und Päſſe zu beſetzen und ſein Heer ſo cantoniren zu laſſen, daß er es leicht und ſchnell zuſammen ziehen konnte. Ganz in der Nähe von Prag war kein Unter-

kommen mehr, denn einige Meilen um dieſe Hauptſtadt her hatten die Oeſterreicher ſelbſt die Dörfer abgebrannt und alles verwüſtet. Die rauhe Jahreszeit, (es war im Anfange des Decembers,) mußte die, ohnehin längſt elende, Exiſtenz der Belagerten um ein großes erſchweren. Die Franzoſen, an einen Grad der Kälte, wie ſie ihn hier erfuhren, nicht gewöhnt, litten unausſprechlich. Viele ſtarben dahin, noch mehrere erkrankten. Die Ausfälle, die ſie von Zeit zu Zeit machten, halfen ihnen nichts. Weit und breit war weder Mundvorrath, noch Fourage zu erhalten. So ſtieg das Elend mit jedem Tage einen Grad höher, und erzeugte endlich den Entſchluß der Verzweiflung, das gewagte Unternehmen eines Rückzuges nach Eger zu beſtehen und darin Rettung oder Untergang zu ſuchen.

Sollte ſich nur einige Wahrſcheinlichkeit zum Gelingen dieſes Unternehmens erhalten; ſo mußte es im höchſten Geheim vorbereitet, im höchſten Geheim verſucht werden. Alles war verloren, ſo bald die Einwohner es nur ahneten, oder ſo bald man mit den Oeſterrei-

chern zuſammen traf. Die Ehre des Heeres und der Franzöſiſchen Nation erforderte, Kanonen, Kriegsgeräth und Gepäck mitzunehmen.

Der Muth und die Gewandtheit des Feldmarſchalls Belle-Isle überwanden alle dieſe Schwierigkeiten eben ſo glücklich als geſchickt. Er ſonderte einige Tauſende von den Uebrigen ab, denen er nicht zutrauete, daß ſie die Beſchwerden würden überwinden können, die ihrer auf dem Marſche warteten. Vielleicht hätte er dieſe Hoffnung auch für die übrigen aufgegeben, wäre er mit allen den Gefahren völlig bekannt geweſen, welche er zu beſiegen hatte.

Unter dem Vorwande, eine große Fouragirung vorzunehmen, hielt er nun, mit etwa vierzehn tauſend Mann, (in der Nacht von dem 14ten auf den 15ten December,) ſeinen Auszug aus Prag. Glücklich und in der größten Ordnung und Stille umging er die Oeſterreicher. Um nicht bemerkt zu werden, mußte er unter den, ohnehin beſchwerlichen, von den Oeſterreichern abſichtlich verdorbenen, Wegen noch die unwegſamſten wählen. Gefährliche Hohlwege

mußten durchkrochen, ſteile Berge überklimmt werden. Das ganze Land war mit Schnee und Eis bedeckt; die Kälte entſetzlich; die Armee beynahe von allen Bedürfniſſen entblößt und außer Stande, ſich dieſelben zu verſchaffen.

Regelmäßige feindliche Truppen trafen ſie nicht an. Deſto mehr umſchwärmte und neckte ſie aber das ungeregelte Geſindel, welches die Oeſterreichiſchen Armeen unter dem Titel: leichte Truppen, begleitet. Keine Nacht konnten ſie raſten, nirgends auf eine Erquickung rechnen. Schaarenweiſe ſanken ſie ermattet und erſtarrt in den Schnee hin. Zahlreiche Leichen bezeichneten den Weg, welchen das Heer genommen hatte. Ein großer Theil von denen, die das Leben retteten, mußte es durch die Aufopferung ſeiner Hände oder Füße erkaufen.

Alle Wachſamkeit und Sorgfalt, welche die Anführer des Heeres anwandten, um dieſes Elend zu mindern, vermochte nur wenig die Ertragung deſſelben zu erleichtern. Der Zug ging durch ein fremdes, den Heerführern ſo wohl als den Truppen größten Theils unbekanntes Land. Das Heer mußte ungebahnte

Wege aufſuchen, um nicht eingehohlt zu werden. Es mußte Tag und Nacht unter dem Gewehre bleiben, um die Angriffe der leichten Truppen zurück zu treiben. Es lagerte nur auf Eis und Schnee, und hatte zu ſeiner ſparſamen Nahrung nichts, als ſchlechtes Brod von verdorbenem Mehle und Schneewaſſer.

Dennoch arbeitete es ſich, von dem Muthe ſeines Anführers aufrecht erhalten und immer neu belebt, — durch alle dieſe Mühſeligkeiten, Gefahren und das unſägliche Elend, — in eilf Tagen an das Ziel ſeiner Beſtrebungen. In der Gegend von Eger hatte es noch die ſchwerſte Prüfung auszuhalten. Schaarenweiſe ſanken die ermatteten Krieger hier in den faſt unzugänglichen Gebirgen zu Boden. Die, welche das Leben noch fortſchleppten und in der Feſtung anlangten, waren deßhalb noch bey weitem nicht alle geborgen. Viele mußten, um das Leben zu retten, ſich eine Verſtümmelung gefallen laſſen; und wieder viele rafften hitzige Fieber dahin, — eine Folge der alle Kräfte erſchöpfenden Anſtrengung.

Erſt vier und zwanzig Stunden, nachdem es begonnen war, erfuhr Lobkowitz, zu ſeinem empfindlichen Verdruſſe, das kühne und gelungene Unternehmen des Feindes. Er bewilligte dem Ueberreſte, was er dem Heere verſagt hatte, — einen ehrenvollen Abzug, — und nahm darauf, (am 26ſten December,) von der Hauptſtadt Beſitz.

Mehr als zwanzig tauſend Menſchen hatte dieſe Belagerung auf beyden Seiten das Leben gekoſtet; eine der ſchönſten Städte der Oeſterreichiſchen Monarchie und ein Theil des Landes waren dadurch zu Grunde gerichtet. Der Schade allein, welchen die Einwohner von Prag erlitten hatten, wurde auf ſieben Millionen Thaler geſchätzt. Unſägliches Elend hatten Tauſende von Menſchen länger als ein Jahr erdulden müſſen, und das alles, — um der Eitelkeit und dem Stolze eine Genüge zu verſchaffen, — die dennoch am Ende aufgeopfert werden mußte.

Könnten die Großen und Mächtigen der Erde auf Betrachtungen dieſer Art geleitet werden; ſo hätte Maria Thereſia, durch den

Anblick der Ueberreſte des ausgeſtandenen Elendes, ihren Triumph ſehr beſchränkt fühlen müſſen, als ſie im April des Jahres 1743 nach Prag kam, um ſich die Krone Böhmens aufſetzen zu laſſen. Am 12ten May wurde dieſe Ceremonie vollzogen, nachdem mehrere unter den Großen des Reichs, wegen beſchuldigter Anhänglichkeit an die Franzoſen, zur Verantwortung und Strafe gezogen waren.

Die Stände huldigten ihr und verwilligten neue Geldſummen zur Fortſetzung des Kriegs. In Böhmen bedurfte es deſſen nur noch, um einige feſte Plätze zu erobern. Bereits im Herbſte dieſes Jahrs, (am 3ten September,) gelangte ſie, durch die Uebergabe der Feſtung Eger, zu dem Beſitze des ganzen Königreichs Böhmens.

8.

Der Kaiſer verliert, nach einem kurzen Wiederbeſitze, aufs neue, (im Feldzuge 1743,) ſeine Erbländer, und wird genöthigt, ſeine Reſidenz in Frankfurt zu nehmen. Vertrag zu Nieder-Schönfeld und Einrichtung einer Oeſterreichiſchen Landes-Adminiſtration in Baiern. Pragmatiſche Armee und deren Heereszug in Franken. Schlacht bey Oettingen. Unthätigkeit beyder Heere. Uebergang über den Rhein und Vereinigung der pragmatiſchen Armee mit einem endlich noch bewirkten Contingente der General-Staaten.

Während die Oeſterreicher, Franzoſen und Preußen noch um den Beſitz von Böhmen kämpften, war der Kaiſer, (im Herbſte des Jahrs 1742,) wieder zu dem Beſitze ſeiner Erbſtaaten gelangt. Er dankte dies der Geſchicklichkeit des Feldmarſchalls von Seckendorf, (der aus dem Oeſterreichiſchen Dienſte in den ſeinigen übergetreten war. *) Mit einem aus Baiern,

*) In dem letztern Türken-Kriege hatte er den Oberbefehl über die Oeſterreichiſche Armee geführt. Nach dem Verluſte von Niſſa wurde er vor ein Kriegsgericht gezogen und, ungeachtet ſeine Un-

Pfälzern, Heſſen und Cölnern zuſammen geſetzten Heere drang er in Baiern ein, trieb die Oeſterreicher bis Schärding zurück, und entwarf den Plan, in Oeſterreich ſeine Winter-Quartiere zu nehmen.

Dazu bedurfte er indeſſen des Beyſtandes der Franzoſen; und auf dieſen rechnete er vergebens. Der Marſchall von Broglio ſtand mit einem Heere, von nahe an dreyßig tauſend Mann, in Nieder-Baiern, an der Iſer und Donau, und ſah den Unternehmungen Seckendorfs ſo ruhig und theilnehmungslos zu, als ob ſeine Beſtimmung wäre, eine bewaffnete Neutralität zu beobachten. Da alles Auffordern und Andringen fortwährend ohne Wirkung blieb, ſah ſich Seckendorf genöthigt, bey Braunau ebenfalls unthätig ſtehen zu bleiben.

Die Oeſterreicher waren indeß nicht geneigt, die Eroberung Baierns ſo leichten Kaufs wie-

ſchuld klar war, auf die Feſtung Grätz geſetzt. Hier blieb er bis nach dem Tode des Kaiſers, da er ſeine Freyheit erhielt und die Oeſterreichiſchen Dienſte verließ, um in die Baieriſchen zu treten.

der aufzugeben. Sie benutzten die Unthätigkeit der Franzoſen und die Winterruhe dazu, um einen neuen und verſtärkten Offenſiv-Krieg für den neuen Feldzug vorzubereiten. Die Armee erhielt anſehnliche Verſtärkungen und war der Baieriſchen bald an Zahl und Ausrüſtung weit überlegen.

Wie ſehr ſich auch Seckendorf bemühete, dieſe in einen wehrhaften Zuſtand zu ſetzen, ſo fehlte es doch zu ſehr an dem Nöthigſten. Ohne Geld waren keine beträchtlichen Werbungen zu machen, keine kräftigen Rüſtungen zu vollenden. Er war kaum im Stande, die funfzehn tauſend Mann zu unterhalten, die er beyſammen hatte und nur mit Mühe beyſammen hielt.

Der Frühling kam, und mit ihm der Angriff der Oeſterreicher. Der Feldmarſchall von Seckendorf hatte ſich, mit dem größten Theile des Heeres, bey Landshut in eine vortheilhafte Stellung geſetzt. Zur Deckung von Braunau ſtand der General Minuzzi, mit einem abgeſonderten Corps von ſieben tauſend Mann, bey Simpach. Hier überfiel ihn der

Feldmarſchall Khevenhüller, machte ihn ſelbſt, mit einem großen Theile ſeiner Truppen, zu Gefangenen, tödtete und zerſtreuete die Uebrigen.

Jetzt ſah ſich Seckendorf auf mehrern Seiten, von einem wenigſtens drey Mahl ſtärkern Feinde, angegriffen, und in der Nothwendigkeit, ſich über den Lech, gegen Wembding, zurück zu ziehen. Er ſuchte jetzt wenigſtens München zu decken, wo der Kaiſer ſeit einigen Monathen wieder ſeine Reſidenz genommen hatte. Nochmahls wandte er ſich daher, mit den dringendſten Vorſtellungen, an den Marſchall von Broglio, um die bundespflichtige Unterſtützung. Allein dieſer verſagte ihm dieſelbe nicht nur fortwährend, ſondern zog ſich überall, wo ſich die Oeſterreicher kaum näherten, zurück. Erſt am Schellenberge, in einem verſchanzten Lager, glaubte er ſich ſicher genug, — um eine Verſtärkung zu erwarten, deren er zu einem nachdrucksvollen Widerſtande, gegen einen ſchwächern Feind, wenigſtens in Vereinigung mit dem Baieriſchen Heere, nicht bedurfte.

Vergebens hatte ſich der Kaiſer ſelbſt bemüht, Ihn von dieſem ſeltſamen Entſchluſſe zurück zu bringen. Auf dem Schloſſe Wolnzach hielt er eine Unterredung mit ihm, und verlangte, als Generaliſſimus der Franzöſiſchen Armeen in Deutſchland, daß der Marſchall ſich ſeinen Dispoſitionen fügen ſolle. Jetzt erklärte Broglio gerade heraus: er werde nur den Befehlen ſeiner Regierung folgen, und dieſe beſtimmten ihm die Verfahrungsart, welche er beobachte. Er blieb unthätig, wie er geweſen war; und nachdem er die erwartete Verſtärkung erhalten hatte, verfolgte er ſeinen Rückzug, faſt noch eilfertiger, als vorher, und ruhete nicht eher, als bis er den Rhein hinter ſich hatte.

Als er zu Strasburg ankam, gab er, noch an demſelben Tage, einen prächtigen Ball, — zur offenbaren Verſpottung des unglücklichen Kaiſers und Seckendorfs, die er in der bedrängteſten Lage zurück gelaſſen hatte.

Seckendorf, deſſen Heer kaum noch neun tauſend Mann ſtark und durch dieſe Schwäche muthlos geworden war, wich der

Nothwendigkeit und einem übermächtigen Feinde und zog ſich ebenfalls gegen den Rhein zurück. Dadurch wurde der größte Theil Baierns, und ſelbſt die Hauptſtadt, aufs neue dem Feinde Preis gegeben. Der Kaiſer, der erſt im April nach ſeiner Reſidenz zurück gekommen war, ſah ſich ſchon im Anfange des Junius wieder genöthigt, dieſelbe aufs neue zu verlaſſen.

Durch ſein widriges Schickſal und das bundbrüchige Betragen der Franzöſiſchen Regierung und ihrer Feldherren ganz muthlos gemacht, gab er dem Feldmarſchalle Seckendorf ſeinen Wunſch nach Frieden und Ruhe zu erkennen. „Er ſähe wohl,“ äußerte er in einem Briefe an ihn, „daß ihm keine andere Zuflucht übrig bleibe, als in dem Edelmuthe ſeiner Feinde. Auch ſey er geneigt, Frieden und Ruhe, wenn es ſeyn müſſe, durch die Aufopferung der Kaiſerkrone zu erkaufen.“

Nur mit Mühe vermochte der Feldherr den geſunkenen Muth ſeines Herrn wieder etwas aufzurichten. Er tröſtete ihn mit der Hoffnung auf eine kräftigere Unterſtützung ſeiner Bundesgenoſſen im künftigen Feldzuge, und ſchlug

vor, dieſen zu beenden, um den nächſten deſto kräftiger beginnen zu können. Auf ſeinen Betrieb und durch ſeine Negotiation wurde ein Waffen-Stillſtand und, in dem Kloſter Nieder-Schönfeld, zwiſchen ihm und dem Feldmarſchalle Khevenhüller, ein Vergleich geſchloſſen, kraft deſſen auch die von den Kaiſerlichen noch beſetzten Plätze: Ingolſtadt, Straubingen, Braunau und Reichenhall, mit ihnen alſo ganz Baiern, den Oeſterreichern überlaſſen würden. Für ſein Heer, das, mit den zuſammen gezogenen Beſatzungstruppen, ungefähr zwölf tauſend Mann ausmachte, erhielt er einen freyen Abzug in eine neutrale Provinz. Er bezog darauf ein Lager bey Wembding, im Biſthume Eichſtädt; und ſah ſich genöthigt, die demüthigende Rolle eines Zuſchauers bey dem traurigen Schickſale ſeines Vaterlandes zu ſpielen.

Seine und ſeiner Truppen Erhaltung dankte er weniger der Großmuth und Billigkeit des Feindes, als der Geringſchätzung deſſelben. Die Oeſterreichiſchen Feldherren hielten es nicht der Mühe werth, ſich bey der Vernichtung eines ſo unbedeutenden Heerhaufens

zu verweilen, da ihnen das Land überlaſſen wurde und ſie den Plan entworfen hatten, der Französiſchen Armee über den Rhein zu folgen, um Lothringen zu erobern.

Das unglückliche Baiern erfuhr nun bereits in dieſem Kriege zum zweyten Mahle das Schickſal eroberter Länder. Die Contributionen, ſo hart ſie waren, wären noch zu ertragen geweſen, wenn nicht Plünderung und Verwüſtung ihre Execution überall begleitet hätten. Die zahlreichen, nie unter eine ſtrenge Mannszucht zu bringenden, Schaaren leichter Truppen, welche das Oeſterreichiſche Heer umſchwärmen, machen es zu einer weit härtern Landplage, als irgend ein anderes; wiewohl ein jedes eroberndes Heer, es ſey freundlich oder feindlich, Blutigel in hinlänglicher Anzahl mit ſich führt.

Die Königinn von Ungarn ließ nun, durch ganz Baiern, die Huldigung einnehmen und, im Auguſt dieſes Jahres, zu München eine Landes-Adminiſtration einrichten. Der Graf von Goes wurde Präſident derſelben und Statthalter in der Ober-Pfalz. Auf die Proteſta-

tionen, welche der Kaiſer, von Frankfurt, — ſeiner jetzigen Reſidenz, — aus, bekannt machte, wurde, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, keine Rückſicht genommen.

Während dies in Baiern vorging, war das benachbarte Franken nicht minder der Schauplatz kriegeriſcher Scenen. Schon im Februar dieſes Jahres war das Heer, welches der König von England, aus Engländern, Hannoveranern, Heſſen und Oeſterreichern, unter dem Nahmen der pragmatiſchen Armee, gebildet hatte, einige vierzig tauſend Mann ſtark, durch Jülich und Cleve bis an den Main heran gerückt; hatte die Wahl eines, dem Oeſterreichiſchen Intereſſe geneigtern, Kurfürſten von Mainz bewirkt und den Kurfürſten von der Pfalz zur Neutralität gezwungen. Während ſie dies bewirkte, war ſie, unter dem Oberbefehle des Lords Stairs, bey Höchſt gelagert. Auf der andern Seite des Mains ſtand ein Franzöſiſches Heer, unter Anführung des Marſchalls von Noilles. Der Engliſche Feldherr, ein Mann von perſönlichem Muthe, aber geringen Feldherrn-Talenten, hatte es

unvorſichtiger Weiſe gewagt, über den Main zu gehen, und war von den Franzoſen mit beträchtlichem Nachtheile zurück gewieſen worden. Das Heer hatte darauf ſeine vorige Stellung wieder eingenommen, und harrte des Königs von England, welcher das Commando derſelben ſelbſt übernehmen wollte.

Georg der Zweyte kam, mit ſeinem Sohne, dem Herzoge von Cumberland, bald nach dieſem Ereigniſſe, im Lager an, und fand, in dem Zuſtande des Heeres, einen neuen Beweis von der Unfähigkeit und Unbedachtſamkeit ſeines Feldherrn. Lord Stairs hatte die erſte Feldherrn-Pflicht verſäumt, für Unterhalt des Heeres zu ſorgen.

Durch den nahen Mangel gezwungen, beſchloß der König, dieſe Stellung zu verlaſſen, um ſich ſeinen Magazinen mehr zu nähern. Er bezog ein Lager bey Aſchaffenburg; fand aber bald, daß durch dieſe Veränderung ſeine Lage wenig gebeſſert ſey. In der Stellung, in welcher ſich hier das Heer befand, hatte er, vor ſich, den Main, deſſen gegenſeitige Ufer die Franzoſen beſetzt hielten. Nach hinten zu

ſchnitt ihm der Speſſart-Wald die Zufuhr ab. Die Subſiſtenz ſeines Heeres war alſo völlig in der Hand des Feindes; ſeines Bleibens hier länger nicht. Er mußte ſich nothwendig ſeinen Magazinen noch mehr nähern, und deßhalb nach Hanau, wo ſie ſich befanden, zurück ziehen.

Dies hatte der Marſchall von Noilles voraus geſehen, und einen Plan entworfen, der auf nichts geringeres berechnet war, als die pragmatiſche Armee einzuſchließen und ſie, und vielleicht den König ſelbſt, zu Kriegsgefangenen zu machen.

Die combinirte Armee mußte, auf ihrem Marſche nach Hanau, das Dorf Dettingen berühren. Nur auf einem engen Wege, längs dem Main, konnte ſie dahin gelangen. Der Marſchall Noilles detaſchirte hierher, von dem pragmatiſchen Heere unbemerkt, ſeinen Neffen, den Herzog von Grammont; mit dem Befehle, ſich hier ruhig zu halten, bis er weitere Ordre von ihm bekommen würde. Eben ſo von dem Feinde unbemerkt, hatte er mehrere Brücken über den Main ſchlagen und an

dem Ufer, das er beſetzte, Batterien errichten laſſen. Seinem Plane gemäß ſollte der größte Theil der Franzöſiſchen Armee, auf dieſen verſchiedenen Brücken, über den Main gehen und, hinter einen Bach poſtirt, die Ankunft des feindlichen Heeres erwarten. Dieſes würde dann, ſo wohl von den Batterien jenſeits des Fluſſes, als von den verſchiedenen Truppen-Abtheilungen, in die Mitte genommen und, noch ehe es ſich in Schlachtordnung formiren könne, umringt oder zu Grunde gerichtet werden.

Dieſer Plan war ſehr richtig combinirt, und hätte ſeinen Zweck nicht verfehlen können, wenn nicht der voreilige Ehrgeiz eines Unter-Befehlshabers die planmäßige Ausführung verhindert hätte.

Der Herzog von Grammont, der ſich an dieſem Tage den Marſchallsſtab zu erwerben hoffte, konnte den Zeitpunct nicht erwarten, da ihm der Befehl ſeines Oheims ſeinen Antheil an der Schlacht und dem Siege anweiſen würde. So bald ſich der Feind in Marſch geſetzt hatte, brach er aus ſeinem Hin-

terhalte hervor und begann das Treffen, ehe die Franzöſiſche Armee über den Main gegangen und der Plan zur Ausführung gereift war.

Der König von England gewann dadurch Gelegenheit und Zeit, ſich in Vortheil zu ſetzen. Vergebens wandte der Franzöſiſche Ober-Feldherr, ſo bald er die Uebereilung ſeines Neffens wahrnahm, alles an, um ſeinen Fehler wieder zu verbeſſern. Der Sieg war bald und völlig, für die pragmatiſche Armee, entſchieden. In ungeſtümer Eilfertigkeit flohen die Franzoſen über den Main zurück, und verloren dadurch eine beträchtliche Anzahl ihrer Mannſchaft, als einen Raub der Fluthen. Auf der Wahlſtatt zählte man ebenfalls mehrere Tauſende. Bey weitem geringer war der Verluſt der Verbündeten.

König Georg hatte in dieſem Treffen viel perſönliche Tapferkeit, aber wenig Feldherrn-Talente bewieſen. Er focht meiſtens zu Fuße, an der Spitze eines Engliſchen Regiments. Dadurch wurde er aber außer Stand geſetzt, das Ganze zu überſehen und anzuord-

nen. Der Prinz Ludewig von Braunſchweig, der eine Abtheilung der Oeſterreichiſchen Truppen anführte, konnte nur mit Mühe den Befehl von ihm erhalten, daß die Engländer vorrücken ſollten. Und gleichwohl war es dieſer eigentlich, wodurch die Franzoſen zum Weichen gebracht wurden. Der Tag, an welchem dieſe Schlacht geſchah, war der 27ſte Junius 1743.

Durch dieſen Sieg hatte der König Georg ſeinen Feldherrn-Ruhm begründet; wenn auch ſeine Feldherrn-Talente dadurch nicht ſo vollkommen bewährt waren. Auf den Marſchall von Noilles, (den, nach dem Urtheile ſolcher Kenner, als Friedrich der Zweyte, der Plan zu dieſer Schlacht als einen wahren und eigentlichen Feldherrn erprobt hatte,) fiel die Schande, welche andere verſchuldeten. Der Witz der Pariſer, dem das Unglück der Franzöſiſchen Nation ſo gut, als die Unfälle anderer, zum Stoffe dienen muß, nannte dieſen Tag: den Tag der verunglückten Stäbe. *)

*) Der Herzog von Harcourt hatte, wie der Herzog von Grammont, auf den Marſchalls-

den Franzöſiſchen Garden, die zuerſt flo-
hen, und von denen viele im Main ihren Tod
gefunden hatten, gab man den Spottnahmen:
Main-Enten; und an dem Pallaſte des Mar-
ſchalls von Noilles fand man einen Degen
aufgehangen, mit der Ueberſchrift: Du ſollſt
nicht tödten.

König Georg hielt, als Sieger, ſeine
Abendmahlzeit auf dem Schlachtfelde und
ſetzte dann ſeinen Marſch, — nicht, um die
Franzoſen zu verfolgen, ſondern ſich von ihnen
zu entfernen, — weiter fort. Man fand nicht
einmahl Zeit, für die Verpflegung der, auf
der Wahlſtatt umher liegenden, Verwundeten
zu ſorgen. Lord Stairs empfahl dieſes wich-
tige und menſchenfreundliche Geſchäft dem Fran-
zöſiſchen Feldherrn, der das Schlachtfeld ver-
laſſen hatte und bereits wieder auf der andern
Seite des Mains ſtand.

Die Sieger zierten ihre Hüte mit einem
grünen Bande, und dem Könige heftete man

ſtab, nach einem Siege, gerechnet; und Beyde
hatten wichtige Fehler gemacht, die eine Ahn-
dung verdient hätten.

einen Lorberkranz an den ſeinigen. Mit dieſer Zierde ſetzte er ſeinen Marſch, bis in die Nähe von Hanau, wo ſich ſeine Magazine befanden, fort. Hier, zwiſchen Hanau und Frankfurt, bezog er ruhig ein Lager und ſchien ſich, im Vollgenuſſe ſeines erlangten Ruhmes, vor der Hand nicht weiter um die Franzoſen zu bekümmern. Eben ſo ruhig und thatlos ſtand, auf der andern Seite des Fluſſes, zwiſchen Steinheim und Offenbach, die Franzöſiſche Armee. Am funfzehnten Tage nach der Schlacht verließ Noilles ſein Lager und wandte ſich gegen den Rhein zu. Die Bewegungen des Prinzen von Lothringen machten die Franzöſiſchen Feldherren für die Grenzen Frankreichs beſorgt. Noilles ging über den Rhein und vereinigte ſich mit der Truppen-Abtheilung, welche der Marſchall von Broglio aus Baiern zurück geführt hatte. In der Gegend von Speier ſetzte ſich dieſe vereinigte Armee, (gegen das Ende des Julius,) um die Grenzen des Elſaſſes gegen die Angriffe der Oeſterreicher zu ſichern, deren Plan ſich immer deutlicher entwickelte.

Nach einer Ruhe von länger als zwey Monathen brach dann die pragmatiſche Armee ebenfalls, aus ihrem Lager bey Hanau, auf und ſetzte, (am 22ſten Auguſt,) bey Mainz über den Rhein. Dann zog ſie ſich nach Worms zu, wo noch zwanzig tauſend Holländer ſich mit ihr vereinigen ſollten. Endlich war es nämlich dem Engliſchen Miniſter gelungen, die Bedenklichkeiten der General = Staaten zu überwinden und dieſe thätige Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich durchzuſetzen.

9.

Vergebliche Friedens-Anträge und Vermittelungen. Näheres Bündniß, (zu Worms,) zwiſchen Sardinien, England und Oeſterreich, und Wirkung deſſelben, auf den Feldzug in Italien. Kriegserklärung Frankreichs gegen England und Oeſterreich, und Eröffnung des Kriegs in den Niederlanden. Ludewig der Funfzehnte, an der Spitze eines Heeres von hundert tauſend Mann, bemächtigt ſich mehrerer Barriere-Plätze, und hemmt ſeine ſiegreichen Fortſchritte hier nur, um ſich mit einem Theile ſeines Heeres zu der Armee am Ober-Rhein zu begeben und den Elſaß, gegen die eindringenden Oeſterreicher, zu decken.

Die nachtheilige Wendung, welche der Krieg für Frankreich und ſeinen Schützling, den Kaiſer, genommen hatte, erneuerte bey Beyden den ernſtlichen und lebhaften Wunſch nach Frieden. Der Kaiſer war aufs äußerſte gebracht. Seine Subſiſtenz hing ganz allein von Frankreich ab. Er ſah deutlich genug, daß Frankreich den Krieg läſſig und ungern fortſetzte und die Unterhaltung des Deutſchen Kaiſers nachgerade, als eine beſchwerliche Laſt,

zu empfinden anfing. Er ließ daher, beſonders durch den Prinzen von Heſſen-Caſſel, einen Bruder des Königs von Schweden, ſo wohl Oeſterreich als England Friedensvorſchläge thun, und erklärte ſich endlich bereit, gegen die Zurückgabe ſeiner Länder, auf die ganze Oeſterreichiſche Erbſchaft Verzicht zu leiſten.

Auch Frankreich ließ, theils dem Engliſchen Miniſter in London, theils dem Kurfürſten von Mainz, einem Freunde und Verbündeten Oeſterreichs, einige Aeußerungen machen, welche den Wunſch nach einem billigen Frieden zu erkennen gaben. Allein ſo wohl jene als dieſe Anträge und Vorſchläge fanden, auf der andern Seite, keine entgegen kommende Neigung zum Frieden, und blieben daher wirkungslos.

Die Königinn von Ungarn ſo wohl als der König von England glaubten jetzt noch größere Plane auf ihr, wie es ſchien, hinlänglich erprüftes Kriegsglück bauen zu können und wünſchten die Fortſetzung des Kriegs. Maria Thereſia verwarf, von nun an,

alle Vorſchläge, welche Abtretungen, alſo Verletzungen der pragmatiſchen Sanction enthielten.

Ja, ſie rechnete ernſtlich darauf, die bereits bewilligten Abtretungen theils durch die Gewalt der Waffen wieder herzuſtellen, theils durch andere Acquiſitionen zu erſetzen. Beſonders richtete ſie, in dieſer Hinſicht, ihr Augenmerk auf das Herzogthum Lothringen. Die Idee ſchmeichelte ihrer und ihres Gemahls Eitelkeit ungemein: dieſes Fürſtenthum wieder mit dem Hauſe Oeſterreich zu vereinigen; und der Prinz Karl rechnete mit Zuverſicht auf den Ruhm, dieſes, ihm und ſeinem Bruder aus den Händen gewundene, Erbeigenthum wieder zu erobern.

Nicht minder lebhaft wünſchte Maria Thereſia die Kaiſerkrone auf dem Haupte ihres Gemahls zu ſehen; den Beſitzer derſelben alſo dahin zu bringen, daß er ſie ihm überlaſſen müſſe. Der König von England gefiel ſich in ſeiner Glorie, als berühmter Feldherr, zu wohl, und ſein Miniſter war enthuſiaſtiſch für die Plane der Königinn von Ungarn. Beyde waren

daher auch wenig geneigt, die Vorſchläge einzugehen, welche dahin abzielten, den Lauf ihrer ſiegreichen Unternehmungen, in der Hälfte deſſelben, durch einen billigen Frieden zu enden.

Aus eben den Gründen blieben daher auch die Vermittelungsvorſchläge der Deutſchen Reichsverſammlung und des Königs von Preußen ohne Wirkung; wiewohl insbeſondere der Letztere alles anwandte, um ihnen Eingang zu verſchaffen.

Friedrich der Zweyte ſah das wachſende Glück der Königinn von Ungarn nicht ohne Beſorgniß. Er war unzufrieden mit dem Betragen des Königs von England, und trauete dieſem, wie jener, immer noch keine guten Geſinnungen gegen ſich zu. Er fürchtete für die Integrität des Deutſchen Reichs; er fürchtete für ſeine neu erlangten Schleſiſchen Beſitzungen; dafern das Glück die Oeſterreichiſchen und Engliſchen Waffen noch mehr begünſtigen, Frankreich den Kaiſer ganz fallen laſſen ſollte. Er ſuchte daher die genaueſte Erkundigung von den geheimen Planen der Verbündeten einzuziehen, und wurde, durch das, was er davon er-

fuhr, in ſeiner Beſorgniß nur noch mehr beſtätigt.

Indem Friedrich auf die Hemmung der Fortſchritte der Verbündeten und die Beſchränkung des Glücks der Kaiſerinn dachte, war beſonders das Engliſche Cabinett eben ſo ernſtlich und thätig dahin bemüht, das erlangte Uebergewicht zu benutzen, zu verſtärken und zu ſichern.

Zwiſchen dem Könige von Sardinien und der Königinn von Ungarn hatte zwar bereits eine Verbindung beſtanden; er hatte Subſidien von England angenommen, auch die Lombardey von den Angriffen der Spanier befreyet: gleichwohl konnte ſie ſich ſeiner noch nicht hinlänglich verſichert halten. Frankreich arbeitete unabläſſig daran, ihn für ſich und das Intereſſe des Kaiſers zu gewinnen. Der Vertrag, welcher ihn der Königinn von Ungarn verband, ſchien hiergegen kein erhebliches Hinderniß zu ſeyn. Er war ſo unbeſtimmt, in ſo ſchwankenden Ausdrücken abgefaßt, daß er jeden Augenblick gebrochen werden konnte, ohne den Vorwurf einer Bundbrüchigkeit zu veranlaſſen.

Der Engliſche Miniſter glaubte daher ſich des Königs von Sardinien, durch diejenigen Mittel, welche für die Politik dieſes Hofes die wirkſamſten waren, noch näher und feſter verſichern zu müſſen. Dies waren die Engliſchen Guineen und die Oeſterreichiſchen Beſitzungen in Italien. Carteret erneuerte, mit voller Hand, den beſtehenden Subſidien-Vertrag, und verhieß über dies dem Könige von Sardinien, außer dem ihm bereits zugeſicherten Theile von Mailand, noch einen großen Theil des Herzogthums Piacenza, mit der Hauptſtadt dieſes Fürſtenthums, und einige andere nicht unbedeutende Diſtricte. Hierdurch verpflichtete er den König, bey der Verbindung mit Oeſterreich und England zu beharren und mit einer Armee, von fünf und vierzig tauſend Mann, der Königinn von Ungarn ihre ſämmtlichen übrigen Italiäniſchen Staaten zu ſichern.

Dieſer Vertrag wurde zu Worms, wo der König von England damahls ſein Haupt-Quartier hatte, unter ſeinen Augen verhandelt und, (am 13ten September 1743,) abgeſchloſſen. Man hatte ihn im Nahmen der Königinn

von Ungarn, aber nicht unter ihrer Mitwirkung, verhandelt. Sie gab freylich ihre Zuſtimmung dazu, aber nur erzwungen und nicht ohne Mißvergnügen und Widerſtreben. Es war dies ſchon die dritte Abtretung, wozu ſie der König von England genöthigt hatte. Er drang ſie ihr zu einer Zeit ab, als ſie auf die Erweiterung ihrer Beſitzungen rechnete; alſo zu Aufopferungen nichts weniger als geneigt ſeyn konnte.

Mit vieler Bitterkeit beklagte ſie ſich daher über dieſes Verfahren gegen ihren Beſchützer und erinnerte ihn an ſein Verſprechen, zur Aufrechterhaltung der pragmatiſchen Sanction. Der König ſuchte ſie dadurch zu beruhigen, daß er ihr verſprach, anderweitig für ſie wieder zu gewinnen, was der Politik hier zum Opfer gebracht werden müſſe.

Der König von Preußen, deſſen Beobachtung nichts entging, bemerkte die Unzufriedenheit der Königinn von Ungarn mit Vergnügen. Er hoffte für ſeine Abſicht, den Frieden zu vermitteln, Nutzen daraus zu ziehen, und ließ daher der Königinn vorſtellen: daß die Art, wie ſie von England behandelt werde, und die Rolle,

welche ſie ſpiele, ihr auf keine Weiſe anſtändig ſeyn und ihre Zwecke wenig befördern könnten. Wenn man den Kaiſer als eine Drahtpuppe Ludewigs des Funfzehnten betrachte; ſo ſehe man in ihr nur die Marionette Georgs des Zweyten. Ganz Europa nehme ein Aergerniß daran, daß ſie ſo augenſcheinlich unter der Vormundſchaft Englands gehalten werde. Nur der Friede könne ſie derſelben entziehen; ſey aber auch ein ſicheres Mittel, um derſelben entledigt zu werden.

Man muß ſich wundern, wie der König von dieſer Vorſtellung die Wirkung erwarten konnte, die er beabſichtete. Bey aller Weisheit Friedrichs ſcheint er das weibliche Herz damahls wenigſtens noch nicht gekannt zu haben. Seine Vorſtellung bewirkte nichts weiter, als eine Erbitterung bey der Königinn von Ungarn; und dieſe beſtärkte ſie natürlich nur noch mehr in der Verbindung mit England und der Fortſetzung des Kriegs.

Dieſe entſchiedene Stimmung für die Fortſetzung des Kriegs mußte dann auf der andern Seite endlich auch ähnliche Geſinnungen her-

vor bringen. Frankreich konnte nicht länger ſein bisheriges Betragen beobachten, ohne ſich ſelbſt in Gefahr zu ſetzen. Die kräftigen Angriffs-Maaßregeln der Verbündeten erforderten wenigſtens ähnliche, um ſich dagegen zu vertheidigen. Es war jetzt nicht mehr ein Hülfskrieg, in einem fremden Lande, für eine fremde Angelegenheit. Frankreich ſelbſt war bedroht. Eine kräftige Vertheidigung der Grenzen war dringendes Bedürfniß; und ein nachdrücklicher Angriff, auf mehrere Beſitzungen des Feindes, ſchien das zweckmäßigſte Mittel dazu zu ſeyn.

Hierauf bauete man den Plan, in Italien und in den Niederlanden vorzudringen, um den Feind von ſeinem Angriffe auf den Elſaß abzuhalten. Der Prinz von Conti wurde mit vier und zwanzig tauſend Mann nach Savoyen geſandt, um, in Verbindung mit dem Spaniſchen Heere, unter dem Infanten Dom Philipp, Mailand zu erobern.

Der Angriff auf die Niederlande erforderte eine größere Heeresmacht. Hundert tauſend Mann ſollten hier zunächſt die Oeſterreichiſchen Beſitzungen überſtrömen und, nach der Erobe-

rung dieſer, in die Beſitzungen der General-Staaten eindringen. Ein drittes Heer war zur Beſchützung der Grenzen des Elſaſſes beſtimmt. Auch rechnete man darauf, durch zweckmäßige Diverſionen in den Oeſterreichiſchen Staaten den Angriff hier glücklich ablenken zu können.

Die bisherigen, für die Franzoſen in ſo manchem Betrachte nachtheilig ausgefallenen, Feldzüge hatten den Muth der Franzöſiſchen Krieger geſchwächt. Man glaubte, nur die Gegenwart des Königs bey dem Heere könne ihn hinlänglich wieder beleben. Ueber dies war es der laute Wunſch der Nation, den König ein Mahl an der Spitze einer Armee zu ſehen. Seine gänzliche Unthätigkeit hatte längſt zum allgemeinen Aergerniſſe gereicht; und man glaubte damahls, von Seiten der Regierung, auf das öffentliche Urtheil einige Rückſicht nehmen zu müſſen.

Man ſuchte daher den König aus ſeiner Trägheit und Schwelgerey aufzuſchütteln und ihn zu der Uebernahme des Oberbefehls über die Armee in den Niederlanden zu beſtimmen. Der Graf von Maurepas, Kriegs-Miniſter,

und erklärter Günſtling des Königs, , ließ ſich dies vor andern angelegen ſeyn, und wirkte auch vorzüglich mit auf die Entſchließung des Königs. Neben jenen Gründen, welche er angab, hatte er noch andere, die er verſchwieg. Er hatte längſt darnach geſtrebt, den Einfluß der Herzoginn von Chatauroux, Maitreſſe des Königs, zu vermindern, und fand in der Uebernahme des Oberbefehls der Armee eine bequeme Gelegenheit, ſie ganz von ihm zu entfernen.

Mit ſeiner einſchmeichelnden Beredtſamkeit machte er daher den König aufmerkſam auf den Zuſtand des Heeres, die Wünſche ſeiner Nation und das Beyſpiel ſeines Ur=Großvaters, Ludewigs des Vierzehnten. Es gelang ihm, beſonders durch die letztere Vorſtellung, ſeine Trägheit etwas zu erſchüttern. Sie ganz aus dem Wege zu räumen, dürfte ihm indeſſen doch nicht gelungen ſeyn, wenn nicht die Herzoginn von Chatauroux, die nichts von ſeiner heimtückiſchen Abſicht ahnete, ihm bey dem Könige großmüthig in die Hände gearbeitet hätte.

Der Geiſt und Character dieſer Frau erhoben ſie über das Verhältniß, worin ſie lebte. Sie wünſchte den König achten zu können und geachtet zu wiſſen, und wandte ihren Einfluß an, um ihn wenigſtens zu Einer achtenswerthen und königlichen Handlung zu beſtimmen. Freylich rechnete ſie darauf, ihn zu begleiten, und das Neue eines Feldzugs hatte auch für ſie perſönlich einen beſondern Reiz: allein ihre Hauptrückſicht war doch auf das Intereſſe des Königs und Staats gerichtet. Auch ließ ſie ſich nicht gereuen, was ſie bewirkt hatte, ſelbſt da ſie den Abſichten ihres Gegners auf die Spur kam.

Maurepas hatte den König beſtimmt, ſeine Geliebte zurück zu laſſen, und ſie rächte ſich dadurch, daß ſie den König wieder beſtimmte, auch dieſen Liebling zurück zu laſſen. Der Herzog von Richelieu, der den König als Adjutant begleitete und ein Vertrauter der Herzoginn war, nahm es über ſich, die Sehnſucht des Königs nach ihr zu erhalten und dadurch ihre baldige Nachfolge zu bewirken. Er hielt Wort. Der König war kaum bey der Armee, als Frau von

Chataurouz die Einladung erhielt, ihn dort zu beſuchen. So war die Abſicht Maurepas für dieſes Mahl vereitelt; aus den kleinlichen Intriguen des Hofes dieſes Mahl jedoch die Erreichung höherer, nützlicher Zwecke hervor gegangen.

Die Gegenwart des Königs hatte in der That die beabſichtete Wirkung auf die Armee. Ihr Muth wurde neu belebt und, da ein fähiger Feldherr, in der Perſon des Marſchalls von Sachſen, im Nahmen des Königs ihre Thätigkeit leitete, auch bald in kräftigern Wirkungen wahrgenommen.

Indem der König dieſen Feldzug eröffnete, ließ er eine förmliche Kriegserklärung, zuerſt gegen England, (unter dem 11ten April 1744,) und dann auch gegen Oeſterreich, (unter dem 26ſten April,) bekannt machen. Dieſer folgte ein Angriff auf die Feſtung Menin. Sie wurde erobert. Bald folgte dieſer die Eroberung Yperns, der Forts Knocke und Fürnes. Die Barriere war durchbrochen; die Eroberung der Niederlande vorbereitet. Die Ausführung derſelben mußte indeſſen für jetzt noch hinaus geſetzt werden.

Der Prinz Karl von Lothringen war mit einem mächtigen Heere über den Rhein gegangen und hatte ſich der Stadt Lauterburg und der Franzöſiſchen Linien bey derſelben bemächtigt. Ihm entgegen rückte ein Franzöſiſches Heer unter dem Marſchalle von Coigny. Mit dieſem hatte der Feldmarſchall Seckendorf den Ueberreſt ſeiner Baieriſchen Armee vereinigt, nachdem der Oeſterreichiſche Feldherr den Waffen-Stillſtand mit demſelben nicht weiter anerkennen, und die Neutralität reſpectiren wollte: allein auch das vereinigte Heer der Franzoſen und Baiern war der Uebermacht der Oeſterreicher nicht gewachſen. Der Prinz Karl und Feldmarſchall Traun beſetzten Weißenburg, und drangen allmählig bis Wingersheim im Elſaß vor.

Das Eindringen der Oeſterreicher verbreitete Furcht und Schrecken, ſo wohl bey der Armee als in den Franzöſiſchen Grenz-Provinzen. Beſonders ging den Nahmen zweyer Anführer der leichten Truppen überall, wo ſie naheten, Schrecken und bange Erwartung der Plünderung und des Raubens voran. Dies waren die

bereits durch die vorigen Feldzüge, beſonders in Baiern, furchtbar gewordenen Partey gänger Menzel und Trenk. Die Nahmen dieſer Krieger würden mit Ruhm auf die Nachwelt zu kommen verdienen, wenn nicht eine barbariſche Wildheit, Zügelloſigkeit der Sitten und Raubſucht die Anſprüche vernichtet hätten, welche ihr Muth, ihre Thätigkeit und ihre wirklich geleiſteten weſentlichen Dienſte zu machen ſie berechtigten.

Der furchtbarſte und wildeſte von ihnen war der Oberſte Menzel, der ein Corps leichter Truppen anführte, das aus dem nichtswürdigſten Geſindel, jeder Art, zuſammen gerafft war. Dieſer Mann hat ſich zu merkwürdig gemacht, als daß wir nicht, im Vorübergehen, einen Augenblick bey ihm verweilen ſollten.

Menzel war der Sohn eines Barbierers und ein Abenteurer ſeines Handwerks, kühn, entſchloſſen, unermüdet thätig; aber auch unerſättlich im Rauben und Plündern, Sengen und Brennen. Er war grauſam und unmenſchlich, aus Character- und Sittenloſigkeit. Er ſetzte ſich über alle Geſetze des Kriegs und des Völ-

ſerrechts hinweg. Eben ſo erkannte er beynahe gar keine Autorität über ſich; wenigſtens handelte er ſo, als wenn er keine über ſich erkennete. Man ſah ihm nach, wenn man auch nicht umhin konnte, ſein Betragen, in manchen zu ſehr auffallenden widerrechtlichen und barbariſchen Handlungen, öffentlich zu mißbilligen.

In dem vorjährigen Feldzuge, gegen den Kaiſer und die Franzoſen in Baiern, hatte er den Franzöſiſchen Geſandten, Lautrec, auf der Reiſe nach Frankfurt überfallen, ausplündern und einige ſeiner Domeſtiken, die ſich widerſetzten, niederhauen laſſen; ungeachtet der Geſandte ſeinen Character angab und einen Paß, ſelbſt von dem Feldmarſchalle Khevenhüller ausgeſtellt, vorzeigte. Er läugnete zwar nachher, daß dies auf ſeinen Befehl, oder auch nur mit ſeinem Wiſſen geſchehen ſey; allein niemand glaubte daran. Auch war dieſe That ganz in dem Geiſte ſeines übrigen Betragens und ſeiner Denkungsart.

Gegen die Franzoſen zeigte ſich ſein wilder und barbariſcher Character in den auffallendſten und brutalſten Aeußerungen und Thaten.

Das geringſte, womit er ſie bedrohte, war: ihnen Naſen und Ohren abzuſchneiden; und man nahm, bey den Franzoſen wenigſtens, auch als ausgemacht an, daß er es gethan habe und thun werde. In einem Manifeſte, das er im Elſaß und in Lothringen ausſtreuete, und worin er die Einwohner aufforderte, ſich der Regierung der Königinn von Ungarn zu unterwerfen, drohte er ſogar Allen, die an Frankreich feſt halten würden: daß er ſie zwingen wolle, ſich ſelbſt wechſelſeitig die Naſen und Ohren abzuſchneiden. Seine räuberiſchen und mörderiſchen Streifereyen unterſtützten dieſe Drohungen; erweckten indeſſen keine Neigung, ſich einer Monarchinn zu überlaſſen, die einen ſolchen Herold an die, welche ſie gewinnen wollte, ſandte.

Ganz Europa nahm ein Aergerniß daran, daß Maria Thereſia einen ſolchen Mordbrenner in ihren Dienſten duldete, ihm Beweiſe ihrer Zufriedenheit und ihres Wohlwollens gab. Auch konnte nichts den Schandfleck von dem Oeſterreichiſchen Kriegsheere austilgen, welchen dieſer Räuber ihm angehängt hatte.

Wenn Europäiſche Regierungen, die ſich cultivirte nennen, und auf wilde Nationen mit Verachtung herab ſehen, Kriege führen wollen; ſo ſollten ſie wenigſtens, durch die Art, wie ſie dieſelben führen, beweiſen, daß ſie ihre ausgebildetere Sittlichkeit auch in unſittlichen Handlungen nie ganz verläugnen. Ein Krieg, der mit Räubereyen, Mord und Brand, durch Räuber und Mörder geführt wird, iſt durch keinen Nothdrang zu entſchuldigen und wirft den cultivirten Europäer mit dem brutalſten Wilden in Eine Claſſe. Er vernichtet die Gerechtigkeit der gerechteſten Sache, tilgt alle theilnehmende Empfindungen aus, und empört mit Recht Aller Herzen gegen diejenigen perſönlich, die eine ſolche Art, Krieg zu führen, veranlaſſen oder gut heißen können.

10.

Lage des Kaiſers im Anfange des Jahrs 1745. Friedrich der Zweyte tritt aufs neue, als ſein Retter, auf den Schauplatz. Unterhandlungen und Verbindung mit Frankreich, Schweden u. ſ. w. Unterhandlungen mit Rußland und Intriguen u. ſ. w. Defenſiv-Bündniß Sachſens, mit Oeſterreich und England. Frankfurter Union, zwiſchen dem Kaiſer, Preußen, Heſſen-Caſſel u. ſ. w. Nach einem mit Ludewig dem Funfzehnten verabredeten Operations-Plane rückt Friedrich der Zweyte in Böhmen ein.

Bey dem Anfange des Jahrs 1744 befand ſich der Kaiſer in der traurigſten Situation von der Welt. Seiner Staaten beraubt, lebte er zu Frankfurt am Main, allein durch und von der Gnade des Königs von Frankreich. Ludewig, genöthigt, ſeine eignen Staaten zu vertheidigen, konnte ſich der Sache des Kaiſers, für jetzt wenigſtens, nicht weiter annehmen, als daß er ihm den nothwendigſten Unterhalt reichte. Unterſtützte das Glück die Oeſterreicher ferner; ſo war zu fürchten, daß der unglückliche, ſeiner Staaten und jedes Hülfsmittels, ſie zu retten, beraubte, Kaiſer

bey einem Frieden mit Frankreich von dem Letztern ganz aufgeopfert werden würde.

Unſtreitig hätte ſich der ſchwache und tief gedemüthigte Fürſt leicht bereitwillig finden laſſen, das Opfer zu bringen, welches die Königinn von Ungarn von ihm verlangte, wenn nicht andere ſeinen ſinkenden Muth von Zeit zu Zeit wieder erhoben und ſeine Schwäche durch ihre Kraft unterſtützt hätten. Nicht nur alle diejenigen ſeiner Räthe und Vertrauten, deren Schickſal an dem ſeinigen hing, ſondern auch andere Fürſten, die für das Schickſal Deutſchlandes überhaupt, und ihrer eignen Staaten insbeſondere, zu fürchten anfingen, ſuchten dieſe Vorſtellung, ſo oft ſie empor kam, wieder niederzudrücken und ihn, durch die Hoffnung kräftigerer Unterſtützung, aufrecht zu erhalten.

Am meiſten intereſſirte ſich für ſein Schickſal der König von Preußen. Und dieſer war es auch allein, von dem er ſeine Rettung und eine hinlänglich kräftige Unterſtützung erwarten konnte. Friedrich der Zweyte hatte die kurze Zeit des Friedens auf das wirkſamſte an=

gewandt, um die Vergrößerung ſeines Reichs auch zur Vermehrung ſeiner Staatskräfte und ſeiner Macht zu benutzen. Er hatte ſein Kriegsheer vermehrt, ſeine Feſtungen hergeſtellt und vervollkommnet, und ſich überhaupt auf jede Weiſe zu einem Kriege vorbereitet, im Falle er dazu wieder veranlaßt werden ſollte. Seine Caſſen waren wieder angefüllt; die Staatseinkünfte geſichert und wohl geordnet; mancherley Induſtrie⸗Zweige waren theils ausgebreitet, theils neu entwickelt, und dadurch die wirkſamen Kräfte im Staate erhöhet und belebt.

Friedrich der Zweyte wünſchte aufrichtig, ſeinen Staaten den Frieden zu erhalten; er wünſchte den Frieden für ganz Europa bewirken zu können. Aber er war auch entſchloſſen, noch ein Mahl das Schwert zu ziehen, wenn es die Rettung des Kaiſers und die Sicherung ſeiner neu erlangten Provinzen gegen die anwachſende Macht Oeſterreichs nothwendig machen ſollten.

In Rückſicht auf beyde Gegenſtände ſchienen der Gang der Begebenheiten und das Be-

tragen der Verbündeten täglich eine Beſorgniß mehr zu rechtfertigen; täglich alſo den Zeitpunct mehr zu nähern, für welchen er jene Maaßregel vorläufig beſchloſſen hatte. Es wurden ihm, ſo wohl von der Königinn von Ungarn als dem Könige von England, manche Aeußerungen hinterbracht; in welchen er ganz deutlich geheime feindſelige Plane, auch gegen ſich, zu entdecken glaubte. Es wurde ihm glaubwürdig erzählt: Georg der Zweyte habe der Königinn von Ungarn, als ſie ſich beklagte, daß er ſie zu ſo manchen Abtretungen genöthigt habe, und beſonders bey dieſer Gelegenheit den Verluſt Schleſiens ſchmerzlich erwähnte, geantwortet: wenn man nehmen müſſe, ſo könne man ja auch wohl wiedergeben.

Manche andere Umſtände, von mehr Authenticität und größerer Wichtigkeit, verſtärkten den Eindruck ſolcher Inſinuationen. Beſonders fand der König, bey der nähern Unterſuchung des Wormſer Vertrags, mehr als Eine ſehr verdächtige Aeußerung. Dieſe brachten ihm in Erinnerung, wie hartnäckig Oeſterreich, in den Unterhandlungen des Breslauer

Friedens, auf den Beſitz des Schleſiſchen Gebirges beſtanden habe; vermuthlich, um ſich dadurch einen, damahls bereits projectirten, einſtigen Angriff auf Schleſien zu erleichtern.

Zu allem dieſem kam noch die Aeußerung eines Oeſterreichiſchen Generals, nach welcher man in Wien den Plan hege: ſich näher mit Sachſen zu verbinden, um, durch dieſes Land, in die Mark einzudringen und Breslau in Berlin wieder zu erobern.

Die Beſorgniſſe, welche ſich auf dieſe verſchiedenen Relationen und Umſtände gründeten, veranlaßten den König, ſeine Lage näher zu unterſuchen. Er fand ſie ſehr bedenklich, dafern er einen ſolchen Plan, wenn er exiſtire, zur Reife gedeihen laſſe. War der Kaiſer zu Grunde gerichtet, Frankreich zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt; ſo waren die Verbündeten ſchon übermächtig genug gegen ihn. Wenn nun noch, wie zu fürchten ſtand, und wohin, wie ihm bekannt geworden war, von Oeſterreich insgeheim gearbeitet wurde, auch Rußland noch zur Coalition gezogen werden konnte; dann ſchien ihm ſeine Lage höchſt

gefährlich. Dies beſtätigte ihn in dem Entſchluſſe, durch zweckmäßige Diverſionen, ſowohl im Felde der Unterhandlungen als des Waffenkampfs, in Zeiten, ſpäterhin nicht zu verhütenden Ereigniſſen vorzubauen.

Schon damahls faßte er die Idee eines Bundes der Deutſchen Fürſten, zum Schutze für Kaiſer und Reich. Er bemühete ſich, denſelben, wenigſtens unter einer Auswahl ſolcher Mitglieder des Deutſchen Reichs, die nicht an Oeſterreich geknüpft waren oder daſſelbe fürchten mußten, zu Stande zu bringen. Allein ſchon damahls erfuhr er auch, wie ſchwer es ſey, nur einige dieſer zahlreichen Köpfe unter Einen Hut zu bringen und zur Vereinigung einer planmäßigen wirkſamen Thätigkeit zu beſtimmen.

Mit dieſem zugleich betrieb er Unterhandlungen zu einem erneuerten nähern Bündniſſe mit Frankreich. Die Erinnerung an ſeine vorige Verbindung mit dieſer Macht ließ ihn freylich nicht ohne Mißtrauen neue Verträge mit derſelben eingehen; indeſſen rechnete er auch wieder auf die Verlegenheit, in welche ſich Frank-

reich, durch ſeine nachläſſige Betreibung des Kriegs und ſeine wenige Treue gegen ſeine Bundesgenoſſen, ſelbſt geſetzt hatte. Er ſchrieb ſehr beſtimmte Bedingungen vor, unter welchen er ſich aufs neue in eine Verbindung einließ, und welche nicht nur eine kräftige Betreibung des Kriegs, ſondern auch ſelbſt einen Operations-Plan in ſich enthielten. Außerdem behielt er ſich, bey der Knüpfung dieſes Bündniſſes, für den Fall der gemeinſamen kriegeriſchen Wirkſamkeit, ausdrücklich vor: nicht eher thätig zu werden, als bis er eine Verbindung mit Rußland und Schweden zu Stande gebracht haben würde; an welcher er mit allem Ernſte arbeiten ließ.

In Rußland erregten die Verhältniſſe des Hofes und der Regierung faſt unüberwindliche Schwierigkeiten. Dies veranlaßte gegenſeitige Intriguen, die, mit der größten Kunſt und Feinheit, eine Zeit lang fortgeſpielt wurden. In dieſem Reiche war vor Kurzem, durch die Mitwirkung Frankreichs, eine von den gewaltſamen Regierungsveränderungen vorgegangen, an welchen die Geſchichte dieſer Monarchie, be-

ſonders in dieſem Jahrhunderte, ſo reich iſt. Oeſterreich ſuchte eine Gegen-Revolution zu bewirken; Frankreich und Preußen ſtrebten, ſie zu hintertreiben, um den Beyſtand dieſer Macht zu erhalten. Die Letztern ſiegten, erreichten aber doch nicht völlig ihre Abſicht. Der König von Preußen hatte einen unverſöhnlichen Gegner an dem Kanzler Beſtuſcheff. So gewandt und thätig ſein Unterhändler auch war, mußte er ſich doch begnügen, die feindſeligen Abſichten Beſtuſcheffs unwirkſam zu machen. Dahin brachte er es noch endlich, daß die Kaiſerinn in eine Vermählung des Großfürſten Peter mit einer Prinzeſſinn von Anhalt-Zerbſt, (nachherigen Catharina der Zweyten,) willigte. Eine engere politiſche Vereinigung blieb, auch dieſer Familienverbindung ungeachtet, ein Gegenſtand fortwährender vergeblicher Beſtrebungen.

Eben ſo vergeblich blieb die fortgeſetzte Bemühung, einen Fürſtenverein, zum Schutze des Kaiſers und zur Aufrechterhaltung der Deutſchen Reichsverfaſſung, zu Stande zu bringen. Mehrere Fürſten bezeigten ſich zwar

dazu geneigt, erklärten ſich aber auch außer Stande, die erforderlichen Rüſtungen, auf ihre eignen Koſten, zu unternehmen. Frankreich ſollte Subſidien zahlen, und — machte Schwierigkeiten. Der projectirte Fürſtenbund ſchmolz in die Frankfurter Union zuſammen, welche, (am 22ſten May 1744,) von dem Kaiſer, Preußen, Pfalz und Heſſen-Caſſel unterzeichnet wurde.

Um dieſe Zeit erhielt Friedrich der Zweyte die zuverläſſige Nachricht, daß der König von Pohlen, als Kurfürſt von Sachſen, dem Wormſer Vertrage beygetreten ſey und, (den 13ten May 1744,) gewiſſe geheime Artikel unterzeichnet habe. So ſorgfältig man dieſe Artikel der Publicität vorenthielt; ſo wußte ſich Friedrich dennoch eine Abſchrift davon zu verſchaffen, und entdeckte auch hierin einen geheimen, zu ſeinem Verderben entworfenen Plan. Dazu kam noch, daß der Breslauer Friedens-Tractat dem Könige von England die Verbindlichkeit auflegte, von allen Bündniſſen, welche er ſchließen würde, dem Könige von Preußen eine aufrichtige Anzeige zu ma-

chen. Und dies war, in Betreff dieſer Verträge, wie es allerdings ſchien, abſichtlich unterlaſſen worden; ein Umſtand, der allerdings ſchon an ſich einem Verdachte gegen dieſelben zur Rechtfertigung dienen konnte.

Der König hielt ſich nun völlig überzeugt, daß ihm der Breslauer Friede keine hinlängliche Sicherheit mehr gewähre und daß er dieſelbe nur durch eine kräftige und glückliche Theilnahme an dem Kriege gegen Oeſterreich und England erhalten könne.

So war die Lage der Dinge, ſo weit war die Entſchließung des Königs gediehen, als er die Nachricht erhielt, daß der Prinz Karl von Lothringen mit dem Oeſterreichiſchen Heere über den Rhein gegangen ſey. Nunmehr beſchloß er, nicht länger zu zögern. Er ſchrieb an den König Ludewig den Funfzehnten, und machte ihm ſeinen Entſchluß bekannt, in Böhmen einzurücken. Zugleich aber verlangte er, daß, indem er in Böhmen eindringe, ein Franzöſiſches Heer, mit dem kaiſerlichen in Verbindung, längs der Donau in Deutſchland vorrücken; ein anderes, vom Un-

ter-Rheine her, einen Angriff auf die Hannöveriſchen Lande unternehmen ſolle. Nur von dieſem Plane, wenn er Franzöſiſcher Seits durch fähige Generale, die er dazu vorſchlug, ausgeführt würde, verſprach er ſich und ſeinen Bundesgenoſſen einen glücklichen Erfolg.

Ludewig der Funfzehnte war mit dieſem Entwurfe zufrieden, und verſprach, ihn auf das kräftigſte zur Ausübung zu befördern. In der Mitte des Auguſts, (1744,) ließ nun der König ſein Heer in drey Colonnen in Böhmen eindringen, indem er eine Truppen-Abtheilung, unter dem Grafen von Marwitz, um Schleſien zu decken und, nöthigen Falls, in Mähren einzurücken, zurück gelaſſen hatte.

II.

Friedrich der Zweyte erobert ſchnell Prag und den größten Theil von Böhmen, iſt aber durch widrige Umſtände genöthigt, ſeine Eroberungen eben ſo ſchnell wieder aufzugeben. Rückzug der Haupt-Armee und der Beſatzung von Prag. Endliche Vereinigung in Schleſien und Stellung beyder feindlichen Heere.

Den drey Abtheilungen, in welchen das, achtzig tauſend Mann ſtarke, Preußiſche Heer in Böhmen eindringen ſollte, waren drey verſchiedene Wege vorgeſchrieben und der Vereinigungspunct war in der Gegend der Hauptſtadt beſtimmt. Die eine Abtheilung führte der König ſelbſt, gerade durch Sachſen.

Der Kaiſer ließ für daſſelbe, als ſeine Hülfstruppen, in Dresden um einen freyen Durchzug nach Böhmen anſuchen und ſetzte dadurch die Sächſiſchen Miniſter in große Verlegenheit. Der König und der Graf Brühl waren abweſend. Man wollte Verhaltungsbefehle bey ihnen einhohlen und — nun erfuhr man, daß der König bereits bey Pirna ſtehe.

Schrecken und Verlegenheit wurden nun noch größer. Man ſchloß die Thore; man gab

ſich das Anſehen, Vertheidigungsanſtalten tref-
fen zu wollen: allein der König von Preußen nahm von allem dieſem keine Kenntniß, und war bereits über die Böhmiſche Grenze, als ihn die Proteſtation erreichte, welche die Sächſiſchen Miniſter gegen dieſe Verletzung der Landeshoheit ihres Souverains publicirt hatten.

Als das Heer den Böhmiſchen Boden betrat, ließ der König ein Manifeſt austheilen, worin er den Zweck der Frankfurter Union und des Angriffs auf Böhmen bekannt machte und ſich als einen Gehülfen des Kaiſers, der für ſich keine Vortheile ſuche, ankündigte.

Eine zweyte Abtheilung führte der Feldmarſchall Schwerin, gerade aus Schleſien nach Böhmen. Eine dritte ging, unter Anführung des Prinzen Leopold von Anhalt, durch die Lauſitz. Alle drey ſetzten, ohne erhebliche Hinderniſſe, ihren Marſch nach Prag fort, und vereinigten ſich, (am 2ten September,) der vorläufig gemachten Diſpoſition gemäß, in der Nähe dieſer Hauptſtadt.

Das grobe Geſchütz war auf der Elbe herbey geſchafft und die Anſtalten zur Belagerung

waren in wenig Tagen getroffen. Feldmarſchall Schwerin begann dieſes Unternehmen, (am 10ten September,) durch einen Sturm auf den befeſtigten Ziska-Berg. Mit dieſem war der Schlüſſel zur Feſtung ſelbſt gewonnen.

Noch an eben dem Tage wurde auch der Anfang der eigentlichen Belagerung gemacht. Der Angriff war heftig und beharrlich; die Vertheidigung ſchwach und unterbrochen. Es fehlte an Vertheidigern, an Munition, an einem erfahrnen und entſchloſſenen Anführer. Nach vier Tagen und einer Einäſcherung von wenigſtens hundert und funfzig Häuſern verzweifelte der Commandant an einer längern Vertheidigung. Am 14ten September begann eine Unterhandlung, welche ſich am 16ten mit der Uebergabe der Stadt und Feſtung endete. Die Garniſon wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Das Geſchütz und alle übrige Vorräthe wurden eine Beute des Siegers.

Dieſes ſchnelle und glückliche Unternehmen erregte ein allgemeines und groſses Aufſehen, Freude und Bewunderung der Feinde,

Geſchrey und Klagen der Freunde Oeſterreichs und Sachſens. Der König von Preußen hatte erwartet, bey dem Letztern, wenn auch keine Geneigtheit des Willens, doch eine vortheilhafte Beſtimmung des Entſchluſſes, die ſeinen Abſichten entſpräche, zu bewirken. Schon ſeit einiger Zeit bemühete er ſich, die Geſinnungen dieſes Hofes gegen ſich zu erforſchen und ihn für ſeine Zwecke zu gewinnen. Je näher er die erſtern kennen lernte, deſto deutlicher ſah er wohl, daß er auf das Letztere Verzicht thun müſſe.

Indeſſen rechnete er doch noch darauf, durch ſeinen glücklichen Einfall in Böhmen die Sächſiſche Regierung von einer nähern und thätigern Vereinigung mit der Königinn von Ungarn abgeſchreckt zu haben. Wenigſtens zweifelte er, daß ſie, bey aller Geneigtheit für Oeſterreich, es wagen würde, durch den Marſch eines beträchtlichen Truppen-Corps zu deſſen Beyſtande, die Grenzen des Kurfürſtenthums einem nahen und unternehmenden Feinde Preis zu geben. Der Fürſt von Anhalt ſtand mit ſiebzehn tauſend Mann bereit, auf den erſten

Wink in Sachſen vorzudringen, und ſich Leipzigs, des Sitzes des Handels und der Reichthümer des ganzen Kurfürſtenthums, zu bemächtigen.

Der Erfolg belehrte den König indeſſen ſehr bald, auf wie falſchen Vorausſetzungen dieſe Wahrſcheinlichkeits-Berechnung beruhe. Auguſt der Dritte war durch das Betragen Friedrichs perſönlich gegen ihn gereizt; der Graf Brühl haßte ihn und fürchtete Oeſterreich. Auch kannte der Engliſche Hof die Beſtimmungsgründe der Entſchließungen und Maaßregeln dieſes Miniſters ſehr gut, und verſtand es eben ſo gut, ſie zu benutzen. Der Graf Brühl liebte, einen alles in ſeiner Art übertreffenden Aufwand zu machen; allein er wußte ſich auch außerordentliche Hülfsquellen zu eröffnen. So erklärte ſich nachher Friedrich ſelbſt die Erſcheinung, die ihn anfangs im hohen Grade befremdete. Anſtatt, wie er erwartet hatte, ſich von Oeſterreich zu trennen, oder wenigſtens neutral zu bleiben, verband ſich der König von Pohlen noch enger mit demſelben. Anſtatt der tractatenmäßigen

ſechs tauſend, erſchien ein Sächſiſches Hülfs-heer von zwey und zwanzig tauſend Mann in Böhmen, um, in Verbindung mit der her-an nahenden Armee des Prinzen von Lothrin-gen, gegen die Preußen thätig zu werden.

Friedrich der Zweyte war bereits von Prag aufgebrochen, um, vor der Ankunft der Oeſterreicher, die Eroberung Böhmens zu vollenden. Es waren dazu zwey Operations-Plane in Vorſchlag gekommen. Der eine, dem der König ſelbſt den Vorzug gab, ging dahin: ſich nach Braunau zu wenden, um das kleine Oeſterreichiſche Heer, welches in Böhmen zu-ſammen gezogen war, zu zerſtreuen, ehe eine größere Macht demſelben zu Hülfe eilen könne; ſich der Magazine zu bemächtigen, welche für dieſe zuſammen gebracht wurden, um ihre Sub-ſiſtenz in Böhmen, alſo auch ihr Eindringen in dieſes Königreich, unmöglich zu machen.

Dieſen Plan verwarfen indeſſen der Kaiſer und Frankreich, oder vielmehr der Marſchall von Belle-Isle, ihr Orakel. Er beſtand darauf, der König müſſe tiefer in Böhmen ein-dringen; Tabor, Budweis und Neuhaus er-

obern; um dadurch eine Verbindung mit Baiern zu erhalten und die Furcht vor einem Angriffe auf Oeſterreich zu erregen.

Ganz wider ſeinen ſonſtigen Character opferte der König dies Mahl ſeine eigne Meinung dem Urtheile und den Wünſchen ſeiner Bundesgenoſſen auf. Er folgte dem Plane des Marſchalls von Belle-Isle, um, wie er ſelbſt äußerte, jeden Schein eigennütziger Abſichten von ſich zu entfernen.

Indem er das Hauptheer zu dieſer Unternehmung in Bewegung ſetzte, ließ er eine Beſatzung, von etwa zwölf tauſend Mann, in Prag zurück, und bemächtigte ſich dann ſchnell und ohne erheblichen Widerſtand zu finden, der Städte: Tabor, Budweis, Frauenberg, Winterberg. Er legte dieſen Städten Contributionen auf, trieb Lebensmittel und Fourage aus der Gegend umher zuſammen, und verbreitete überall Furcht und Schrecken vor dem ketzeriſchen, unwiderſtehlichen Sieger.

Das Oeſterreichiſche Herr, unter der Anführung des Grafen Bathiany, begleitete den Heereszug des Königs, wagte es aber nicht, ihn

anzugreifen oder ſeine Unternehmungen hemmen zu wollen. Die leichten Truppen, welche ſich zu demſelben täglich zahlreicher ſammelten, umſchwärmten und neckten das Preußiſche Heer und verurſachten ihm manche Beſchwerde, manchen Verluſt im Einzelnen, ohne ihm im Ganzen gefährlich zu werden. Die Anzahl derſelben vermehrte ſich, als der Palatin von Ungarn den Landſturm aufgeboten hatte, um den General Marwitz aus Mähren zu vertreiben.

Dieſer mißgeglückte Angriff auf Mähren war der erſte Unfall, welchen der König von Preußen in dieſem Feldzuge erfuhr, und eine von den Urſachen der Verunglückung ſeines ganzen Unternehmens. Um eben dieſe Zeit rückte der Prinz Karl in Böhmen ein. Er führte ein Heer von ſechzig tauſend Mann mit ſich, vereinigte ſich mit den Sachſen und dem Corps des Grafen Bathiany, und brachte ſo ein Heer von mehr als hundert tauſend Mann gegen Preußen zuſammen.

Die Lage des Königs fing nun ſchon an, in mehr als Einer Rückſicht bedenklich zu werden. Durch die Theilnahme Sachſens für Oe-

ſterreich wurde dem Heere des Königs die Verbindung mit ſeinen Staaten abgeſchnitten, und ihm die Zufuhr an Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen erſchwert. Bey ſeinem Heere nahmen Krankheiten und Deſertion überhand, und verminderten es, nach eben dem Verhältniſſe, nach welchem ſich das Oeſterreichiſche Heer vermehrte. Ueber dies hatte er noch in allen Einwohnern heimliche Feinde und Verräther zu beobachten, heimliche Freunde und Unterſtützer der Oeſterreicher zu bewachen.

Der Prinz von Lothringen, oder vielmehr der alte Feldmarſchall Traun, der unter ihm commandirte, verfuhr nach einem ſehr richtig berechneten Plane, um den König dahin zu bringen, daß er die Behauptung Böhmens aufgeben und ſich nach Schleſien zurück ziehen mußte. Seine Märſche und Stellungen drängten den König der Schleſiſchen Grenze immer näher, und machten es ihm eben ſo unmöglich, durch einen kühnen Angriff ſich Luft zu machen, als die Verbindung mit Schleſien zu unterhalten, wenn er in Böhmen feſten Fuß behaupten wollte. Friedrich verſuchte es einige

Mahl, die Oeſterreicher in ihren Poſitionen anzugreifen, überzeugte ſich aber nur durch dieſe Verſuche von der Unmöglichkeit. Tabor, Budweis, Frauenberg fielen in Kurzem, mit ihren Beſatzungen, dem Feinde in die Hände.

Ein höchſt beſchwerlicher Marſch, in einem gebirgigen, den Preußen unkundigen, Lande ermüdete die Truppen. Die kärglichen und verdorbenen Nahrungsmittel vermehrten die Krankheiten. Es war nicht Ein Regiment, das über hundert geſunde Soldaten und Officiere zählte. Die übrigen litten an der Ruhr und erlagen unter Schmerzen und Mühſeligkeiten.

Die Pferde befanden ſich in keinem beſſern Zuſtande, als die Menſchen. Auch ſie litten Mangel und wurden hinfällig. Die Fourage war beynahe aufgezehrt, und zum Fouragiren fand ſich keine Gelegenheit. Fortwährend umſchwärmten die Oeſterreichiſchen zahlreichen leichten Truppen das Heer, ließen ihm keine Ruhe und ſchnitten ihm alle Zufuhr ab.

In dieſem Zuſtande befand ſich das Heer, als es in der Gegend von Kolin anlangte. Noch ein Mahl wollte der König verſuchen: ob

er den Oeſterreichiſchen Feldherrn nicht zu einer Schlacht zwingen und dadurch ſein Schickſal vortheilhaft entſcheiden könnte. Er lagerte ſich, eine halbe Meile von Kolin und der Elbe; die Flügel ſeines Heeres an zwey Dörfer gelehnt, und vor ſich eine kleine Ebene, welche ein dichtes Gehölz begrenzte. Auf den Anhöhen gegen über ließ der Prinz Karl ſein Heer ein Lager beziehen. Von hier aus konnte er mit Vortheil den Johannis-Berg beſetzen; und der Feldmarſchall Traun, dem nie ein Vortheil ſeiner Stellung entging, bemächtigte ſich in der Nacht dieſes Poſtens, welcher die ganze Gegend umher beherrſchte.

Als der König nun Tages darauf die Stellung des Feindes recognoſcirte, um, wo möglich, einen Angriff zu wagen, fand er ſie, zu ſeinem großen Verdruſſe, nicht nur unüberwindlich, ſondern auch gar nicht anzugreifen. Er brach daher auf, um ſich in die Ebene von Kolin zurück zu ziehen. Nachdem er dieſe Feſtung beſetzt hatte, ging er, nach einer kurzen Ruhe, (am 9ten November,) über die Elbe. Hier legte er ſein Heer in Cantonirungs-Quartiere;

doch ſo, daß es auf den erſten Wink wieder vereinigt werden konnte.

Jedermann, ſelbſt die Oeſterreichiſchen Anführer, glaubte, der Feldzug ſey für dieſes Jahr beendet. Allein in Wien war man nicht geneigt, die Vortheile ungenutzt zu laſſen, welche man errungen hatte. Man glaubte, es ſey jetzt der Zeitpunct, nicht nur Böhmen ganz zu befreyen, ſondern auch wohl Schleſien wieder zu erobern. Man hielt den König für geſchwächter, als er war; und ertheilte daher dem Prinzen von Lothringen Befehl, den Feldzug fortzuſetzen. Er machte zuerſt einige Verſuche, ſich Kolins zu bemächtigen. Da dieſe mißlangen, ging er, (am 18ten,) bey Pardubitz ebenfalls über die Elbe.

Der König vermochte dies nicht zu verhindern; denn er erhielt erſt Nachricht davon, da es geſchehen war. Nunmehr war der entſcheidende Zeitpunct eingetreten, in welchem der König zwiſchen der Aufopferung Böhmens und der Trennung von Schleſien und ſeinen Erbländern wählen mußte. Wiewohl er ſeinen Entſchluß bereits gefaßt hatte, rief er doch die

vornehmſten Generale zu einem Kriegsrathe zuſammen und verlangte ihre Meinung zu hören. Die meiſten ſahen, wie er, in der Behauptung Böhmens den faſt unvermeidlichen Untergang des Heeres. Der Rückzug wurde beſchloſſen und ſogleich zur Ausführung gebracht.

Friedrich theilte ſein Heer in zwey Abtheilungen und gelangte, nicht ohne noch manche Beſchwerden und Mühſeligkeiten beſtanden zu haben, (am 25ſten November,) bey Glatz in Schleſien an. Der Prinz von Lothringen folgte ihm auch jetzt nach und bezog, (am 3ten December,) auf Schleſiſchem Grunde und Boden ein Lager.

Als der König den Beſchluß gefaßt hatte, Böhmen zu verlaſſen, ſandte er dem Commandanten in Prag, dem Grafen von Einſiedel, den Befehl zu, ihm nach Schleſien zu folgen. Nur mit Mühe konnte der Adjutant, welcher den Befehl überbrachte, den überall umher ſtreifenden leichten Truppen der Oeſterreicher entgehen. Indeß gelang es ſeiner Klugheit und ſeinem Muthe. Er fand aber, daß es noch ſchwieriger ſeyn werde, den Befehl zur Ausübung zu bringen, als ihn zu überbringen.

Einſiedel war nicht der Mann, der ſich in einer ſolchen Verlegenheit mit Weisheit und Entſchloſſenheit zu benehmen verſtand. In der That war auch ſeine Lage höchſt bedenklich. Die Hälfte ſeiner Garniſon war krank; von den Uebrigen verließen ihn noch gegen tauſend Mann und verbargen ſich in der Stadt, um nach ſeinem Abzuge zu dem Feinde überzugehen. In einem jeden Bürger ſah er einen Feind oder Verbündeten ſeiner Feinde. Die Beſatzung hatte nur noch einen geringen Vorrath von Lebensmitteln, und alſo durchaus keine Ausſicht, ſich noch länger in der Feſtung halten zu können.

Um ſeinen Auszug vorzubereiten, ließ er die Thore ſperren, und wandte drey Tage dazu an, die in dem Zeughauſe befindlichen Gewehre theils zerſchlagen, theils in die Elbe werfen zu laſſen. Er hatte den Befehl erhalten, die Befeſtigungswerke auf dem Wiſcherad und bey St. Lorenz in die Luft zu ſprengen, das grobe Geſchütz unbrauchbar zu machen und die Laveten zu verbrennen. Dieſen Befehl auszuführen, unterließ er, weil er ſich einbildete, er

würde zurück genommen werden. Als er in der Nacht, (vom 25ſten bis zum 26ſten November,) endlich aufbrach, ſchleppte er, anſtatt des groben Belagerungsgeſchützes, welches hier noch zurück geblieben war, einige vierzig Oeſterreichiſche Feldſtücke mit ſich, wodurch ſein, ohnehin läſtiger und gefahrvoller, Marſch nur noch mehr erſchwert werden mußte.

Noch waren die Preußen nicht völlig abgezogen, als den Oeſterreichern bereits die Thore geöffnet wurden. Mehrere Schaaren leichter Truppen drangen in die Stadt; griffen den Nachtrab der Preußen, in den Straßen der Stadt, an; und konnten nur durch einige Kanonen zurück gewieſen und in Reſpect erhalten werden, welche der General Rothenburg gegen ſie, zur Deckung des Rückzuges, aufführen ließ.

Aehnlichen Neckereyen ſah ſich dieſes kleine Heer auf dem ganzen Rückzuge ausgeſetzt. Die Oeſterreicher hatten die ohnehin beſchwerlichen Straßen durch Verhaue ganz unzugänglich gemacht; Schnee und Froſt legten dem Marſche, durch die Gebirgspäſſe, faſt unüber-

windliche Hinderniſſe in den Weg. Dieſe und die ſtete Gefahr, von einem übermächtigen Feinde angegriffen, oder von Schleſien abgeſchnitten zu werden, brachte den Feldherrn, wie die Truppen, beynahe zur Verzweiflung.

Allein der Muth eines einſichtsvollen und entſchloſſenen Mannes vermochte es, die Ausbrüche des Mißmuths zu verhüten und das Heer, zur Ueberwindung der tauſendfachen Schwierigkeiten und Beſchwerden, von Zeit zu Zeit wieder zu beleben. Es war der General Rothenburg, der ſich das Verdienſt erwarb, welches der General Einſiedel, als Ober-Befehlshaber, ſich zu erwerben unfähig war. Ihm ſollte das ganze Corps noch ſeine Rettung, der König die Erhaltung deſſelben verdanken.

Das kleine Heer hatte ſich, bis auf drey Meilen, der Schleſiſchen Grenze genähert, als die Nachricht einlief: daß ein großes Corps, ſo viel man bemerken könne, hauptſächlich Sächſiſcher Truppen, ſich in der Nähe zeige, und Miene mache, ſie von Schleſien abzuſchneiden.

Dieſe Nachricht ſetzte den Grafen Einſiedel ſo in Schrecken, daß er alle Fähigkeit, zu überlegen und zu entſchließen, verlor. Er hatte ſein Heer in kleine Abtheilungen zerſtreuet, und um zwey tauſend Bagage-Wagen zu decken, einen großen Theil der Truppen bey denſelben zurück gelaſſen. Vierzehn Stunden gingen darüber hin, um die Infanterie zuſammen zu ziehen. Die Feinde benutzten dieſe Zeit, um die vortheilhafteſten Stellungen anzunehmen, wo ſie nicht angegriffen werden konnten, von wo aus ihnen aber jeder Angriff gelingen mußte.

Die Verlegenheit des Preußiſchen Heerführers vermehrte ſich mit jeder Stunde. Er ließ die Bagage und die Zelte verbrennen. Das Heer lagerte am Hochwalde auf dem Schnee; ohne Zelte, ohne Nahrungsmittel, dem Elende und, wie es ſchien, einem unvermeidlichen Verderben Preis gegeben.

In dieſer verzweiflungsvollen Lage ſtellte ſich der General Rothenburg an die Spitze der zagenden Krieger; entſchloſſen, wenn ſie angegriffen werden ſollten, ihnen, mit den Waffen in der Hand, einen Weg in ihr Vaterland zu bahnen.

Sie zogen fort, und — die Sachſen wagten es nicht, ſie anzugreifen. Selbſt auf ihre Vertheidigung bedacht, ließen ſie die Preußen ruhig vorüber ziehen. Dieſe ſetzten nun ihren Marſch fort und trafen auf ein Corps, welches der König unter dem General Naſſau ihnen entgegen geſandt hatte. Von dieſem unterſtützt, erreichten ſie endlich, ohne weitere Hinderniſſe, (am 13ten December,) die Grenze von Schleſien.

Hier vereinigten ſie ſich mit dem übrigen Heere, das eine Truppenkette, von der Lauſitz an bis in die Grafſchaft Glatz, bildete. Der König begab ſich nach Berlin, um den künftigen Feldzug vorzubereiten.

So bald er das Heer verlaſſen hatte, drang der Feind in Ober-Schleſien ein; zwang die Preußiſchen Truppen-Abtheilungen, ſich zurück zu ziehen; und folgte ihnen bis in die Grafſchaft Glatz.

An eine Winterruhe war für beyde Heere noch nicht zu denken. Der König, von den Fortſchritten der Oeſterreicher benachrichtigt, kehrte nach Schleſien zurück, und ließ ſeine Trup-

pen, (im Januar 1745,) in verſchiedenen Abtheilungen ins Feld rücken, um die Oeſterreicher nach Mähren zurück zu treiben.

Dies gelang ihnen, über alle Erwartung, ſchnell und glücklich. In der heftigſten Kälte mußte ſich der Feldmarſchall Traun, vor dem ſiegreich andringenden Fürſten von Deſſau, zurück ziehen. Fünf Nächte lang campirten ſeine Truppen, auf bloßer Erde, dem Schnee und Froſte Preis gegeben. Eine beträchtliche Anzahl wurde ein Raub des ſchmählichſten Todes.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Oeſterreicher Schleſien geräumt hatten, bezogen beyde Heere, wiewohl auch jetzt nur auf kurze Zeit, die Winter-Quartiere.

12.

Feldzug, (im Jahre 1744,) am Ober-Rheine und in Baiern. Krankheit Ludewigs des Funfzehnten, und Einfluß derſelben auf den Feldzug. Geſinnungen und Betragen der Franzöſiſchen Feldherren. Freyburg wird belagert und erobert; Baiern wieder genommen. Der Kaiſer hält noch ein Mahl in ſeine Reſidenz einen ſiegreichen Einzug.

Als Friedrich der Zweyte ſich aufmachte, um in Böhmen einzudringen, ſandte er den Feldmarſchall von Schmettau an den König von Frankreich, um bey demſelben die genaue Ausführung des verabredeten gemeinſchaftlichen Operations-Plans zu bewirken.

Schmettau war ein Mann von Einſicht und raſtloſer Thätigkeit. Er wußte ſich dem Könige von Frankreich angenehm zu machen, und würde wahrſcheinlich auch auf die Thätigkeit der Franzöſiſchen Heere einen wirkſamen Einfluß gewonnen haben, wenn — nicht Ludewig plötzlich von einer für tödtlich gehaltenen Krankheit befallen wäre.

Nunmehr war dieſe, ſo wohl in den Lagern als in Paris, der Hauptgegenſtand der

Aufmerkſamkeit. An den kranken König drängte ſich die Cabale und beſchäftigte ſich ausſchließlich damit, die Maitreſſe des Königs, die Herzoginn von Chatauroux, von ſeiner Perſon und, — im Falle er am Leben bleiben ſollte, — aus ſeiner Neigung zu entfernen.

Während man ſich, auf dieſe Weiſe, um die Perſon des Königs und mit ſeiner Krankheit in Metz und Paris beſchäftigte, wurden die Feldherren der Armee ſich und ihrer Einſicht, oder ihren Grillen und Privat-Abſichten, überlaſſen. Jetzt war an keine Einheit des Plans, an keine harmoniſche Ausführung deſſelben weiter zu denken. Eiferſucht brachte die widerwärtigſte Wirkſamkeit hervor. Belle-Isle unterſtützte die Forderungen Schmettau's, und eben deßhalb handelte ihnen Noilles, der das Franzöſiſche Hauptheer anführte, gerade entgegen.

Alle Aufforderungen Schmettau's, alle Unterſtützungen Belle-Isle's, konnten ihn nur geneigter machen, das Gegentheil von dem zu thun, was ſie verlangten und der König zur Bedingung ſeines Einfalls in Böhmen gemacht

hatte. Die Wirkung davon blieb nicht aus, und machte den großen zerſtörenden Strich durch die Rechnung des Königs.

So bald das Preußiſche Heer in Böhmen eingerückt war, hatte der Prinz von Lothringen Befehl erhalten, ſich über den Rhein zurück zu ziehen und nach Böhmen, zum Entſatze dieſes Königreichs, zu eilen. Dies hatte Friedrich der Zweyte voraus geſehen, und zur Bedingung gemacht, daß ein Franzöſiſches Heer dem Oeſterreichiſchen den Rhein-Uebergang erſchweren und, wenn es denſelben nicht verhindern könne, ihm wenigſtens auf dem Fuße folgen und es an dem Entſatze Böhmens hindern ſolle.

Hierauf drang nun der Feldmarſchall von Schmettau, ſowohl mündlich als ſchriftlich, mit der ganzen Kraft ſeiner Beredtſamkeit. Der Marſchall von Noilles folgte auch dem Oeſterreichiſchen Heere auf dem Rückzuge deſſelben nach, ließ es aber unangetaſtet ſeinen Marſch bis an den Rhein fortſetzen. Das Franzöſiſche Heer war wenigſtens um ein Drittel ſtärker als das Oeſterreichiſche; gleichwohl erklärte

es Noilles für zu ſchwach, um die Oeſterreicher ohne Gefahr angreifen zu können.

Der Prinz Karl näherte ſich dem Rheine. Schmettau verdoppelte ſeine Aufforderungen zu einem nachdrücklichen Verfahren, und — bewirkte nichts, als eine erhöhete Empfindlichkeit des Marſchalls von Noilles.

Er gerieth außer ſich vor Unwillen und Ungeduld, als ſich der Prinz Karl anſchickte, über den Rhein zu gehen, und Noilles auch nicht den kleinſten Verſuch machte, ihn, — was er in ſeiner Stellung ſo leicht und ſicher gekonnt hätte, — daran zu hindern. Auf ſein wiederhohltes Andringen auf die nachdrückliche Unterſtützung des Marſchalls von Belle-Isle hielt Noilles einen Kriegsrath, und erklärte darin: es ſey zu gewagt, den Kern der Armee in einer Hauptſchlacht aufs Spiel zu ſetzen.

Der Prinz Karl führte nun ſein Heer, Angeſichts des Franzöſiſchen, ruhig über den Rhein und ſetzte ſeinen Marſch noch ruhiger nach Böhmen fort.

Der Franzöſiſche Feldherr überließ es dem Feldmarſchalle Seckendorf, mit ſeinem klei-

nen geſchwächten, von allen Kriegsbedürfniſſen entblößten, Heere den Oeſterreichern, auf dieſer Seite des Rheins, noch einige Märſche nachzufolgen. Er zog ſich gegen den Ober-Rhein hinauf, um die Oeſterreichiſchen Provinzen in Schwaben anzugreifen und Freyburg zu belagern. König Ludewig war indeſſen wieder hergeſtellt. Es war Noilles leicht, ſein Betragen bey ihm, gegen die Beſchwerden des Feldmarſchalls von Schmettau, zu rechtfertigen. Die Belagerung von Freyburg intereſſirte den König. Er wollte ihr ſelbſt beywohnen und hoffte durch ihre Eroberung neue Lorbern zu ernten. An den König von Preußen und den Prinzen Karl wurde daher nicht weiter gedacht. Man überließ es Beyden, ihre Sache mit einander auszumachen.

Vergebens bemühte ſich der Feldmarſchall von Schmettau darauf, dem Könige die als Bundesgenoſſe übernommene Verbindlichkeit wieder ins Gedächtniß zu rufen. Er ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, um den König von der Idee der Belagerung Freyburgs abzubringen und ihn ſtatt deſſen zur Unterſtützung Frie-

drichs in Böhmen zu bewegen. Vergebens. Man fertigte ihn damit ab: der König habe ſelbſt dieſe Unternehmung in Vorſchlag gebracht. Daß er dieſelbe unter Vorausſetzung ganz anderer Umſtände in Vorſchlag gebracht habe, ſchien keiner Erwägung werth zu ſeyn.

Die Belagerung war indeſſen ſchon, durch den Marſchall Coigny, (gegen das Ende des Septembers,) mit ſechzig tauſend Mann begonnen, und mit eben der Gemächlichkeit fortgeſetzt worden, mit welcher die Franzöſiſchen Feldherren, in dieſem Kriege, ihre Unternehmungen größten Theils zu betreiben pflegten.

Erſt einen Monath nachher, als der König bey der Belagerungs-Armee ankam, erhöhete man, auf ſeinen Befehl, die Thätigkeit und Anſtrengung; und nun war die Eroberung in Kurzem vollendet. Am 5ten November übergab der Commandant die Feſtung, und einige Wochen nachher, (am 25ſten November,) auch die Citadellen.

Dieſe Eroberung koſtete den Franzoſen gegen zwölf tauſend Mann ihrer beſten Krieger, und machte in den Unternehmungen der Oeſterreicher keine Aenderung.

Der Marſchall von Belle-Isle hatte indeſſen ein Corps von zwölf tauſend Mann in Schwaben angeführt und verſchiedene Vortheile erhalten. Sie waren gleichwohl nicht bedeutend genug, daß ſie der König von Preußen als eine Diverſion ſich zu Gunſten hätte anſehen können.

Die Oeſterreicher waren nun deſto emſiger bemüht, die Wiedereroberung Böhmens zu vollenden. Sie hatten, allein in dieſem Feldzuge, Beweiſe genug erhalten, daß die Verbindung Frankreichs und Preußens eine harmoniſche, kraftvolle Wirkſamkeit Beyder nicht leicht erwarten laſſe. Indeſſen betrachtete die Königinn von Ungarn Friedrich den Zweyten als ihren gefährlichſten Feind, und war entſchloſſen, alles aufzubieten, um ihn recht empfindlich zu demüthigen und, wo möglich, ganz zu Grunde zu richten.

Indem ſie dahin faſt ausſchließend ihre Heereskraft richtete, mußte ſie es freylich auch geſchehen laſſen, daß Baiern wieder in die Hände ſeines rechtmäßigen Beſitzers gerieth. Seckendorf, von den Franzoſen verlaſſen, und

außer Stande, dem großen und wohl ausgerüſteten Oeſterreichiſchen Heere ſich furchtbar zu machen, ließ bald von der Verfolgung deſſelben ab und wandte ſich nach Baiern zu. Bey Münchsroth vereinigte er einen Heſſiſchen Heerhaufen mit dem ſeinigen und ſetzte ſeinen Marſch gegen die Donau fort.

Hier ſuchte ihm der Oeſterreichiſche General Berenklau, dem die Vertheidigung Baierns übertragen war, den Uebergang ſtreitig zu machen. Dennoch gelang es Seckendorf, die Wachſamkeit deſſelben zu täuſchen. Er bemächtigte ſich der Stadt Donauwerth, ging über die Donau, dann auch über den Lech, und drang immer weiter in Baiern ein.

Berenklau, zu ſchwach, die Fortſchritte des kaiſerlichen Heeres aufzuhalten, verließ einen Poſten nach dem andern, die Seckendorf beſetzte, wie jener ſie verließ. Am 16ten October hielten die Kaiſerlichen wieder in die Hauptſtadt Baierns, als Sieger, ihren Einzug.

Seckendorf ſetzte nun die Verfolgung der Oeſterreicher fort und verdrängte ſie, gegen das Ende dieſes Feldzuges, beynahe aus

ganz Baiern. Nur Ingolſtadt, Schärdingen, Braunau und Paſſau blieben in den Händen des Feindes.

Bald nach der Wiedereroberung der Hauptſtadt, (am 23ſten October,) kehrte auch der Kaiſer wieder dahin zurück. Er befahl, daß der Reichshofrath ihm folgen ſolle, und traf überhaupt Veranſtaltungen, welche verriethen, daß er die Hoffnung mit dahin gebracht habe, dieſes Mahl einen längern und ruhigern Aufenthalt in ſeiner erblichen Reſidenz zu finden. Die Folge zeigte indeſſen auch dieſes Mahl ſehr bald, wie wenig er ſeinem Schickſale zutrauen durfte.

14.

Neue Unternehmungen und Siege der Oeſterreicher in Baiern. Tod des Kaiſers. Unterhandlungen des Königs von Preußen mit Sachſen und England. Engere Verbindung Oeſterreichs und Sachſens und geheime Plane und Verabredungen. Geſandtſchaft und Gefangenſchaft des Marſchalls von Belle-Isle. Die Oeſterreicher erobern noch ein Mahl beynahe ganz Baiern, das jedoch, durch den Frieden zu Füßen, dem jungen Kurfürſten gleich wieder überliefert wird.

Schon gegen das Ende des Jahrs 1744 waren die Oeſterreicher wieder mit Glück thätig geworden. Sie drangen, an beyden Ufern der Donau, bis Kelheim und Straubing vor und unterwarfen ſich in Kurzem die ganze Ober-Pfalz. Schon hatte man Urſache, zu fürchten, der Kaiſer werde noch ein Mahl fliehend ſeine Hauptſtadt verlaſſen müſſen, als — der Tod ihm dieſen Kummer erſparte und ſeinem ganzen unruhvollen Verhängniſſe ein Ziel ſetzte.

Am 20ſten Januar, (1745,) ſtarb Karl der Siebente, nach einer Krankheit von wenig Tagen, an den Folgen eines zurück getretenen Podagra. Ihm folgte das zweydeutige

Lob, welches, genau unterſucht, nichts anderes als einen deſto empfindlichern Tadel enthält: man würde ihn im Privat-Stande als einen ehrlichen, guten Mann geſchätzt haben. Um ein guter Fürſt, beſonders in ſeinen Verhältniſſen und bey ſeinem Schickſale, zu ſeyn, habe es ihm an Feſtigkeit des Characters gefehlt.

Die Wahrheit iſt: er war ein beſchränkter Geiſt und höchſt ſchwacher Character; ohne Energie, mit kleinlichen Leidenſchaften und Beſtrebungen. Ohne Muth, wie ohne Kraft und ohne Selbſtſtändigkeit, war er, was er war, that er, was er that, nur durch andere. Nur durch andere wurde er in ſeine Widerwärtigkeiten geſtürzt; nur durch andere aufrecht erhalten. Endlich erlag er dennoch unter dem Drucke einer Krone, die ihm aufgedrungen war, und ſtarb als ein Opfer des Ehrgeizes und Eigennutzes derer, die ſich ſeines Vertrauens zu bemächtigen gewußt hatten.

So lange er die höchſte Würde in der Chriſtenheit bekleidete, lebte er von Almoſen, die ihm ungern gereicht wurden, und ihm vielleicht in Kurzem ganz würden entzogen worden ſeyn.

Sein Tod war daher für ihn ein eben ſo glückliches, als für Frankreich und die Königinn von Ungarn gleich erwünſchtes Ereigniß. Frankreich wurde dadurch von den Koſten ſeines Unterhalts befreyet. Es konnte jetzt eher auf einen billigen Frieden Rechnung machen. Sein Tod löſ'te den Knoten der Frankfurter Union. Seine Erhaltung war das Aushängeſchild dieſer Verbindung geweſen. Die Integrität der Deutſchen Reichsverfaſſung erforderte nun nicht eher wieder einen Schutz, als bis ſie, durch eine erzwungene Wahl, oder in der Perſon eines andern Kaiſers oder Reichsfürſten, aufs neue gefährdet wurde.

Für den König von Preußen war dieſes Ereigniß allein unangenehm; für ihn allein konnte es von übeln Folgen ſeyn. Frankreich erklärte ſich zwar entſchloſſen, den Krieg fortzuſetzen; es bemühte ſich ſogar, den König von Pohlen, durch die Ausſicht auf die Kaiſerwürde, von der Verbindung mit Oeſterreich abzuziehen: indeſſen wußte Friedrich zu gut aus Erfahrung, wie wenig er auf einen kräftigen und beharrlichen Beyſtand dieſer Macht rech-

nen konnte, als daß er ſich durch die Verſprechungen derſelben zu Entſchließungen und Maaßregeln hätte beſtimmen laſſen können.

Ihn ſetzte ſeine Lage in die Nothwendigkeit, den Krieg jetzt für ſich, zu ſeiner eignen Vertheidigung, fortzuſetzen; alſo auch den Planen und Entwürfen Frankreichs wenigſtens ſcheinbar die Hand zu bieten. Ueber dies hatte er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, den König von Pohlen, oder, eigentlicher, den Grafen von Brühl, zu gewinnen. Er unterhielt daher immer noch Unterhandlungen mit demſelben, und bezeigte ſich den Vorſchlägen Frankreichs geneigt, um ſich den König von Pohlen zu verbinden.

Auch mit dem Engliſchen Miniſterium ſetzte er Unterhandlungen fort. England ſpielte damahls eine ſehr entſcheidende Rolle in Europa. Es decidirte beſonders noch immer über die Entſchließungen der Königinn von Ungarn. Nur durch die Vermittelung Englands war auf einen Frieden mit Oeſterreich, wie ihn der König wünſchte, zu rechnen.

Unter den übrigen Europäiſchen Mächten war es Rußland vornehmlich, welches die Auf

merkſamkeit Friedrichs beſchäftigte. Er hatte jetzt mehr als jemahls Uebels von ſeinen Feinden im Cabinette der Kaiſerinn zu fürchten; es bedurfte alſo auch mehr als jemahls einer geſchickten und thätigen Gegenwirkung. Es lag ihm alles daran, einen Krieg mit Rußland zu vermeiden: nicht ſo wohl, weil er fürchtete, einem Feinde mehr nicht gewachſen zu ſeyn; ſondern weil er Rußland, als Feind, überhaupt am meiſten fürchtete. „Andern Feinden kann man noch Böſes mit Böſem vergelten;“ ſagt er ſelbſt hierüber, „aber bey den Ruſſen iſt dies unmöglich, wenn man anders nicht eine anſehnliche Flotte hat, um ein Heer, das ſeine Unternehmungen gegen Petersburg ſelbſt richten müßte, zu unterſtützen und mit Lebensmitteln zu verſehen.“

In Sachſen, wo die Nachbarſchaft und ein in manchem Betrachte gemeinſames Intereſſe auch am erſten einen glücklichen Erfolg der Unterhandlungen erwarten ließ, gelang es am wenigſten. Brühl war von England erkauft; an Oeſterreich, theils durch Schmeicheleyen, theils durch Furcht, gefeſſelt. Die

mißlungene Unternehmung des Königs von Preußen in Böhmen und die jetzige Lage dieſes Fürſten erregten bey dem Sächſiſchen Miniſter die Hoffnung, ihn bald völlig niedergeworfen und zu Grunde gerichtet zu ſehen.

Seine Vorſtellungen über das bisherige Betragen Sachſens wurden daher kalt und ſtolz zurück gewieſen. Der Graf Brühl pflegte mit Genugthuung die Verdrängung Friedrichs aus Böhmen beſonders der Sächſiſchen Tapferkeit zuzuſchreiben; und der König von Pohlen zeigte, bey jeder Gelegenheit, eine Abneigung gegen den König von Preußen und jede Gemeinſchaft mit ihm, welche dieſen endlich auch wieder gegen ihn aufbringen mußte.

Indem ſich Friedrich bemühete, Sachſen von der Verbindung mit Oeſterreich abzuziehen, erfuhr er, daß es ſich enger als jemahls mit der Königinn von Ungarn und dem Könige von England verbunden habe. Im Januar, (1745,) war zu Warſchau ein erneuerter Vertrag, zwiſchen dieſen drey Mächten und den General-Staaten, zu Stande gekommen, wel-

cher die öffentliche Tendenz hatte: Frieden und gute Ordnung in Europa, beſonders dem Deutſchen Reiche, wieder herzuſtellen. Insgeheim war dieſer Vergleich aber, — wie Friedrich erfuhr und durch die Abſchrift, welche er ſich davon zu verſchaffen wußte, überzeugt wurde, — hauptſächlich gegen ihn gerichtet und zielte ganz eigentlich auf die Wiedereroberung Schleſiens ab.

In dieſem Bündniſſe verpflichtete ſich der König von Pohlen, als Kurfürſt von Sachſen, gegen eine Subſidie von hundert und funfzig tauſend Pfund Sterling, welche die Seemächte zahlen ſollten, zur Beſchützung Böhmens dreyßig tauſend Mann zu unterhalten. Dagegen verſprachen die übrigen Bundesgenoſſen, ihm, wenn er angegriffen werden ſollte, mit ihrer ganzen Macht beyzuſtehen, ihm auch einen Antheil an den Eroberungen zu geben, welche ſie, unter dem Beyſtande Gottes, zu machen dachten.

Der König von Pohlen bemühete ſich, — wiewohl vergebens, — die Republik Pohlen zur Theilnahme an dieſem Bündniſſe zu bewegen. Auch Rußland wurde dazu aufgefordert,

und überhaupt wurde allen Königen, ſo wie allen Fürſten und Ständen des Deutſchen Reichs, die Theilnahme an demſelben, als pflichtmäßig, ans Herz gelegt.

Zugleich mit den öffentlichen Artikeln dieſes Vertrags wurden dem Könige von Preußen von dem Franzöſiſchen Geſandten in Pohlen, dem Grafen von St. Severin, auch die geheimen Artikel mitgetheilt, welche ganz eigentlich auf die Wiedereroberung Schleſiens abzweckten.

In Folge dieſer ſollte der König von Pohlen kräftig zu dieſem Zwecke mitwirken und dafür, wenn die Wiedereroberung, wie man nicht zweifelte, gelungen ſeyn würde, die Fürſtenthümer Glogau und Sagan erhalten. Dagegen entſagte August der Dritte allen Anſprüchen auf die Kaiſerwürde, und verſprach, ſeine Wahlſtimme dem Gemahle der Königinn von Ungarn zu geben.

Durch dieſe Verabredung wurde Friedrich ſehr empfindlich, beſonders gegen den König von Pohlen und ſeinen Miniſter, gereizt. Er forderte ihnen eine entſcheidende Er-

klärung ab: ob die Sächſiſche, in Böhmen ſtehende, Armee auch offenſiv gegen die Preußiſchen Beſitzungen agiren werde.

Der Graf Brühl ſuchte dieſer beſtimmten Antwort auszuweichen, und redete von Beobachtung der Neutralität; jedoch in ſo umwundenen und auf Schrauben geſtellten Ausdrücken, daß der König dadurch nur noch mehr gereizt, und noch mehr geneigt gemacht wurde, alles Ueble von ihm zu erwarten. Er erfuhr nun noch, daß der Graf Brühl ſo eben einen Bevollmächtigten nach Wien geſandt habe, um die Angelegenheit wegen der, in dem geheimen Artikel des Warſchauer Bündniſſes feſt geſetzten, Theilung Schleſiens völlig aufs Reine zu bringen; auch bey dieſer Gelegenheit für ſich ſelbſt das Fürſtenthum Teſchen zu bedingen, wozu ihm von Seiten Oeſterreichs bereits Hoffnung gemacht ſeyn ſollte.

Dies veranlaßte ihn endlich, dem Sächſiſchen Hofe erklären zu laſſen: daß, dafern ſeine Truppen Schleſien betreten würden, er ſich für angegriffen erkennen und Gleiches mit Gleichem vergelten würde. Nur ſo lange könn-

ten ſie erwarten, als Vertheidigungstruppen behandelt zu werden, als ſie ſich auf die Vertheidigung Böhmens einſchränken würden.

Indeſſen hatten die Beſchwerden des Feldmarſchalls von Schmettau doch an dem Hofe Ludewigs des Funfzehnten die Beſorgniß erregt, daß der König von Preußen, über die Nichterfüllung des Vertrags unmuthig, denſelben durch einen Separat-Frieden wieder verlaſſen möchte. Man ſandte daher den Marſchall von Belle-Isle an ihn, um jenen übeln Eindruck auszulöſchen und den Plan zu dem bevorſtehenden Feldzuge zu verabreden.

Belle-Isle war von München nach Caſſel gegangen, und hatte ſich von hier aufgemacht, um den König von Preußen in Berlin aufzuſuchen.

Er wählte den Weg am Fuße des Harzgebirges hin, ungeachtet dieſer bey weitem der beſchwerlichſte war, und man ihn in Caſſel gewarnt hatte, gegen die Hannoveraner auf ſeiner Hut zu ſeyn. Der Marſchall hielt es ſeiner Würde zuwider, auf dieſe Warnungen zu achten. Weit entfernt, zu glauben,

daß man es wagen werde, Hand an ihn zu legen, glaubte er dem Könige von England zeigen zu müſſen, daß er ihn nicht fürchte.

Wie ſehr wurde er daher überraſcht und in Erſtaunen geſetzt, als zu Elbingerode, einem Hannöveriſchen Städtchen am Harze, der Poſtmeiſter an den Wagen trat und ihm den Paß oder ſeinen Degen abforderte. Er war gefangen und wurde von Hannöveriſchen Dragonern nach Duderſtadt, und von hier nach Stade geführt.

Dieſe Begebenheit machte viel Aufſehen in ganz Europa und wurde von dem Könige von Frankreich als eine empfindliche Beleidigung aufgenommen. Nach eben dem Verhältniſſe groß war der Triumph, welchen ſeine Gegner darüber empfanden. Aller Proteſtationen ungeachtet wurde er, als ein Gefangener, nach England geführt. Hier blieb er einige Monathe, bis er, nach der Schlacht bey Fontenai, ausgewechſelt wurde.

Von allen Seiten her hatte man ſich indeſſen zur Fortſetzung des Kriegs auf das kräftigſte gerüſtet. Je mehr die Eröffnung des

Feldzugs, (im Jahre 1745) heran nahete, deſto mehr ſchienen ein neuer Muth und neue Thätigkeit alle ſtreitende Parteyen zu beleben.

Selbſt der junge Kurfürſt von Baiern, ſo mißlich ſeine Lage auch war, bezeigte ſich entſchloſſen, das Glück, das ſeinen Vater ſo übel behandelt hatte, für ſich noch ein Mahl auf die Probe zu ſtellen. Er widerſtand den Zuredungen ſeiner Mutter und den Vermittelungsvorſchlägen des Sächſiſchen Geſandten, und erklärte: er werde keine Anträge zu einem Frieden machen und anhören, an welchem ſeine Bundesgenoſſen keinen Antheil nähmen.

Dieſe Entſchließung und dieſer Muth waren größten Theils das Werk der Franzöſiſchen Beredtſamkeit. Der Kurfürſt war ein Jüngling von noch nicht völlig ſiebzehn Jahren; alſo in den Händen derer, die ſeine jugendliche Phantaſie zu leiten verſtanden. Auf die prächtigen Verheißungen des Franzöſiſchen Geſandten ſich verlaſſend, hoffte er die ſeinem Vater erwieſene Schmach zu rächen, und wenigſtens einen Theil von dem noch wieder zu erobern, um deſſen Gewinn ſein Vater mehr als Ein

Mahl ſein ganzes Erbe, und mit dieſem ſeine Ruhe und ſein Leben, aufs Spiel geſetzt hatte.

Der Franzöſiſche Feldherr der für ſeinen Beyſtand beſtimmten Truppen kam nach München, um mit dem Kurfürſten den Operations-Plan für den nächſten Feldzug zu verabreden. Es wurde beſchloſſen, mit dem Ende des Mayes die Ausführung deſſelben zu beginnen.

Bey dieſer Verabredung hatte man freylich den Feind nicht mit zur Berathung gezogen, alſo auch deſſen Zuſtimmung nicht erhalten. Schon im März rückte der Graf Bathiany, mit zwölf tauſend Mann, von Braunau und Schärdingen her; überfiel die, in ihre Cantonirungen vertheilten, keinen Angriff erwartenden, Truppen der Baiern; verhinderte ihre Vereinigung mit den Franzoſen; wandte ſich endlich gegen dieſe und ſchlug ſie, (bey Pfaffenhofen, am 15ten April 1745,) völlig in die Flucht.

Mit dem Verluſte ihres Geſchützes und Gepäckes und von den Oeſterreichern unabläſſig verfolgt, zog ſich der Franzöſiſche Feldherr, in der größten Unordnung, nach Schwa-

ben zurück und überließ, ſeiner großen und ſichern Verheißungen uneingedenk, Baiern und den Ueberreſt der Armee des Kurfürſten dem ſiegreichen Feinde.

Jetzt ſah der Kurfürſt, daß er von ſeinem Schickſale und ſeinen Bundesgenoſſen nicht mehr zu erwarten hatte, als ſein Vater. Seine Hauptſtadt und ſein ganzes Land waren wieder in den Händen des Feindes. Die Franzoſen, die ihm neue Eroberungen verſprochen hatten, waren geſchlagen und vertrieben, und vor der Hand wenigſtens war keine nachdrücklichere Unterſtützung von ihnen zu erwarten.

Der König von Preußen mußte ſeine ganze Kraft aufbieten, um ſeine eignen Staaten, gegen einen übermächtigen Feind, zu ſichern. Seine übrigen Bundesgenoſſen waren noch weniger fähig, ihn mit Nachdruck zu unterſtützen und ſeinen Feinden das erhaltene Uebergewicht zu entreißen. Er hatte ſeine Reſidenz und ſeine Staaten verlaſſen müſſen und lebte zu Augsburg, als ein Flüchtling, der erwarten mußte, im Kurzem überall keine bleibende Stätte mehr zu finden.

Dieſe Vorſtellungen erſchütterten den Muth des Jünglings. Er ſah jetzt nur die Rettungslosigkeit ſeiner Situation und überließ ſich einer gänzlichen Verzweiflung an ſeinem Schickſale.

In dieſer Gemüthsſtimmung nahete ſich ihm der Graf von Seckendorf, der, ſeit dem Tode des Kaiſers, ſeine Befehlshaber-Stelle und den Hof des Kurfürſten verlaſſen hatte. Er nahete ſich als ein Freund und Vertrauter ſeines Vaters; äußerte ihm, als ſolcher, Theilnahme an ſeiner Lage; und zeigte ihm die Ausſicht, durch einen billigen Frieden wieder zu dem Beſitze ſeiner Erbländer und zur Ruhe zu gelangen.

Mit Freuden ergriff jetzt der Kurfürſt dieſen Antrag. Seckendorf unterzog ſich nun, wie er äußerte, allein aus reiner Anhänglichkeit an das Haus Baiern und die Perſon des Kurfürſten, der Vermittelung. Durch ſeine Betriebſamkeit wurden zu Fueßen, zwiſchen dem Fürſten von Fürſtenberg, als Baierſchem, und dem Grafen Colloredo, als Oeſterreichiſchem Abgeordneten, geheime Friedensunterhandlungen eröffnet; und in wenig Tagen war der Friede wirklich zu Stande gebracht.

Am 22ſten April unterzeichneten die Bevollmächtigten bereits die Präliminar-Artikel, durch welche die Königinn von Ungarn dem Kurfürſten ſeine von ihr eroberten Erbländer zurück gab; der Kurfürſt von Baiern aber allen Anſprüchen an die ihrigen entſagte und dem Großherzoge von Toscana ſeine Wahlſtimme für die Kaiſerwürde verſprach.

Der Kurfürſt bezeigte ſich ſehr dankbar gegen den Grafen von Seckendorf für die Vermittelung dieſes Vertrags, der ſeine Erwartungen bey weitem übertraf. Nicht ſo zufrieden waren die Bundesgenoſſen des Kurfürſten mit ihm. Sie beſchuldigten ihn, er ſey von Oeſterreich beſtochen worden, um einen Friedensſchluß zu Stande zu bringen, womit er doch dem Kurfürſten von Baiern eine wahre Wohlthat erzeigte. Keiner der Bundesgenoſſen konnte bey der Fortſetzung des Kriegs, mit Zuverſicht garantiren, was ihm dieſer Separat-Friede gewährte. Und wenn der König von Preußen ihm Vorwürfe darüber machen ließ, ſo verdiente er allerdings, — wie der Kurfürſt anſtatt der Rechtfertigung wirklich ge-

than haben ſoll, — von ihm an den Breslauer Frieden erinnert zu werden.

Der Friede zu Fueßen trennte die, ohnehin bereits gelöſ'te, Frankfurter Union völlig. Pfalz und Heſſen-Caſſel erklärten ſich für die Neutralität, welche das Deutſche Reich während dieſes ganzen Kriegs behauptet hatte. Die Königinn von Ungarn behielt daher, auf dieſer Seite, keine Gegner weiter, als die Könige von Frankreich und Preußen, deren Bekämpfung ihr jetzt, in der Verbindung mit ihren Bundesgenoſſen, England, Sachſen und Holland, ein leichtes zu ſeyn ſchien.

14.

Noch engere Verbindung Oeſterreichs und Sachſens, (zu Leipzig,) gegen Preußen Eröffnung des Feldzuges in Schleſien. Schlacht und Sieg des Königs bey Striegau oder Hohen-Friedberg. Beyde Heere ziehen ſich nach Böhmen. Gegenſeitige feindſelige Plane Sachſens und Preußens. Hannöveriſche Convention. Friedrichs Rückzug aus Böhmen. Schlacht und Sieg bey Sorr. Ende dieſes Feldzuges.

Mit der Annäherung des neuen Feldzuges war nun auch die nähere beſondere Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Sachſen zur Vollendung gediehen, und ganz eigentlich und ausſchließlich gegen den König von Preußen gerichtet.

Die Königinn von Ungarn ſchränkte ihre Entwürfe, in dieſer Verbindung, nicht mehr auf die Wiedereroberung Schleſiens ein, — welche ihr jetzt bereits ſo gut als vollendet ſchien. — Sie wollte Genugthuung für das Vergangene haben und deßhalb den kleinen übermächtigen und unruhigen König von Preußen völlig demüthigen; — ihn wieder in die Schranken eines Reichsfürſten zurück weiſen,

in welchen er ſich vor der Erwerbung der Kö=nigswürde gehalten hatte.

Sachſen ſtimmte mit dieſem Plane völlig überein und verſprach die kräftigſte Mitwir=kung. August der Dritte empfand gegen Friedrich den Neid und die Eiferſucht, mit welchen beſchränkte Köpfe große Geiſter ge=wöhnlich verfolgen; und der Graf von Brühl haßte den König perſönlich und war ein bereit=williger Diener des Hauſes Oeſterreich.

Dieſe gleichartigen Geſinnungen erleich=terten die Uebereinkunft ungemein, welche zu Leipzig, (den 18ten May 1745,) zu Stande gebracht wurde. Beyde verbanden ſich dahin: die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Zweck dieſer Vereinigung erreicht ſey. Außer Schleſien und der Grafſchaft Glatz ſoll=ten dem Könige auch noch das Herzogthum Magdeburg, der Saalkreis, das Fürſtenthum Croſſen und mehrere andere bezeichnete Diſtricte entriſſen und unter die Verbündeten verhält=nißmäßig vertheilt werden.

Nach dieſer Verabredung ſetzten ſich beyde Heere in Bewegung, die Ausführung derſelben

zu beginnen. Der König von Preußen war gerüſtet und erwartete ihren Angriff. Er hatte ſein Heer durch Ruhe und Pflege geſtärkt und durch beträchtliche Truppen-Vermehrungen ergänzt. Für den Unterhalt deſſelben, während des Feldzuges, war reichlich geſorgt; guter Muth und Streitbegierde belebten das Heer; es harrte des Königs, um durch ihn zu neuen Siegen geführt zu werden.

Der König, durch die Erfahrungen der vorigen Feldzüge belehrt, reiſte mit dem feſten Vorſatze, (am 15ten März,) von Berlin zur Armee ab: in dieſem Feldzuge die Fehler wieder gut zu machen, welche er, wie er ſelbſt am helleſten erkannte und ſich am lebhafteſten vorwarf, in dem vorigen begangen hatte.

Ehe er dieſen neuen Feldzug begann, hatte er ſeine Lage reiflich überdacht und ſeinen Plan genau entworfen. Von Rußland durfte er zwar, für dieſen Feldzug, ebenfalls keinen Beyſtand erwarten, aber auch keine Theilnahme an den Feindſeligkeiten gegen ihn befürchten. In England war, durch den Miniſter-Wechſel, eine glückliche Veränderung der politi-

ſchen Geſinnungen der Regierung gegen ihn hervor gebracht. Man machte ſich gegenſeitig freundſchaftlichere Aeußerungen; und es ſchien, als ob eine Annäherung nicht mehr fern ſeyn könne.

Bey dem allen ſtand der König allein, gegen einen überlegenen zwiefachen Feind. Der König von Frankreich nannte ſich zwar nach ſeinen Bundesgenoſſen und legte, ſeiner Seits, eine nicht geringe Wichtigkeit auf ſeinen Beyſtand: allein dem Könige von Preußen kam davon wenig oder gar nichts zu Gute. Ludewig der Funfzehnte war in den Niederlanden ſo beſchäftigt, daß er für anderweitige Ereigniſſe wenig Aufmerkſamkeit, für ſeinen Bundesgenoſſen keinen Beyſtand übrig hatte. Der König von Preußen machte zwar Anforderungen darauf; ſah aber bald, daß ſie unwirkſam blieben.

Er wiederhohlte ſie dennoch in der Folge mehrere Mahl und dringend; und nun brachte man ihm den Sieg bey Fontenai und die Eroberung der Feſtung Doornik in den Niederlanden als einen bundesmäßig geleiſteten Beyſtand und eine wichtige Diverſion in Rechnung.

Friedrich ſchrieb dem Könige von Frankreich, daß dieſer Sieg zwar ruhmvoll und für Frankreich nützlich ſeyn möchte, für ihn aber eben ſo wenig gewirkt habe und wirken könne, als ein Sieg an den Ufern des Scamanders oder die Eroberung von Peking.

Dieſen Einfall empfand nun Ludewig wieder übel und antwortete in einem hohen Tone, der dann wieder die Empfindlichkeit Friedrichs reizte. So entſtand eine Kälte zwiſchen beyden Bundesgenoſſen, welche eine nahe Auflöſung des Bündniſſes anzukündigen ſchien.

Indeſſen waren die Feindſeligkeiten zwiſchen den Preußen und Verbündeten, gleich nach der Ankunft des Königs bey der Armee, wieder begonnen. Die Ungariſchen Inſurgenten waren zuerſt, von dem Schleſiſchen Gebirge her, wieder eingedrungen und hatten den ſo genannten kleinen Krieg, mit vieler Lebhaftigkeit, unterhalten. Beyde Theile hatten dabey wenig gewonnen, wiewohl einige wichtigere Actionen zur Ehre der Preußen ausgefallen waren.

Der Plan der Oeſterreichiſchen Feldherren ging dahin: durch die Neckereyen, von Ober-Schleſien her, den König von Preußen zu verleiten, daß er wenigſtens einen beträchtlichen Theil ſeines Heeres dorthin ſenden, wohl gar von dort her den Hauptangriff erwarten ſollte.

Dieſer Anſchlag der Liſt entging indeſſen dem ſcharfſichtigen Auge Friedrichs nicht. Er erkannte, aus der Art, wie ſie ihre Magazine anlegten, und den Sammelplätzen für ihre Linien-Truppen, ihre Abſicht, und beſchloß, Hintergehung mit Hintergehung zu vergelten.

So bald die Oeſterreichiſchen und Sächſiſchen Heere, von Königinnengrätz und von Bunzlau her, ſich bey Trautenau vereinigt hatten, befahl er dem Markgrafen Karl von Baden, der, mit zwölf tauſend Mann, in Ober-Schleſien ſtand, ſich zurück zu ziehen und den eindringenden Feinden dieſe Provinz ganz zu überlaſſen. Zugleich ſandte er den Truppen-Abtheilungen der Generale Winterfeld und du Moulin den Befehl, ſich von Landshut nach Schweidnitz zurück zu ziehen und überall die Sage zu verbreiten: daß er die Abſicht habe, ſich unter den Ka-

nonen von Breslau zu lagern. Als Urſache wurde angegeben, daß er ſich zu ſchwach fühle, einem überlegenen Feinde zu widerſtehen; daß ſein Heer muthlos, und er ſchon deßhalb außer Stande ſey, etwas entſcheidendes zu wagen.

Um den Oeſterreichiſchen Feldherrn recht ſicher zu täuſchen, bediente ſich der König des eignen Spions deſſelben.* Dieſer Menſch, ein Italiäner, trieb dieſes Handwerk, wie dem Könige bekannt war, für beyde Armeen; — war indeſſen dem Prinzen Karl hauptſächlich ergeben, und bey ihm ganz eigentlich, in dieſer ehrenvollen Qualität, im Dienſte. Der König ließ ihn anſehnlich beſchenken und zugleich auftragen: er möge dem Könige Nachricht geben, wenn das Oeſterreichiſche Hauptheer aus dem Gebirge hervor kommen würde. Zugleich wurde ihm zu verſtehen gegeben: der König wünſche dieſe Nachricht zu erhalten, um ſich in Zeiten mit Sicherheit zurück ziehen zu können. Der Spion nahm dieſe Eröffnung um ſo mehr für zuverläſſig an, da er bemerkte, daß die Wege, nach Breslau zu, mit vieler Thätigkeit von den Preußen ausgebeſſert wurden.

Für dieſe wichtige Nachricht war auch von dem Oeſterreichiſchen Feldherrn eine reiche Belohnung zu erhalten; daher eilte der Spion, ſie ihm zu überbringen.

Die Oeſterreichiſchen Feldherren fanden dieſe Abſicht des Königs um ſo weniger unwahrſcheinlich, da ſie ihn für ſchwächer hielten, als er war, und von dem Rückzuge der kleinern Truppen-Abtheilungen bereits Nachricht erhalten hatten. Das Heer ſetzte ſich daher zum Vorrücken in Bewegung und drang, (am 25ſten May,) von Landshut her, aus dem Gebirge vor.

Der König zog ſich nach Reichenbach und, von da, über Schweidnitz, wo er ſich mit Winterfeld und dü Moulin vereinigte, in die Ebenen von Striegau zurück.

Hier beſchloß er den Feind zu erwarten, und ihm eine entſcheidende Schlacht zu liefern. Er ließ zu dem Ende einige Anhöhen umher vortheilhaft beſetzen, die Wege genau erkunden und ausbeſſern, und überhaupt jede Maaßregel treffen, welche ihm den Angriff erleichtern und den Sieg ſichern konnte.

Indeſſen näherten ſich der Prinz Karl und der Herzog von Weißenfels, über Reichenau und Hohen-Hennersdorf, und lagerten ſich, (am 3ten Junius,) auf den Anhöhen zwiſchen hier und Hohen-Friedberg. Die Feldherren überſahen aus ihrem Haupt-Quartiere von dieſem Dorfe aus, die ganze Ebene, bemerkten aber nur kleine Abtheilungen der Preußen. Das Heer war theils von einem Gehölze, theils von Erdwällen, die zu dieſem Zwecke aufgeworfen waren, bedeckt.

Immer noch von der Vorſtellung begleitet, daß die Preußen, ſchwach und muthlos, nur auf ihren Rückzug bedacht wären, rechneten die Oeſterreicher nicht darauf, bey fernerm Vordringen einen erheblichen Widerſtand zu finden. Die Feldherren beſchloſſen: der Vortrab ſolle am andern Tage die in Schweidnitz befindlichen Magazine wegnehmen, indeß der Herzog von Weißenfels, mit ſeinen Sachſen, ſich Striegau's bemächtigen wollte. Als das nächſte Unternehmen beſtimmte man dann: die Belagerung Glogau's.

Während man hier, mit der vollkommenſten Zuverſicht eines glücklichen Erfolgs, dieſe Unternehmungen für den andern Tag verabredete, entwarf der König von Preußen den Plan der Schlacht, wodurch er die Oeſterreicher, noch vor Sonnen Aufgang, aus dem Schlafe zu wecken beſchloſſen hatte. Er beobachtete die Stellung des Feindes; unterſuchte ſelbſt alle Abtheilungen ſeiner Armee, bis auf die Vorpoſten; und gab dann die Befehle zum Aufbruche und zur Poſtirung der Armee zum ſichern und kräftigern Angriffe des Feindes.

Abends um acht Uhr brach das Heer aus ſeinem Lager auf und zog, in größter Stille, bis an die Brücke über dem Fluſſe, in der Nähe der Stadt. Um Mitternacht war der Kopf des Heeres bey der Brücke angelangt. Der General d ů M o u l i n hatte ſich mit ſeinem Corps auf einem Felſen vor der Stadt poſtirt. Alle Truppen = Abtheilungen waren beyſammen. Man erwartete, in feyerlicher Todtenſtille, die Annäherung des Morgens und die Loſung zur Schlacht.

Es war eine ſchauerliche Nacht. Viele tauſend Wachfeuer ſchimmerten umher; die Oeſterreicher und Sachſen hatten ſich, von dem Marſche ermüdet, der Sicherheit und dem Schlafe überlaſſen. Tauſende, dem nahen Tode geweiht, ahneten nicht, daß er der letzte Schlummer ſey, den das eiſerne Verhängniß ihnen beſtimmt hatte.

Um zwey Uhr in der Nacht verſammelte der König die Anführer ſeines Heeres und theilte ihnen den Entwurf zu der Schlacht mit. Einer Aufmunternng zur Tapferkeit bedurfte es für ſie ſo wenig, als für ihre Truppen. Alle wünſchten zu kämpfen; denn alle waren gewiß, zu ſiegen.

Jeder Anführer war wieder auf ſeinen Poſten zurück gekehrt; und nun ging das Heer über den Fluß, defilirte bey Striegau vorüber und ordnete ſich für die Schlacht. Der Morgen grauete; und nun kam auch die Nachricht, daß man die Annäherung feindlicher Truppen wahrnehme. Es waren die Sachſen, die ſich in Bewegung ſetzten, um Striegau zu erobern. Sie erſtaunten, als ſie ſich angegriffen ſahen

und von dem Felſen herab, den dü Moulin beſetzt hatte, die Vier- und -zwanzig-Pfünder ihre Reihen zerſtörten.

Noch hatten ſie ſich von ihrer Beſtürzung nicht erhohlt, als die Preußiſche Reiterey, mit unglaublicher Gewalt, die Sächſiſche angriff und nach einem kurzen Widerſtande zurück warf. Die Preußiſchen Grenadiere drangen dann, mit geſenktem Bajonette, auf die Sächſiſche Infanterie ein. Es entſtand ein fürchterliches Morden. Die Sachſen vermochten der Tapferkeit und Erbitterung der Preußen nicht länger zu widerſtehen. Unordnung und Zurückweichen wurden allgemein.

So war hier ein völliger Sieg erfochten; und noch ſah der linke Flügel der Preußiſchen Armee noch keinen Feind vor ſich.

Die Oeſterreicher eilten zwar herbey, ſo bald die Nachricht von dem Angriffe der Preußen zu ihrem Anführer gelangt war; allein ſie fanden ihre Bundesgenoſſen bereits fliehend und den Sieg über dieſelben für den Feind entſchieden. Dennoch warfen ſie ſich ihm mit Ungeſtüm und dem Vorſatze, zu ſiegen, entgegen.

Ein neues, doch nicht ſo ſchreckliches, Morden begann. Die Garde des Königs drang, mit gefälltem Bajonette, unwiderſtehlich auf die Oeſterreichiſchen Grenadiere ein. Der rechte Flügel der Preußiſchen Infanterie durchſtreifte Moräſte und Gebüſche, um das Oeſterreichiſche Heer zu überflügeln. Die Reiterey unterſtützte ſie und warf alles vor ſich nieder. Die Oeſterreicher wichen, aber vertheidigten ſich mit Muth und Beharrlichkeit. Endlich drang eine Abtheilung der Preußiſchen Reiterey, unter Anführung des Generals Geßler, mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm, auf den Feind ein und zerrüttete ſeine Linien. Unordnung und Flucht verbreiteten ſich von hier aus durch das ganze Heer. Geßler machte mit ſeiner Abtheilung allein gegen vier tauſend Gefangene; der Todten deckte eine verhältnißmäßig große Zahl das Schlachtfeld.

Oeſterreicher und Sachſen flohen nun gemeinſchaftlich dem Gebirge zu. Der Sieg war errungen. Die Preußen zählten an ſieben tauſend Gefangene und vier tauſend feindliche Todte. Bey weitem die meiſten der Todten waren Sachſen.

Nie wurde vielleicht mit mehr Erbitterung gefochten, als zwiſchen den Preußen und Sachſen in dieſer Schlacht. Die Preußen konnten es dieſen nicht verzeihen, daß ſie, ihre Nachbarn, Proteſtanten, die ehemahls mit den Preußen fochten, jetzt wider ſie kämpften. Die Sachſen unter der Preußiſchen Armee kämpften mit noch erhöheter Wuth gegen ihre Brüder. So zeigte dieſe Schlacht Scenen, die nur Schauder und Empörung erregen können; von welchen daher die Geſchichte ihr Auge abwendet, indem ſie dieſelben mit dem Schleyer der Vergeſſenheit bedeckt.

„Dies war die dritte Schlacht, welche geliefert wurde, um zu entſcheiden, wem Schleſien zugehören ſollte; und es war nicht die letzte. Wenn die Fürſten um Provinzen ſpielen, ſo ſind die Unterthanen die Marken, mit denen ſie bezahlen.“ *)

Die Tapferkeit der Preußiſchen Armee hatte ſich in dieſer Schlacht in ihrem ſchönſten Glanze gezeigt. Kein Corps war zum Weichen ge-

*) Eigne Worte Friedrichs des Zweyten.

bracht. Von vier und ſechzig Bataillons hatten nur ſieben und zwanzig gefochten, und dieſe hatten den Sieg erfochten.

Die Oeſterreicher ſahen ſich nun, für jetzt wenigſtens, genöthigt, auf die Wiedererobe-rung Schleſiens Verzicht zu leiſten und ſich nach Böhmen zurück zu ziehen. Doch gab weder der Oeſterreichiſche Feldherr noch die Königinn von Ungarn ihren Plan ganz auf. Der Prinz Karl forderte Verſtärkung, um, mit deſto über-wiegender Kraft, wieder vorzudringen. Da er dieſelbe indeſſen nicht ſo bald erhielt, als er wünſchte, mußte er ſich begnügen, in Böhmen, bey Königinngrätz, ein Lager zu beziehen, um das Eindringen der Preußen, in das Herz die-ſes Königreichs, zu verhindern.

Der König von Preußen folgte ihm mit ſeinem Heere auf dem Fuße nach und lagerte ſich ihm gegen über. Seine Abſicht war: die Schleſiſche Grenze zu decken, in Feindes Lande zu leben, und dieſen Theil deſſelben ſo auszu-zehren, daß es der feindlichen Armee unmög-lich gemacht werde, ihre Winter-Quartiere in dieſen Gegenden zu beziehen.

In dieſer Abſicht ging das Beſtreben des Königs dahin, in den möglichſt vortheilhaften Stellungen ſich ſo lange als möglich in Böhmen zu halten. Offenſiv zu agiren, war nicht in ſeinem Plane. Der vorige Feldzug hatte ihn belehrt, wie ſchwierig und gefahrvoll es ſey, in dieſem Lande einen Eroberungskrieg zu führen.

Auch Prinz Karl wagte es nicht, da er noch immer vergebens auf die Verſtärkung hoffte, um welche er nicht aufhörte, auf das dringendſte anzuhalten. Man war in Wien jetzt ſo ſehr mit der Kaiſerwahl beſchäftigt, daß man nicht Zeit übrig hatte, für die Armeen und deren Unterſtützung zu ſorgen.

Beyde Heere begnügten ſich daher, ſich gegenſeitig zu beobachten und zu beunruhigen. Die Hauptſorge des Königs ging dahin, ſich die Zufuhr zu ſichern; und die des Prinzen von Lothringen, ihm die Zufuhr abzuſchneiden. Täglich wurden Fouragirungen angeſtellt und Fouragirungen geſtört. Bey dieſen Neckereyen gewannen die Preußen manche kleine Vortheile über die Oeſterreicher; doch ereignete ſich, mehrere Monathe hindurch, nichts, was, in der

Ueberſicht der merkwürdigſten Kriegsbegebenheiten, einer Erwähnung verdiente.

Um jedoch die Zeit nicht ganz ungenutzt vorüber gehen zu laſſen, ſandte der König den General Naſſau, mit zwölf tauſend Mann, nach Ober-Schleſien. Die Beſtimmung dieſer Truppen-Abtheilung war: die Ungariſchen Inſurgenten, welche dieſes Land noch immer durchſtreiften, zu vertreiben. General Naſſau entledigte ſich dieſes Auftrags mit der bey ihm längſt erprobten Einſicht und Tapferkeit. Er eroberte die Feſtung Coſel und trieb die Panduren und Croaten nach Mähren zurück.

Nunmehr langte endlich die Verſtärkung bey dem Oeſterreichiſchen Heere an, welche der Feldherr längſt ſo ſehnlich erwartet hatte. Einen Zuwachs erhielt es gleichwohl dadurch nicht, weil der Herzog von Weißenfels, mit dem größten Theile der Sachſen, ſich von demſelben trennte und nur ſechs bis ſieben tauſend Mann zurück ließ.

Den bey weitem größten Theil des Hülfsheers führte er nach Sachſen zurück. Der Graf Brühl hatte dieſe Truppen zu einem Einfalle

in die Preußiſchen Staaten beſtimmt. Er hatte eine Negotiation mit Baiern eröffnet, um ſechs tauſend Mann in Sold zu nehmen, welche zu eben dieſer Unternehmung gebraucht werden ſollten.

Der König von Preußen erhielt von dieſem Plane Kenntniß und wurde aufs heftigſte dadurch gereizt. Er beſchloß nun, allen Verſuchen, zur Wiederherſtellung eines friedlichen Verhältniſſes, durch friedliche Mittel, zu entſagen, und den König von Pohlen und ſeinen Miniſter empfinden zu laſſen, was ihre hartnäckige Feindſeligkeit verdiene.

Er erklärte ihnen und ganz Europa, durch ein öffentliches Manifeſt: er werde von nun an die Sachſen als ſeine Feinde behandeln; theils weil ſie ſich durch den Einfall in Schleſien als ſeine Feinde bewieſen hätten, theils weil die Königinn von Ungarn die Hülfstruppen des verſtorbenen Kaiſers eben ſo behandelt habe.

Um dieſer Erklärung Nachdruck zu geben, mußte der Fürſt von Anhalt bey Halle ein beträchtliches Truppen-Corps zuſammen ziehen. Es hatte die Beſtimmung: ſo bald der König

einen Offenſiv-Krieg gegen Sachſen für gut finden würde, über die Grenze zu gehen und ſich Leipzigs zu bemächtigen. Die Sachſen fürchteten dies, nach jener Erklärung, jeden Augenblick. Auch würde es jetzt wirklich geſchehen ſeyn, wenn nicht die Negotiation und Unterzeichnung der Hannöveriſchen Convention noch einen Aufſchub veranlaßt hätten.

Friedrich der Zweyte wünſchte jetzt lebhafter als je, durch einen ſichern Frieden den Zweck zu erreichen, den er durch einen unſichern Krieg zu erzwingen ſtrebte. Sein Bundesgenoſſe bekümmerte ſich immer weniger um ihn und ſein Schickſal. Seine Feinde wurden immer mächtiger; der Kampf gegen ſie erforderte eine immer höhere Anſtrengung. Er ſah ein, daß nur durch eine Ueberſpannung der Kräfte ſeines Staats der Widerſtand möglich war, und daß dieſe Ueberſpannung eine Erſchöpfung zur unvermeidlichen Folge haben müſſe. Schon jetzt waren ſeine Finanzen erſchöpft. Die neue Rüſtung hatte nur durch außerordentliche Beyträge geſchehen können, und dieſe außerordentlichen Beyträge konnten nicht oft mehr erneuert werden.

Nur durch Englands Vermittelung konnte er erhalten, was er für ſich als Bedürfniß erkannte. Unabläſſig war er daher bemüht geweſen, die gute Stimmung zu benutzen, welche das neue Miniſterium in Rückſicht ſeiner geäußert hatte. Die Unterhandlungen, die in England eingeleitet waren, wurden zu Hannover fortgeſetzt. Der König ſchwankte einige Zeit zwiſchen den Rathſchlägen ſeines Engliſchen und denen ſeiner Hannöveriſchen Miniſter. Endlich ſiegte der erſtere. Die Convention zwiſchen Preußen und England kam zu Stande und wurde, (den 26ſten Julius,) zu Hannover unterzeichnet.

Die Grundlage dieſes Vergleichs war der Breslauer Friede. Der König von England machte ſich verbindlich, die Anerkennung und Sicherung deſſelben bey den Europäiſchen Mächten zu bewirken. Dagegen verpflichtete ſich der König von Preußen, dem Großherzoge Franz ſeine Stimme zur Kaiſerwahl zu geben.

Der König von England bemühte ſich nun recht ernſtlich, der übernommenen Verbindlichkeit eine Genüge zu leiſten. Er wandte ſich zunächſt an die Königinn von Ungarn und den

König von Pohlen und forderte ſie zur Theilnahme an der mit dem Könige von Preußen geſchloſſenen Convention auf.

Allein dieſer Antrag hätte bey Maria Thereſia keinen ungünſtigern Zeitpunct treffen können, als gerade dieſen. Sie war jetzt dem Augenblicke nahe, in welchem ſie die Kaiſerkrone auf dem Haupte ihres Gemahls ſehen ſollte. Die meiſten Deutſchen Reichsfürſten ſchloſſen ſich wieder, mit der gewohnten Unterwürfigkeit, an Oeſterreich an. Die Idee, daß ſie jetzt, auf dem Gipfel des Glücks, einer ſo ſchönen Provinz freywillig entſagen, da ſie die Kaiſerkrone wieder an ihr Haus gebracht hatte, nicht auch Schleſien wieder damit verbinden ſollte, — war ihr unerträglich. Sie verwarf die Hannöveriſche Convention unbedingt; und Sachſen, durch den Leipziger Vertrag gefeſſelt, ebenfalls.

Einige Aeußerungen, welche ſich die Königinn von Ungarn entfallen ließ, verriethen eine hohe Empfindlichkeit gegen die Perſon des Königs von Preußen, welche ebenfalls ihren Antheil an der beharrlichen Zurückweiſung der Vergleichsvorſchläge ihres Bundesgenoſſen haben mochten.

In dieſer Gemüthsſtimmung konnten die fortgeſetzten Ermahnungen zum Frieden nur einen Reiz zur kräftigern Betreibung des Krieges bewirken. Nur ein entſcheidender Sieg konnte ſie von dieſem läſtigen Zudringen Englands befreyen. Ein Sieg, durch welchen die ohnehin geſchwächte Preußiſche Macht völlig zu Grunde gerichtet wurde, mußte ihr den Weg nach Schleſien wieder eröffnen, und die Wiedereroberung Schleſiens mußte den gültigſten Grund zur Ablehnung aller Friedensanträge gewähren. Der Prinz von Lothringen erhielt daher Befehl, wieder offenſiv zu verfahren und den König zu einer Feldſchlacht zu nöthigen.

Prinz Karl, deſſen Neigung dieſer Befehl völlig entſprach, ſäumte nicht, ihn zu befolgen. Er ſuchte ſich in den Beſitz der Stadt Neuſtadt zu ſetzen, um dadurch dem Könige die Zufuhr abzuſchneiden und ihn, auf dieſe Weiſe, zur Veränderung ſeiner Stellung zu bewegen.

Mehrere Verſuche mißlangen; endlich mußte ſich der Ort ergeben, weil man ihm das Waſſer abſchnitt. Der König brach nun auf, ging bey Jaromirs über die Elbe, um ſich allmäh-

lig nach Schleſien zurück zu ziehen. Seine Lage hatte ihn genöthigt, ſo viele kleine Truppen-Abtheilungen von ſeinem Heere abzuſondern, daß ihm kaum achtzehn bis neunzehn tauſend Mann übrig waren. Mit dieſem kleinen Heere hielt er es nicht für rathſam, gegen einen weit überlegenern Feind ſich in das gefährliche Spiel einer Schlacht einzulaſſen. Den Prinzen Karl hingegen beſtimmten Befehl und eigne Neigung, ihn nicht ungeſchlagen entkommen zu laſſen. Er folgte ihm, bis in die Gegend von Studenz, wo der König ein Lager bezogen hatte.

Hier verſuchte dieſer vergebens, ſich einige Zeit zu halten. Es fehlte an Allem, was zu der Subſiſtenz eines Heeres erfordert wird; beſonders aber an Futter für die Pferde. Die zahlreichen leichten Truppen des Feindes machten die Fouragirungen äußerſt beſchwerlich. Sie konnten nie ohne eine Bedeckung von zehn bis zwölf tauſend Mann geſchehen, und nie konnte etwas erlangt werden, ohne daß darum nicht hätte gekämpft werden müſſen.

Der König faßte daher den Entſchluß, ſich völlig nach Schleſien zurück zu ziehen.

Der 30ſte September war zum Aufbruche beſtimmt. Die Generale waren, am Morgen dieſes Tages, bey dem Könige verſammelt, um die Anweiſung zum Marſche zu erhalten, — als ein Officier die Nachricht brachte, daß man feindliche Truppen wahrnehme, welche ſich, dem Lager gegen über, in Schlachtordnung zu ſtellen ſchienen.

Und ſo war es auch in der That. Der Prinz Karl hatte beſchloſſen, den König nicht ungeſchlagen abziehen zu laſſen. Er hatte alle Ausſicht zu einem Siege, weil er an Anzahl weit überlegen und durch das Terrein begünſtigt war.

Die Stellung des Königs hingegen war ſehr unvortheilhaft. Daß er ſich entſchließen werde, hier zu ſchlagen, war dem Oeſterreichiſchen Feldherrn ſehr unwahrſcheinlich. Wollte er einer Schlacht entgehen, ſo konnte er dies nur auf zwey Wegen. Beyde zogen ſich durch Vertiefungen, die von den benachbarten Anhöhen beherrſcht wurden. Ihn hierin anzugreifen, mußte ſehr vortheilhaft für die Angreifenden ausfallen. Dahin ging alſo auch der Plan des Oeſterreichiſchen Feldherrn.

Allein der König erkannte dies eben ſo gut, als ſeine Feinde. Er wollte daher lieber eine Feldſchlacht wagen, als dieſen gefahrvollen Rückzug unternehmen. Er rechnete dabey auf Fehler ſeines Gegners, auf ſein Glück und, vor allem, auf die Tapferkeit ſeiner Soldaten.

Und in der That haben ſie dieſes Vertrauen faſt nie glänzender gerechtfertigt, als an dieſem unvergeßlichen Tage, in dem Treffen bey Sorr. Sie mußten ihre Schlachtordnung unter den Kanonen des Feindes formiren; ſie konnten ſie nur auf einem Terrein bilden, welches Gebüſche, Anhöhen, Vertiefungen und Hohlwege zu dieſem Zwecke, wie zu jeder Bewegung, faſt ganz unfähig machten. Dennoch überwanden ihr Muth und ihre Geſchicklichkeit alle dieſe Hinderniſſe. Mit beyſpielloſer Gewandtheit machten ſie die von dem Könige befohlne Schwenkung und verſchafften ſich dadurch eine vortheilhaftere und faſt überlegene Stellung gegen den Feind. Eben ſo vortheilhaft wurden ſchnell einige Batterien aufgepflanzt und mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit als glücklichem Erfolge bedient. Die Reiterey der Preu-

ßen wurde zur rechten Zeit in Thätigkeit geſetzt, und wirkte um ſo entſcheidender, da die Reiterey des Feindes, durch ihre übel gewählte Stellung verhindert, ſich kaum bewegen konnte. Ein Reſerve-Corps erſchien ebenfalls, gerade in dem Augenblicke und gerade da, als und wo es mit dem größten Effecte wirkſam werden konnte. — So war, nach einem fünfſtündigen Kampfe, der Sieg für die Preußen entſchieden. Flucht und Verwirrung wurden bey dem Feinde allgemein. Ueber ſechs tauſend Mann waren das Opfer, welches dieſer Tag der Eitelkeit und dem Eigennutze der ſtreitenden Mächte brachte.

Während die Preußen die Linien-Truppen der Oeſterreicher in die Flucht ſchlugen, erſtürmten die Oeſterreichiſchen Huſaren und Panduren das Preußiſche Lager und plünderten es aus. Das Gepäck, die Kanzley des Königs, die Kriegscaſſe gingen faſt gänzlich verloren. Verluſte dieſer Art werden indeſſen, nach einem erfochtenen Siege, wenig geachtet. Die Ehre und die Wirkung des Sieges werden durch ſie weder vernichtet noch geſchmälert.

Der König ließ ſeinem Heere für die in der Schlacht gezeigte Tapferkeit öffentlich danken. Fünf Tage verweilte er noch mit demſelben auf dem Schlachtfelde und ſetzte dann ſeinen Marſch nach Trautenau fort. Hier ließ er das Heer ruhen, bis die Lebensmittel völlig in der Gegend umher völlig aufgezehrt waren. Dann führte der König daſſelbe nach Schleſien zurück, in die Winter-Quartiere; übergab dem Prinzen Leopold von Deſſau das Commando und reiſ'te nach Berlin.

Das Oeſterreichiſche Heer bezog nun auch die Winter-Quartiere in Böhmen, in der Gegend von Königshofen. Allein dieſe Winterruhe war es wenigſtens nicht für die Einwohner. Eine feindliche Armee würde ſie ſich zum Glücke haben rechnen können, an der Stelle dieſer freundſchaftlichen. Die wilden, undiſciplinirten leichten Truppen plagten und drückten ſie auf ſo mannigfaltige Weiſe, daß ſie täglich Urſache hatten, dieſe Retter und Beſchützer in die entfernten Gegenden zurück zu wünſchen, aus welchen man dieſes Raubgeſindel zuſammen gerafft hatte.

15.

Neuer Plan der Kaiſerinn und des Königs von Pohlen zu einem Winter-Feldzuge gegen den König von Preußen. Friedrich kommt ihnen zuvor und rückt von der einen Seite in die Ober-Lauſitz, (Sieg bey Hennersdorf,) von der andern in Kurſachſen ein, (Beſitznahme von Leipzig.) Abermahliger vergeblicher Friedens-Antrag des Königs und Vermittelungen. Eroberung der Lauſitz und Sachſens. Schlacht und Sieg bey Keſſelsdorf. Eroberung der Hauptſtadt. Dresdener Friede.

Indem König Friedrich die einſtweilige Waffenruhe dazu benutzte, um die Unterhandlungen von den verſchiedenen Höfen zu einem dauerhaften Frieden neu zu beleben und die Hülfsmittel zu einem neuen Feldzuge, für den Fall, daß er nöthig ſeyn ſollte, herbey zu ſchaffen; entwarfen ſeine Feinde einen neuen Operations-Plan, um ihn völlig zu Grunde zu richten. Die Verbündeten wollten ihn, von vier Seiten her zugleich, in ſeinen eignen Staaten angreifen und ihm, durch Ueberraſchung und Uebermacht, eine wirkſame Vertheidigung unmöglich machen.

Prinz Karl ſollte nämlich mit dem Oeſterreichiſchen Hauptheere aus der Lauſitz, und der General Grün, mit einem vereinigten Oeſterreichiſchen und Sächſiſchen Corps, aus Sachſen her, in die Mark eindringen und ſich der Hauptſtadt bemächtigen. Zu eben der Zeit würde dann der General Rutowsky, mit dem Sächſiſchen Hauptheere, die in der Gegend von Halle, unter dem Oberbefehle des Fürſten von Deſſau, cantonirenden Preußen überfallen und zerſtreuen; und eine vierte Truppen-Abtheilung in Schleſien einrücken.

Die Idee zu dieſem Plane rührte von dem Grafen von Brühl her. Er war im höchſten Geheim von dem Sächſiſchen Generale Rutowsky ausgearbeitet und von Oeſterreich gebilligt. Der Zeitpunct war nahe, in welchem er zur Ausführung gebracht werden ſollte. Der Graf von Brühl rechnete ſo ſicher auf das Gelingen und empfand ſeinen Triumph darüber ſchon ſo lebhaft, daß er ihn nicht ganz zu verbergen vermochte.

Brühl, der dem Könige von Preußen nie hold geweſen war, war jetzt, nach dem

Manifeſte des Königs und durch daſſelbe, auf das äußerſte gegen ihn erbittert. Der König hatte darin von „ſchändlicher Treuloſigkeit der Miniſter geſprochen, wodurch der König von Pohlen auf die ſtrafwürdigſte Weiſe hintergangen werde“; — und Brühl hatte dies auf ſich gedeutet. Seine Rachbegierde erhöhete den Vorgenuß ſeines Triumphs, und ließ ihn denſelben um ſo leichter und deutlicher gegen diejenigen verrathen, die einen Zutritt zu den kleinern Zirkeln ſeines Hauſes genoſſen. So erhielt der Schwediſche Geſandte, Wolfenſtierna, Kenntniß von dieſem Plane. Von dieſem, der dem Könige von Preußen perſönlich ſehr ergeben war, erhielt ihn der Schwediſche Geſandte am Berliner Hofe, Rudenſkiöld, um ihn dem Könige mitzutheilen.

Der König erkannte die Größe der Gefahr, welche ihm in der Ausführung dieſes Operations-Plans drohete, und entſchloß ſich in demſelben Augenblicke, ſie dadurch abzuwenden, daß er ſeinen Feinden, durch die Ausführung eines ähnlichen, zuvor käme.

Man weiß, daß er die Idee, Sachſen an=zugreifen, ſchon längſt gehegt hatte, und nur, theils durch ſein inneres Widerſtreben gegen einen ſeinem Gefühle nach in dieſen Verhältniſſen unnatürlichen Krieg, theils durch die Dazwiſchenkunft der Hannöveriſchen Convention, an der Ausführung verhindert war. Jetzt, wie es ihm ſchien, in den Stand der Nothwehr geſetzt, ſchwiegen alle andere Gefühle und Betrachtungen. Er hörte nur die Stimme der Selbſtvertheidigung und erkannte die Nothwendigkeit, ihrem Rufe ſchnell zu gehorchen.

Der Angriffsplan war eben ſo ſchnell entworfen, als der Angriff beſchloſſen. Er ſelbſt wollte, an der Spitze ſeines Hauptheers, von Schleſien her, durch die Lauſitz gehen und hier dem Prinzen Karl die Spitze bieten. Zugleich ſollte der alte Fürſt von Deſſau, mit den Truppen, welche in der Gegend von Halle cantonirten, nach Leipzig vordringen und ſich, in dem Herzen von Kurſachſen, mit dem Hauptheere vereinigen.

Indem der König ſich mit den Anordnungen für dieſes gefahrvolle und wichtige Unter=

nehmen beſchäftigte, machte ihm der Ruſſiſche Geſandte officiell bekannt: wie die Kaiſerinn wünſche, er möge von dem Angriffe auf Sachſen abſtehen; widrigen Falls ſie ſich genöthigt ſehen würde, dem Könige von Pohlen den Beyſtand zu leiſten, welchen die zwiſchen ihr und ihm beſtehenden Verträge ihr zur Pflicht machten. Dieſe Drohung ſchreckte den König nicht. Sie reizte ihn nur zur Beſchleunigung ſeines Unternehmens. Er beantwortete ſie, auf eine ſeiner würdige Weiſe; traf die nöthigen Verfügungen zur Sicherung ſeiner Familie, der Caſſen, der Landes-Collegien, für den Nothfall; ließ eine Beſatzung von fünf tauſend Mann in der Hauptſtadt zurück; und reiſ'te, nachdem er eine dringende Aufforderung zum bundesmäßigen Beyſtande an den König von Frankreich geſandt hatte, (am 14ten November,) nach Schleſien ab.

So bald er angekommen war, ſetzte ſich das Heer, dreyßig tauſend Mann alter, verſuchter und erprüfter Truppen, in Bewegung. Er ſuchte die Abſicht gegen Sachſen zu verhehlen, und bemühete ſich auf alle Weiſe, glaubend zu ma-

chen: als ob die Unternehmung gegen den Prinzen Karl, der noch in Böhmen ſtand, allein gerichtet ſey.

Der Prinz Karl, der von den Preußen keine Kunde hatte, und der Meinung war, daß ſie in ihren Winter-Quartieren der Ruhe pflegten, auch weder Luſt noch Kräfte zu neuen Unternehmungen hätten, rückte ruhig, der Verabredung gemäß, in die Lauſitz ein und breitete ſich bis Lauban und Görlitz aus. Der König ließ nun auch ſein Heer einrücken, ging bey Naumburg über den Queis und drang, drey Tage nach dem Prinzen Karl, in die Lauſitz ein.

In dem Dorfe Hennersdorf traf der Vortrab der Preußiſchen Armee auf einige tauſend Mann Sachſen, überwältigte ſie, und machte den größten Theil derſelben zu Gefangenen.

Dieſer glückliche Anfang erregte eine allgemeine Beſtürzung, welche ſich ſogar bis in die Armee des Prinzen Karl und bis zu dem Feldherrn ſelbſt fortpflanzte. Er zog ſein Heer ſchleunig aus den Cantonirungen zuſammen. Der König von Preußen, der davon Nachricht

erhielt, rückte vor und ſchickte ſich an, ihm eine Schlacht zu liefern. Allein der Prinz zog ſich, in großer Eil und Unordnung, über Zittau und Gabel, nach den Böhmiſchen Gebirgen zurück. Die Preußen beſetzten nun Görlitz und erhielten darin ein reiches Magazin und drey hundert Sachſen als Gefangene.

Dieſer Rückzug der Oeſterreicher war für die Preußen, an Ehre und Folgen, gleich dem glänzendſten Siege. Die Unternehmung der Verbündeten, auf die Preußiſchen Staaten, war dadurch vernichtet: die Preußen hatten in der Lauſitz feſten Fuß gefaßt und lebten auf fremdem Boden. Das Oeſterreichiſche Heer hatte beynahe ſein ganzes Gepäck und eine beträchtliche Anzahl Truppen durch Deſertion verloren, war in Schrecken geſetzt und von den Sachſen völlig abgeſchnitten.

Friedrich unterwarf ſich nun ohne Widerſtand die ganze Lauſitz, bemächtigte ſich noch eines großen Magazins zu Guben, trieb Brandſchatzungen ein, und ſchickte ſich an, nach Sachſen vorzudringen.

Indeſſen war nun auch der Fürſt von Anhalt in Kurſachſen eingedrungen und hatte ſich, ohne erheblichen Widerſtand, Leipzigs bemächtigt. Dadurch war der General Grün veranlaßt, ſeine Unternehmung, auf die Kurmark und die Hauptſtadt, für jetzt noch auszuſetzen und ſich, auf das Hauptheer der Sachſen, nach Meißen zurück zu ziehen. Der Fürſt von Anhalt folgte ihm; aber nicht mit der Schnelligkeit, wie es der König wünſchte. Dieſer Feldzug war wider ſeinen Rath unternommen, wurde daher von ihm auch mit Unluſt unterſtützt. Binnen acht Tagen legte er nur acht Meilen zurück, und war erſt in Torgau, da ihn der König längſt bey Meißen erwartete.

Dieſe Zögerung erregte die Beſorgniß bey dem Könige, ſeine ſo glücklich angefangene Unternehmung durch dieſelbe verdorben zu ſehen. Er gab daher dem Fürſten von Deſſau auch ſein Mißfallen deutlich genug zu erkennen, und beſtimmte ihm einen Tag, an welchem er in Meißen eintreffen und ſich mit einem Corps ſeiner Armee vereinigen ſollte.

Während der König, durch die Unthätigkeit des Fürſten von Anhalt, ebenfalls in einer äußern Unthätigkeit erhalten war, war er gleichwohl nichts weniger als unthätig geweſen. Mitten unter Siegen that er Vorſchläge zum Frieden. Einen Geiſt, wie der ſeinige, konnten das Glück und niedrige Leidenſchaften nicht blenden. Stets betrachtete er den Krieg gegen Sachſen „als eine Feuersbrunſt in dem Hauſe des Nachbars, die ſich auch auf ſein eignes fortpflanzen könnte.“ Mitten im Glücke erwog er ſehr weiſe den Wechſel des Glücks. Er wollte nichts erobern, ſondern nur ſeine Beſitzungen ſichern, und erkannte, wie längſt, auch jetzt, nur in einem wohl begründeten Frieden eine wahre und dauernde Sicherheit.

Deßhalb ſchrieb er an den Engliſchen Geſandten in Dresden, Thomas Villers, Grafen von Clarendon, und äußerte dieſem ſeine friedlichen Geſinnungen und den Wunſch nach der Vermittelung des Engliſchen Hofes, um durch dieſelbe den Beytritt Sachſens zur Hannöveriſchen Convention zu erhalten.

Villers ſäumte nicht, davon bey der Behörde Gebrauch zu machen. Er wandte ſich an den König von Pohlen, an den Grafen von Brühl; und erhielt — ſehr wenig befriedigende Antworten. Graf Brühl legte die Friedensanträge des Königs von Preußen als Zeugniſſe des Gefühls ſeiner Schwäche aus, und ſpannte die Forderungen hoch, um eine abſchlägige Antwort in dieſelben zu hüllen.

In dem Memoire, welches er Villers, als Antwort auf ſeine Anfrage, übergeben ließ, machte er zur Grundlage aller friedlichen Unterhandlungen: daß der König von Preußen unverzüglich Sachſen räumen, jede Feindſeligkeit einſtellen, alle eingetriebene Brandſchatzungen zurück zahlen, und jeden Schaden und Aufwand, den ſein Einmarſch verurſacht habe und ſein Rückmarſch verurſachen werde, erſetzen ſolle. Bedingungen dieſer Art, an einen ſiegreichen Feind gemacht, konnten nur dazu dienen, ihn noch mehr zum Kriege zu reizen. Ohne Zweifel erwartete der Graf Brühl auch nichts anderes von den ſeinigen. Noch immer verſprach er ſich von einer ſtandhaften Fort-

ſetzung des Kriegs die Ausführung des, zum Verderben Preußens entworfenen, Plans.

Er hatte den Prinzen Karl nach Sachſen zurück gerufen und glaubte ſchon, durch die Vereinigung der Oeſterreichiſchen mit der Sächſiſchen Armee, dem eindringenden Feinde völlig gewachſen zu ſeyn. Daneben rechnete er noch auf den Beyſtand der Seemächte, (welcher dem Könige von Pohlen, gegen die Verzichtleiſtung auf die Kaiſerkrone, allerdings zugeſagt war,) und die Bundeshülfe Rußlands.

Als er ſeine Friedensbedingungen übergeben ließ, war der König, mit ſeiner Gemahlinn und ſeinen älteſten Kindern, ingleichen der Graf Brühl, bereits Tages vorher, (am erſten December,) nach Prag abgereiſ't. Dies verrieth deutlich genug, wie wenig Brühl von ſeinen Forderungen erwartete. Die Sorge für die Sicherheit der Hauptſtadt und des Landes, ſo weit es noch nicht in den Händen des Feindes war, blieb den Conferenz-Miniſtern, beſonders dem Unter-Miniſter des Premier-Miniſters, Heiniken, überlaſſen. Die Sächſiſche Armee ſtand, unter Anführung des Gra-

fen Rutowsky und mit dem Oeſterreichiſchen Corps des Generals Grün vereinigt, in der Gegend von Dresden; und der Prinz Karl ging über die Elbe, um ſich ebenfalls in die Gegend der Hauptſtadt und, — wie man erwarten konnte, — zur Vereinigung mit den Sachſen, zu ziehen.

Der König von Preußen beurtheilte das Betragen und die Abſichten des Grafen Brühl ſehr richtig; wollte indeſſen ſeine Neigung zum Frieden gegen jeden Zweifel, gegen jede falſche Darſtellung ſichern. Er erbot ſich daher, in einem zweyten, nach Prag gerichteten, Schreiben an Villers, einen Bevollmächtigten zur Vollendung des Friedensgeſchäfts abzuordnen, und verlangte von dem Könige von Pohlen, daß er ein Gleiches thun möge. Nunmehr hielt Brühl eine fernere Verhehlung für unnütz. Er erklärte: der König von Pohlen ſey nicht geneigt, einen Bevollmächtigten abzuordnen, dafern nicht der König von Preußen die von ihm gemachten Bedingungen zuvor unterſchriebe. Er fürchte ihn nicht, indem er auf beträchtliche Verſtärkungen und den Beyſtand ſeiner Bundesgenoſſen rechnen könne.

Nunmehr wandte ſich Friedrich, in einem Memoire, das er an alle Europäiſche Höfe vertheilen ließ, an das Publicum und legte ihm ſein und das Betragen des Sächſiſchen Hofes zur Beurtheilung vor. Zugleich aber ſchickte er ſich an, durch die Verfolgung ſeiner Siege zu erringen, was er durch friedliche Unterhandlungen nicht erlangen konnte.

Die Annäherung des Oeſterreichiſchen Heeres unter dem Prinzen von Lothringen ſchien eine beſchleunigte Unternehmung gegen die Sachſen nothwendig zu machen. Der König wollte ſie ſchlagen, ehe ſie von den Oeſterreichern Unterſtützung erhalten möchten, um ſich dann mit ſeiner ganzen Macht auch mit Erfolg gegen dieſe wenden zu können.

Dieſe Unternehmung hing von der Ankunft des Fürſten von Deſſau bey Meißen ab, die daher der König mit Sehnſucht erwartete. Sie erfolgte an dem beſtimmten Tage, (am 12ten December.) Er bemächtigte ſich der Brücke und der Stadt ohne Schwierigkeit. Durch das Corps des Generals Lehwald, (am 13ten,) verſtärkt, durch den Tadel und die Anmahnungen des Kö-

nigs gereizt, rückte er nun gegen Dresden vor, um die Sachſen aufzuſuchen und anzugreifen, wo und in welchen Poſitionen er ſie auch finden möchte.

Das Sächſiſche Heer, in Verbindung mit dem Oeſterreichiſchen Corps des Generals Grün, ſtand zwiſchen Keſſelsdorf und Bennerich, in einem verſchanzten und durch die Befeſtigungen der Natur gegen jeden wirkſamen Angriff, wie es ſchien, hinlänglich geſicherten Lager. An dem Tage, an welchem der Fürſt von Anhalt von Meißen aufbrach, war der Prinz Karl, mit ſeinem Heere, bey Dresden angelangt. Die Sachſen glaubten daher auf ſeinen Beyſtand rechnen zu können, und durch dieſen und die Unüberwindlichkeit ihrer Poſition im Stande zu ſeyn, jeden Angriff mit dem entſchiedenſten Verluſte, wo nicht mit dem gänzlichen Untergange, des Feindes zurück zu weiſen.

Sie erwarteten daher die Annäherung des Fürſten von Anhalt mit der größten Ruhe. Ihr linker Flügel war durch das Dorf Keſſelsdorf gedeckt, vor welchem ſich ein moraſtiger Grund ausdehnte und das durch Batterien von

vier und zwanzig Stücken groben Geſchützes gegen jeden Angriff, wie es ſchien, hinlänglich geſichert wurde. Der rechte Flügel lehnte ſich an Bennerich; ein Dorf, das zwiſchen Felſenklüften liegt, alſo für völlig unangreifbar gehalten wurde.

Am Morgen des 15ten war der Fürſt von Anhalt aus ſeinem Lager aufgebrochen, um die Sachſen zu erreichen und anzugreifen. Das Feuer eines jugendlichen Muths hatte ſich in dem Greiſe wieder entzündet. Er wollte ſeinen alten Heldenruhm erneuern und die Vorwürfe des Königs, über ſeine Langſamkeit, durch einen entſcheidenden und glänzenden Sieg beſchämen.

Die Stellung der Sachſen hielt ihn daher nicht ab, ſie anzugreifen; auch nicht die Nähe des Oeſterreichiſchen Hauptheers unter dem Prinzen Karl. Er kannte die Tapferkeit ſeiner Truppen und rechnete auf ſein Glück und auf die Fehler ſeines Gegners. Unterſtützung von dem Könige konnte er für den Nothfall nicht erwarten; denn der König war an eben dieſem Tage erſt bey Meißen über die Elbe gegangen.

Auch konnte dies dem Fürſten kaum bekannt ſeyn.

So bald er angelangt war, (gegen zwey Uhr des Nachmittags,) begann er das Treffen und richtete ſeinen Angriff zunächſt auf das Dorf Keſſelsdorf. Zwey Mahl griffen die tapfern Grenadiere an, und zwey Mahl war es ihnen unmöglich, gegen das ſchreckliche Kartätſchen-Feuer Stand zu halten. Endlich rückten die Sachſen, durch die vergebenen Angriffsverſuche der Preußen kühn gemacht, aus ihren Verſchanzungen hervor; — und nun wurden ſie von der Preußiſchen Reiterey in der Seite angegriffen und zurück geworfen. Die Angreifer drangen mit den Fliehenden zugleich in die Verſchanzungen, in das Dorf ein. Ein ſchreckliches Morden, eine grauſenvolle Verwirrung entſtand. Die Preußen eroberten das Dorf, drängten die weichenden Sachſen mit unwiderſtehlicher Kraft zurück, erklimmten die Felſen bey Bennerich, griffen nun auch den linken Flügel mit erhöhetem Muthe an, und bereiteten ſo dem ganzen Sächſiſchen Heere eine völlige und gräßliche Niederlage.

Der Sieg für die Preußen war erfochten; aber auch beynahe eben ſo theuer erkauft, als die Niederlage der Sachſen gebüßt wurde. Zehn tauſend Mann Todte und Gefangene wurden von dieſen; acht tauſend von jenen verloren gegeben und die größere Anzahl der Gemordeten auf Seiten der Preußen berechnet. Die Oeſterreichiſchen Hülfstruppen hatten nur einen ſehr geringen Antheil an dem Verluſte; auch hatten ſie nur einen ſehr geringen Antheil an der Schlacht genommen.

Noch weniger Beyſtand wurde ihnen von dem größern Oeſterreichiſchen Heere des Prinzen von Lothringen, ungeachtet es in der Nähe und während des ganzen Treffens, im Plauiſchen Grunde, in Schlachtordnung ſtand. Schon am Tage vorher war ſein Anführer von dem Herzoge von Weißenfels dringend aufgefordert, ſich mit den Sachſen zu vereinigen und, gemeinſchaftlich mit ihnen, den anrückenden Feind zurück zu treiben. Prinz Karl erwiederte: er ſey zu ſchwach und würde, nach einer verlornen Schlacht, nicht Truppen genug behalten, um die Päſſe auf dem Wege nach Prag zu gehörig beſetzen zu können.

Er hätte Befehl, ſeine Truppen zu andern Unternehmungen zu ſparen.

Der König von Preußen erhielt nicht eher ſichere Nachricht von der Schlacht, als bis er zugleich die Nachricht von dem ihm erfochtenen entſcheidenden Siege erhielt. Er hörte das Kanoniren, ſah das Feuer am Horizonte und war in der lebhafteſten Unruhe über den Ausgang.

Als er des Sieges gewiß war, brach er, (am 16ten,) mit ſeinem Heere auf, vereinigte ſich mit dem Fürſten von Deſſau und bot dem Prinzen Karl eine Schlacht an. Dieſer indeſſen noch weniger geneigt, dieſes Anerbieten anzunehmen, als ſich in den geſtrigen Kampf zu miſchen, zog ſich nach Böhmen zurück, nachdem ſeine leichten Truppen das Dorf Plauen und die äußern Vorſtädte von Dresden ausgeplündert hatten.

Die Sachſen dachten ebenfalls nicht weiter daran, Stand zu halten. Sie überließen Dresden der Diſcretion des Siegers und folgten den Oeſterreichern, nach der Böhmiſchen Grenze.

Der König von Preußen ließ nun unverzüglich die Vorſtädte von Dresden beſetzen und

die Stadt auffordern. Sie hatte niemand zu ihrer Vertheidigung, als einige tauſend Mann Land-Miliz, die eben ſo wenig Luſt als Fähigkeit hatten, Widerſtand zu leiſten. Die Miniſter ſandten dem Könige eine Capitulation, die er mit einigen Veränderungen annahm. Die jüngſten Kinder des Königs von Pohlen und das ganze Regierungs-Perſonale fielen, mit der Hauptſtadt, in die Hände des Siegers und wurden gütig und leutſelig von ihm behandelt. Er ließ den königlichen Kindern mit der größten Achtung begegnen und beſuchte ſie, gleich nach ſeiner Ankunft, ſelbſt, um ſie zu beruhigen. Von den Truppen ließ er die ſtrengſte Mannszucht beobachten, und bemühete ſich, ſeine friedlichen Geſinnungen gegen Sachſen durch ſein ganzes Betragen zu erkennen zu geben.

Gerade am Tage, da die Schlacht bey Keſſelsdorf vorfiel, hatte der König einen Brief von dem Engliſchen Miniſter erhalten, worin dieſer ihm anzeigte: daß der König von Pohlen jetzt mehr Geneigtheit für den Frieden äußere; auch die Königinn von Ungarn ſich bereitwillig erklärt habe, der Hannöveriſchen Convention bey-

zutreten. Durch den Sieg bey Keſſelsdorf war jeder fernern Zögerung vorgebauet. August der Dritte war ohne Land, ohne Einkünfte, ohne Mittel, einen Krieg weiter fortzuführen, der ihn ſo ſchnell zu Grunde gerichtet hatte.

Villers und der Graf von Harrach, als Bevollmächtigter der Kaiſerinn, trafen bald nachher in Dresden ein, und die Friedensunterhandlungen waren ſehr bald beendet. Der König zeigte dabey aber ſo viel edle Mäßigung, als wahre politiſche Klugheit. Die Hannöveriſche Convention wurde zum Grunde gelegt und durch dieſelbe der Breslauer Friede erneuert und beſtätigt. Der König von Pohlen verbürgte noch die Zahlung einer Million Thaler Kriegsſteuer, für das Kurfürſtenthum. Von dem Augenblicke der Unterzeichnung dieſes Vertrags an hörte jede Art feindſeliger Behandlung völlig auf. Der König von Preußen führte ſein Heer wieder in ſeine Staaten zurück, und die Bewunderung ſeiner Mäßigung und Humanität, wie das Zeugniß der Geſittetheit und Diſciplin ſeiner Truppen, folgte ihm dahin.

16.

Fortgeſetzter Krieg in den Niederlanden, (1745.) Belagerung der Feſtung Doornik, (Tournay.) Schlacht und Sieg der Franzoſen bey Fontenai, und Folgen derſelben. Eduard Stuart tritt in Schottland, im Nahmen ſeines Vaters, des Prätendenten, auf, und nöthigt den König Georg den Zweyten, einen Theil ſeines Heeres nach England zurück zu rufen. Feldzug in Italien und Eroberungen der Franzoſen und Spanier.

Das Jahr 1745 war überhaupt eins der thatenreichſten, wo nicht das thatenreichſte, in dieſem merkwürdigen Kriege. Der König von Frankreich, durch ſeine, im Feldzuge des vorigen Jahrs, errungenen Siege aufgemuntert, hatte ſich geneigt bezeigt, dieſen mit erhöheter Anſtrengung zu betreiben und durch ſeine Gegenwart den Muth ſeiner Truppen zu beleben. Bey aller ſeiner Stumpfſinnigkeit war er doch nicht ganz gleichgültig gegen die Lorbern geblieben, welche ſie für ihn errungen hatten; oder vielmehr gegen die Schmeicheleyen, welche ihm von ſeinen Höflingen und Maitreſſen darüber geſagt wurden. Der Marſchall von Sach-

ſen, *) einer der erſten Feldherren ſeiner Zeit und der Wiederherſteller des Franzöſiſchen Kriegsruhms, führte das Heer, unter dem Könige; freylich eigentlich nur von dem Könige begleitet.

Die Unternehmungen dieſes Feldzugs wurden, Franzöſiſcher Seits, mit der Belagerung der Feſtung Doornik eröffnet. Acht tauſend Mann Holländiſcher Truppen vertheidigten dieſelbe und ein Heer, Engliſcher, Holländiſcher und Oeſterreichiſcher Truppen, rückte, unter der Anführung des Herzogs von Cumberland und des Grafen von Königseck, heran, um ſie zu entſetzen.

Es war am 11ten May, als beyde Heere gegen einander anrückten, um, durch eine Feldſchlacht, das Schickſal, — nicht nur Doorniks, ſondern, höchſt wahrſcheinlich, auch ganz Flanderns, — zu entſcheiden. Das Franzöſiſche Heer, achtzig tauſend Mann ſtark, hatte ſich

*) Sohn der Gräfinn Maria Aurora von Königsmark und Königs Auguſts des Zweyten von Pohlen.

in eine Linie ausgebreitet; deren Mittelpunct Fontenai war und deren beyde Enden durch verſchanzte Dörfer gedeckt wurden. Hundert und zwanzig Kanonen ſtanden vor demſelben aufgepflanzt, um den angreifenden Feind zu empfangen. Der Marſchall von Sachſen, obwohl an einer ſchmerzhaften Krankheit leidend, führte den Oberbefehl, und der König war mit ſeinem Sohne, bereits einige Stunden vor Sonnen Aufgange, auf dem Schlachtfelde zugegen.

Das Heer der Verbündeten zählte kaum funfzig tauſend Krieger und ſeine Artillerie ſtand noch weit weniger als die Mannſchaft mit der Franzöſiſchen im Verhältniſſe. Dennoch zog es in feſten, geſchloſſenen Reihen ruhig und kraftvoll, (am 11ten May Morgens um ſechs Uhr,) daher, um den überlegenen Feind anzugreifen. Dieſer Angriff war auf das Dorf Fontenai, als den Mittelpunct des Treffens, gerichtet und wurde mit einem mörderiſchen Kartätſchen-Feuer zurück gewieſen. Mit verſtärkten Kräften drangen die Verbündeten, an ihrer Spitze die Engländer, aufs neue vor und wurden noch ein Mahl zum Rückzuge genöthigt. Nun

wandten ſie den Angriff; ſtürmten, in einiger Entfernung von dem Dorfe, auf die Reihen des Feindes; und waren glücklicher. Die Franzoſen wichen zurück, öffneten ihre Reihen, und die Verbündeten drangen raſch und ungeſtüm vor. Von beyden Seiten rückten die Franzoſen näher, und die Kanonenkugeln ſtürmten in ihre Glieder und riſſen ſie ſchaarenweiſe zu Boden. Die Engliſchen Krieger ſahen ihre Brüder fallen und drangen dennoch nur kräftiger vorwärts. Schon behaupteten ſie das Schlachtfeld eine Stunde lang, als der Marſchall von Sachſen die königlichen Haustruppen zum Angriffe beorderte und dadurch den Sieg wieder auf ſeine Seite zog. Die Alliirten wurden zurück gedrängt, in Unordnung gebracht, in die Flucht geſchlagen.

Dieſe Schlacht war eben ſo blutig, als für die Eroberung Flanderns entſcheidend. Zehn tauſend Mann, größten Theils Engländer, rafften Tod und Gefangenſchaft von dem alliirten Heere hin. Die Franzoſen berechneten ihren Verluſt auf die Hälfte. Sie gewannen mit dieſer Schlacht zugleich die Feſtung Doornik, (am

23ſten May,) und ein leichtes Spiel in ihren Unternehmungen auf die übrigen feſten Plätze, die ſie bey ihrem Vordringen berührten.

Kurz nach einander und ohne durch das feindliche Heer gehindert zu werden, nahm der Marſchall von Sachſen Gent, Brügge, Deinze, Damme, Aloſt, Oudenaarde, Oſtende, Nieuwport und Ath.

Durch einen kühnen und unerwarteten Streich eroberte er noch, mitten im Winter, wider alles Erwarten, Brüſſel; erhielt dadurch eilf tauſend Kriegsgefangene und den ſichern Beſitz des größten und ſchönſten Theils der Oeſterreichiſchen Niederlande.

So mußte König Georg in dieſem Feldzuge, zu ſeiner bittern Kränkung, den Lorber verdorren ſehen, welchen ihm der vorige zuwege gebracht hatte. Allein es waren ihm noch weit empfindlichere Kränkungen und Unruhen für dieſes Jahr beſtimmt. Ein Feind in dem Innern ſeiner Staaten, und die Gefahr, ſein Königthum einzubüßen, zwangen ihn, ſeine Aufmerkſamkeit und einen groſſen Theil ſeiner Heeresmacht von dem Streite auf dem feſten Lande zurück zu ziehen.

Schon im vorigen Jahre hatte Frankreich eine Rüſtung gemacht, um den Sohn des Prätendenten, Eduard Stuart, durch Truppen und Kriegsbedürfniſſe unterſtützt, nach Schottland zu ſenden. Indeſſen mochte es vielleicht mehr die Abſicht ſeyn, zu drohen, als die Unternehmung ſelbſt auszuführen. Sie unterblieb, wie es hieß, weil widrige Winde die Schiffe verhindert hatten, auszulaufen.

In dieſem Jahre dachte man in Frankreich ernſtlicher an dieſe Expedition; unternahm ſie jedoch auf eine ganz andere und unſtreitig für den König von England weit gefährlichere Weiſe, als im vorigen. Eduard Stuart begab ſich, (im Julius,) im Geheim, nach Schottland; fand, beſonders unter den Bewohnern des nördlichen Theils dieſes Reichs, in Kurzem einen zahlreichen Anhang. Die rauhen und biedern Söhne Fingals, treue und unerſchütterliche Anhänger des Hauſes Stuart, verſammelten ſich um den Jüngling, den Sohn ihres, wie ſie glaubten, rechtmäßigen Königs, der lebte, wie ſie, ſich kleidete, wie ſie. — Durch ihre Kraft eroberte er Edinburg und drang

ſelbſt in England ein. Er würde die Hauptſtadt und mit ihr vielleicht das ganze Königreich erobert haben, wenn er raſcher fortgerückt und ſeine Anhänger eben ſo einig als muthig geweſen wären.

Die Gefahr wurde ernſtlich und erforderte die kräftigſten Maaßregeln. Auch in England waren noch der ſo genannten Jakobiten, oder heimlichen Anhänger des Hauſes Stuart, viele. Frankreich unterſtützte den kühnen Abenteurer; zwar nicht öffentlich, aber doch heimlich, mit Geld und Waffen. An der Spitze fremder Truppen konnte er nicht ſo gefährlich werden, als an der Spitze einer Schaar, für Haus und Herd ſtreitender, Bürger.

König Georg war ſelbſt nach England gekommen und rief nun auch ſeinen Sohn, den Herzog von Cumberland, mit einem Theile ſeines Heeres, aus den Niederlanden, dahin zurück. Auf ſeine Requiſition ſandten ihm die vereinigten Staaten ſechs tauſend Mann bundesmäßiger Hülfstruppen. Eine beträchtliche Armee rückte, unter der Anführung des Herzogs von Cumberland, gegen den Prä-

tendenten, und zwang ihn, obwohl nicht ohne ein kräftiges Widerſtreben, zum Rückzuge nach Schottland.

Der Krieg war indeſſen ſo bald nicht geendet und, ſo lange der Krieg dauerte, die Gefahr auch noch nicht vorüber. Erſt im folgenden Jahre, in der Schlacht bey Culladea, (am 18ten April 1746,) wurde die Kraft des Prätendenten völlig vernichtet und der Thron dem Hauſe Hannover aufs neue zugeſichert. Eduard rettete ſeine Anſprüche, ſeinen Muth und ſein Leben auf einer abenteuerlichen und gefahrvollen Flucht nach Frankreich. *)

Nicht Georg der Zweyte allein ſollte in dieſem Jahre ſich vor der Macht und dem Glücke Ludewigs des Funfzehnten beugen; auch Maria Thereſia und den Vertheidiger ihrer Beſitzungen in Italien, den König von Sardinien, traf dieſes Loos.

*) Die Leſer des erſten Theils dieſes Werks kennen dieſen unternehmenden Prinzen und ſeine Schickſale, alſo auch dieſe Begebenheiten, bereits genauer; weßhalb wir hier dieſelbe nur berühren und dorthin zurück weiſen dürfen.

In Italien hatten ſich Neapel und Genua mit den Franzoſen und Spaniern verbunden und die Bourbonniſche Armee mit zehn tauſend Mann verſtärkt. Achtzig tauſend Mann ſtark, drang nun dieſes verbündete Heer, unter der Anführung des Infanten Don Philipp von Spanien, und des Marſchalls von Maillebois, in Mailand und Parma ein, und eroberte dieſe Fürſtenthümer, ohne Schwierigkeit.

Weiter vorzudringen verſuchte man jedoch vergebens. Auch wurde endlich, (im November,) die Republik Genua, theils durch einen Angriff des Königs von Sardinien, theils durch eine Engliſche Flotte, genöthigt, die Hülfstruppen von dem Bourbonniſchen Heere zurück zu ziehen, um ſie zu ihrer eignen Vertheidigung anzuwenden.

17.

Fortgeſetzte Eroberungen der Franzoſen in den Niederlanden. Wechſelndes Kriegsglück in Italien. Verluſt der Franzoſen. Schickſale Genua's und Unternehmungen der Oeſterreicher; mit ihren Erfolgen.

Mit der Beendigung des Jahrs 1745 hatte ſich das Kriegsfeuer ganz aus Deutſchland hinweg gezogen und brannte, auf dem feſten Lande, nur noch in den Niederlanden und in Italien fort.

Genau genommen war auch, mit dieſem Jahre und dem Dresdner Frieden, der Oeſterreichiſche Erbfolge-Streit beendet. Karl der Siebente war todt, der junge Kurfürſt von Baiern zur Entſagung aller Anſprüche ſeines Vaters gezwungen, Friedrich der Zweyte abgefunden, und Auguſt der Dritte längſt verſöhnt. Der Vorwand, unter welchem Frankreich den Krieg angefangen hatte, war auf dieſe Weiſe beynahe gänzlich vernichtet. In den Niederlanden wenigſtens ſetzten die ſtreitenden Mächte ihn ganz zwecklos fort. Man führte Krieg, um Krieg zu führen. Der

König von Frankreich machte eine Eroberung nach der andern, ohne zu wiſſen, wie weit er gehen und wozu dieſe Eroberungen eigentlich führen ſollten.

Nachdem der Marſchall von Sachſen Brüſſel genommen hatte, wagten es die Verbündeten nicht, Mecheln, Antwerpen und die übrigen feſten Plätze in dem Oeſterreichiſchen Brabant gegen einen ernſtlichen Angriff ernſtlich zu vertheidigen. In Kurzem war auch dieſe Provinz der Oeſterreichiſchen Niederlande ganz in der Gewalt der Franzoſen. Die Angriffe auf Mons, St. Guislin, Charleroi, Namour wurden ebenfalls mit einem ſchnellen und glücklichen Erfolge gekrönt. Am Ende dieſes Feldzuges war, von den geſammten Oeſterreichiſchen Niederlanden, für die Franzoſen nichts mehr zu erobern übrig, als Luxenburg und Limburg.

Der Marſchall von Sachſen hoffte nun den Krieg, auch über den Beſitz dieſer Provinzen, durch eine Feldſchlacht und gänzliche Niederlage der Verbündeten zu entſcheiden. In dieſer Abſicht griff er ſie, (am 11ten October,)

bey dem Dorfe Raucoux, mit eben ſo viel Ungeſtüm als Ueberlegenheit, an. Wider ſeine Erwartung fand er den hartnäckigſten Widerſtand. Nur die Mitte und der linke Flügel der Verbündeten konnten zum Treffen gelangen, und dennoch wurden ſie, erſt nach der hartnäckigſten Vertheidigung und einem ſchrecklichen Blutvergießen auf beyden Seiten, zum Weichen gebracht. Die Franzoſen gewannen durch dieſen Sieg nichts als die Dörfer Varoux und Raucoux, in welchen der Streit am hitzigſten geführt war. Beyde Armeen verloren zuſammen gegen funfzehn tauſend Menſchen, deren größerer Theil wohl allerdings auf Seiten der Verbündeten ſeyn mochte.

Nicht leicht iſt eine ſo große Anzahl tapferer Krieger ſo unnütz und zwecklos gemordet worden. Dieſe Schlacht entſchied für den Krieg gar nichts. Beyde Heere zogen ſich in ihre Standpuncte, für die Winterruhe, — um ihren Verluſt zu verſchmerzen und zu erſetzen.

Das Glück wollte, daß die Königinn von Ungarn, was ſie hier verlor, in Italien, in dieſem Feldzuge, zum Theil wenigſtens, wie-

der gewinnen ſollte. Nach dem Frieden mit Preußen und der Ruhe in Deutſchland hatte ſie ihr, in Italien bisher unglücklich kämpfendes, Heer beträchtlich verſtärkt. So war es dem Feldmarſchalle Browne, an der Spitze deſſelben, gelungen, Mailand, Parma und Piacenza wieder zu erobern.

Auf dem Rückzuge, aus dem letztern Fürſtenthume, wagten es die vereinigten Franzoſen und Spanier, das Oeſterreichiſche Heer anzugreifen. Allein — ſie opferten nur zehn tauſend Mann braver Streiter, und waren genöthigt, ſich, vor dem ſiegenden Feinde, nach Roveredo und ſo fort, durch das Genueſiſche, längs der Seeküſte, nach Nizza, zurück zu ziehen.

Die Oeſterreicher und Piemonteſer folgten ihnen auf dem Fuße, bemächtigten ſich der Bochetta, bald darauf auch der Stadt Genua, von welcher ſie ſich gegen ſechs Millionen Thaler Contribution zahlen ließen.

Indem die Franzoſen und Spanier nach der Franzöſiſchen Grenze zu eilten, langte der Befehl, für die letztern, an: ſich von den Fran-

zoſen zu trennen und einer fernern Theilnahme an dem Kriege zu enthalten. Dieſer Befehl war eine Wirkung des Regierungswechſels in Spanien und hatte eine Abneigung des neuen Königs, Ferdinands des Sechsten, gegen den König von Frankreich, und den Wunſch nach einer ſchleunigen Beendigung des Krieges zum Grunde.

Für jetzt war indeſſen nicht ſogleich daran zu denken. Die Oeſterreicher und Sardinier ſäumten nicht, den weichenden Franzoſen und Spaniern zu folgen und ſie ganz nach Frankreich zurück zu drängen. Auf verſchiedenen Wegen zogen ſich beyde Heere nach der Provence, und auf beyden verſchiedenen Wegen wurden ſie von den Oeſterreichern und Sardiniern dahin verfolgt.

Der Feldmarſchall Brouwne hatte nämlich den Entſchluß gefaßt, den Krieg über Frankreichs Grenze hinüber zu tragen und die Eroberung der Provence zu verſuchen. Drey Mahl *) war dieſer Verſuch, in ehemahligen Zei-

*) Im Jahre 1524 und 1536, von Karl dem Fünften; und 1707, von dem Herzoge von Savoyen.

ten, bereits gemacht; und drey Mahl war er verunglückt. Dennoch hoffte der kühne und ſeinem Glücke vertrauende Feldherr, ihm werde es gelingen.

Allein das Schickſal hatte beſchloſſen, daß er nicht einmahl ſo weit kommen ſollte, als ſeine Vorgänger. Die Genueſer, empört, durch den Druck und die Räubereyen der Oeſterreicher und Sardinier, überfielen die zurück gelaſſene Beſatzung und zwangen ſie, Genua zu verlaſſen. Dadurch wurde dem Oeſterreichiſchen Feldherrn die Verbindung mit dem Meere und die Zufuhr der Lebensmittel und Kriegsbedürfniſſe abgeſchnitten. Und dadurch wurde er wieder genöthigt, ſein Unternehmen auf Frankreich aufzugeben und ſich in die Lombardey zurück zu ziehen.

18.

Friedens-Congreß zu Breda. Fortgeſetzte glückliche Kriegsunternehmungen der Franzoſen in den Niederlanden, jetzt hauptſächlich gegen die vereinigten Staaten gerichtet; und Wirkung. Schlacht bey Laffeld. Neue Anſtrengung der Kräfte der Franzoſen in Italien. Ruin der Franzöſiſchen Seemacht. Theilnahme Rußlands für Oeſterreich. Congreß und Friede zu Achen.

Die General-Staaten hatten es ſehr ungern wahrgenommen, daß ſich der Krieg, von Deutſchland aus, nach den Niederlanden hingezogen und ſich hier, durch die Fortſchritte der Franzoſen, ihren Grenzen immer mehr genähert hatte. Der Antheil, welchen ſie, mehr durch England dazu genöthigt, als aus eigner Neigung, daran nahmen, konnte leicht zu einer Veranlaſſung werden, daß die Franzoſen, wenn ſie die Eroberung der Oeſterreichiſchen Niederlande vollendet hatten, ſich gegen die ihrigen wandten. Der große Haufe nahm dies bereits für gewiß und wurde hin und wieder unruhig und laut. Die Anhänger des Prinzen von Oranien bemerkten dieſe Stimmung und ſuchten ſie für ihn zu benutzen. Die Gefahr,

welche daraus für die herrſchende Partey entſtehen mußte, darf nicht erſt entwickelt werden.

So lange der Krieg in den Niederlanden geführt wurde, hatten die Staaten daher dem Franzöſiſchen, Oeſterreichiſchen und Engliſchen Hofe, als den eigentlichen kriegführenden Parteyen, Vorſchläge zum Frieden gethan und ihre guten Dienſte, als Vermittler, angeboten. Sie ſchlugen vor, einen Congreß zu veranſtalten; zuvor aber ſich über einige Haupt-Artikel, als Grundlage der Unterhandlungen, zu vereinigen.

In Paris war man nicht abgeneigt, dieſen Vorſchlägen zu entſprechen. Der Marquis von Puiſieux begab ſich, als geheimer Abgeordneter, unter dem Vorwande, einen berühmten Holländiſchen Arzt zu conſuliren, nach dem Haag, um dieſe Friedensunterhandlungen zu betreiben. Die Folge davon war: daß die Regierungen von Frankreich, England und Holland überein kamen, zu Breda einen Congreß zu eröffnen.

Die Kaiſerinn hatte die Anträge der General-Staaten abgelehnt und blieb daher, ſo

wie ihr Bundesgenoſſe, der König von Sardinien, vorerſt von dieſem Congreſſe ausgeſchloſſen. Die Unterhandlungen wurden, im Herbſte des Jahrs 1746, (am 4ten October,) eröffnet, verloren ſich aber gleich anfangs in Nebendingen. Fruchtlos dauerten ſie, den Winter über, fort, bis endlich, (im April des Jahrs 1747.) zwiſchen Frankreich und den vereinigten Staaten ein Project zum allgemeinen Frieden verabredet, — von den übrigen ſtreitenden Mächten aber verworfen wurde. Der Angriff des Franzöſiſchen Heeres auf die Generalitäts-Lande machte den Unterhandlungen plötzlich ein Ende.

Bisher waren die vereinigten Staaten von Frankreich nicht als Feinde behandelt worden. Auch jetzt, da die Franzöſiſche Armee in die Beſitzungen derſelben eindrang, erklärte Ludewig der Funfzehnte, in einem Schreiben an die General-Staaten: daß er nicht die Abſicht habe, den mit ihnen beſtehenden Frieden zu brechen. Er laſſe nur einen Theil ihrer Beſitzungen occupiren, um ihnen zu zeigen, welche nachtheilige Folgen ihr den Oeſterreichern und Engländern geleiſteter Beyſtand für ſie haben könne.

Seit mehrern Jahren hatte Frankreich die vereinigten Staaten beſtändig zur Beobachtung der Neutralität ermahnt und ihnen die Vortheile davon vorzuſtellen ſich bemüht. Die General-Staaten erkannten dieſelben auch ohne dieſe Vorſtellung; allein ihr Verhältniß zu England erlaubte ihnen bisher nicht, davon Gebrauch zu machen. Der Marſchall von Sachſen ſchlug nun dem Könige vor: anſtatt der Vorſtellungen durch Worte, ſich der eindringlichern Beredtſamkeit der Waffen zu bedienen; den Krieg in die Beſitzungen der vereinigten Staaten zu tragen, um den Neutralitäts-Vertrag mit ihnen zu ſchließen.

Unter der Anführung des Generals Löwendal drang, (am 17ten April 1747,) ein Franzöſiſches Corps von zwanzig tauſend Mann in das Holländiſche Flandern ein und bemächtigte ſich deſſelben in wenig Wochen völlig.

Indeſſen war die Wirkung nicht, wenigſtens nicht gleich, diejenige, welche man ſich davon verſprochen hatte. Anſtatt von den General-Staaten Anträge zur Neutralität zu erhalten, ſahen ſie vielmehr, im Innern dieſes

Staats, ein längſt unter der Aſche glimmendes Feuer hervor brechen und die Kriegsflamme verſtärken und nähren.

Das Volk, in den Provinzen Holland und Seeland, forderte eine kräftigere Vertheidigung gegen den eindringenden Feind und zugleich die Wiederherſtellung der Würde eines Statthalters und General-Capitains, (die ſeit dem Tode Wilhelms des Dritten abgeſchafft war,) in der Perſon des Statthalters von Geldern, Friesland und Gröningen, des Prinzen Wilhelms des Vierten von Oranien.

Die Partey dieſes Prinzen hatte das Volk glaubend gemacht, daß die bisherigen Adminiſtratoren der Regierung mit den Franzoſen in verrätheriſchen Verhältniſſen ſtanden und die Rettung des Staats nur durch die Wiederherſtellung der Würde eines General-Capitains der Truppen und Groß-Admirals der Flotte möglich ſey.

Der Erfolg beſtätigte freylich dieſe Vorſpiegelung nicht. Dieſe Würden wurden wieder hergeſtellt und — die Franzoſen belagerten Maaſtricht und beſiegten den Herzog von

Cumberland, der noch ein Mahl, (bey Laffeld, am 2ten Julius,) einen Verſuch machte, durch eine Feldſchlacht den Eroberungen der Franzoſen ein Ziel zu ſetzen.

Das Treffen bey Laffeld ward, wie das bey Raucoux, größten Theils nur auf Einem Flügel geliefert. Wie jenes war es für beyde Theile mit beynahe gleich großem Verluſte, (von vier bis fünf tauſend Mann,) verbunden; wiewohl die Franzoſen ſich den Sieg zuſchrieben, da ſie das Schlachtfeld behauptet hatten.

Indeſſen ſetzten ſie für jetzt die Belagerung von Maaſtricht nicht fort, ſondern wandten ihren Angriff, auf der andern Seite, gegen Bergen op Zoom. Nach einer Belagerung von mehrern Monathen und einer Aufopferung von mehr als zwanzig tauſend Menſchen eroberten ſie dieſe Feſtung endlich, (am 16ten September,) mit ſtürmender Hand.

Nicht ſo glücklich endete die Belagerung Genua's, mit welcher die Oeſterreicher und Sardinier dieſen Feldzug, (im April 1747,) in Italien eröffneten. Die ſtandhafte Vertheidi-

gung der Einwohner und der Franzöſiſchen Beſatzung und die Annäherung zweyer Franzöſiſchen Heere, unter der Anführung der Gebrüder Belle-Isle, nöthigten ſie, (im Julius,) die Belagerung aufzuheben und dem Feinde entgegen zu gehen. Ein Zuſammentreffen mit der Truppen-Abtheilung des Ritters von Belle-Isle, (am 19ten Julius,) entſchied für die Oeſterreicher, und veranlaßte den Marſchall, ſeine erhaltenen Vortheile im Genueſiſchen aufzugeben und ſich wieder nach der Franzöſiſchen Grenze zurück zu ziehen.

So blieben die Franzoſen, in der ganzen Dauer dieſes Kriegs, eigentlich nur in den Niederlanden ſiegreich. Und was ſie hier gewannen, war noch bey weitem nicht Erſatz für das, was ſie gegen England, beſonders in dem, ſeit drey Jahren geführten, Seekriege, verloren hatten. Ihre Seemacht war gänzlich zu Grunde gerichtet, ihre Kolonien waren in der größten und rettungsloſeſten Gefahr. Am Ende des Feldzuges dieſes Jahrs war ihnen noch ein einziges brauchbares Kriegsſchiff übrig, und eine neue Schöpfung, wenigſtens ſo ſchnell, nicht möglich, als man derſelben bedurfte.

Dies verwandelte den Wunſch nach Frieden in eine dringende Angelegenheit. Auch auf dem feſten Lande, (in Italien,) hatte ihnen das Kriegsglück gezeigt, daß es den Wechſel liebe; wer ſtand dafür ein, daß es in den Niederlanden im nächſten Feldzuge beſſer gehen werde?

Die Verbündeten rüſteten ſich kräftiger als jemahls. In einem, (am 27ſten Januar 1748,) im Haag unterzeichneten, Vertrage beſchloſſen ſie: ein Heer von hundert zwey und neunzig tauſend Mann für den nächſten Feldzug gemeinſchaftlich aufzuſtellen. Oeſterreich wollte dazu ſechzig tauſend, England und die vereinigten Staaten wollten jeder ſechs und ſechzig tauſend Mann ſtellen. Auch hatte ſich die Kaiſerinn von Rußland für eine thätige Theilnahme an dem Kriege nunmehr beſtimmt erklärt und ſieben und dreyßig tauſend Mann abgeſandt, wofür die Seemächte Subſidien zu zahlen ſich verbindlich gemacht hatten.

War gleich dieſe furchtbare Macht, bey der Eröffnung des Feldzuges, (im März 1748,) noch nicht völlig beyſammen, ſo mußte ſie doch erwartet werden. Die Ruſſen waren auf dem Marſche und näherten ſich mit ſtarken Schritten.

Indem der Marſchall von Sachſen ſich anſchickte, durch die Belagerung von Maaſtricht den Feldzug zu eröffnen, gab ſeine Regierung den Anträgen zum Frieden gern Gehör, welche von den General-Staaten und von Spanien gemacht wurden. Auch die übrigen Mächte, welche das Läſtige dieſer ungeheuern Anſtrengungen fühlten, bezeigten ſich nicht abgeneigt, an einem Friedens-Congreſſe Theil zu nehmen.

Im Anfange des Aprils, (des Jahrs 1748,) fanden ſich zu dieſem Zwecke die Geſandten der kriegführenden Parteyen zu Achen ein und — am 28ſten wurden bereits die Präliminarien unterzeichnet.

Dieſe Beſchleunigung mußte hauptſächlich als eine Wirkung der Belagerung Maaſtrichts angeſehen werden, welche der Marſchall von Sachſen, (am 15ten April,) plötzlich und mit Nachdruck unternommen hatte.

In dieſem Frieden wurden alle ältere Friedensſchlüſſe und Verträge, — ſelbſt die pragmatiſche Sanction, in ſo fern ſie mit denſelben beſtehen konnte, — beſtätigt. Nur Parma,

Piacenza und Guaſtalla wurden dem Infanten Don Philipp überlaſſen.

Die Eroberung Maaſtrichts endete die Feindſeligkeiten und, (im October des Jahrs 1748,) wurden die Präliminarien von den contrahirenden Mächten definitiv unterzeichnet.

II.

Miniſter=Gewalt im Jahrhunderte der Aufklärung.

3. Pombal in Portugal.

1.

Allgemeine vorläufige Bemerkungen.

Die Geſchichte der Adminiſtration dieſes außerordentlichen Mannes liefert ein Gemählde des vollendetſten Miniſter=Despotismus, den Europa vielleicht, zu irgend einer Zeit, in irgend einem Staate, jemahls geſehen hat.

Nie hat ein Miniſter eigenmächtiger und eigenwilliger regiert, als Pombal. Seine Macht war ganz und vollkommen die Macht des Königs, und dieſe wurde durch ihn erweitert und bis zur völligen Unumſchränktheit erhöhet. Er theilte ſeine Macht mit keinem Secretär, mit keinem Günſtlinge. Er vereinigte alle Geſchäfte in ſich und verbreitete ſeine un=

ermüdliche Arbeitſamkeit, ſo wie ſeine Beſtre=bung nach Eigenmacht, ſelbſt über die unbedeu=tendſten Details.

Nie hat ein Miniſter eines ſo ſchwachen Regenten, alſo ganz für ſich und ohne Unter=ſtützung, ſo gefahrvolle und ſchwierige Unter=nehmungen gewagt und zur Ausführung beför=dert.

Er hatte das ganz Eigenthümliche, daß er mit ſeinem Streben nach Allgewalt auch ein eben ſo unermüdliches Beſtreben zur Beförde=rung deſſen, was er als das Wohl des Staats erkannte, verband. Alle ſeine Maaßregeln wurden durch eine herrſchſüchtige und despo=tiſche Denkungsart geleitet; aber dieſe despo=tiſchen Maaßregeln hatten die Unabhängigkeit des Staats, die Beförderung der Sicherheit, die Erhöhung der Staatskräfte, die Aufklärung der Nation, und die Belebung der Induſtrie, der Künſte und Wiſſenſchaften zur Abſicht.

In einem Lande, wie Portugal, mußten Unternehmungen, wie dieſe, manche hartnäcki=ge Kämpfe veranlaſſen, manchen kühnen Streich nothwendig machen.

Daher iſt nicht leicht ein Miniſter mehr gehaßt und verleumdet als **Pombal**; nicht leicht einer mehr erhoben und bewundert worden, als er. Bey weitem indeſſen die Meiſten, welche öffentlich über ihn urtheilten, waren ſolche, deren Plane und Abſichten die ſeinigen vernichtet hatten; die von ſeinem gewaltigen Arme Streiche erlitten hatten, die ſo leicht nicht verſchmerzt werden konnten. Sie waren ſeine unverſöhnlichen Feinde; — von ihnen iſt alſo nicht wohl ein unparteyiſches Urtheil zu erwarten. Indeſſen haben ſie Wahres mit dem Falſchen ſo künſtlich vermiſcht, daß es dem unparteyiſchen Forſcher dadurch ſehr erſchwert iſt, ein ſicheres Reſultat heraus zu finden. Er muß ſich begnügen, die Thatſachen möglichſt ſorgfältig zu ſammeln und dem Richterſtuhle der Nachwelt vorzulegen.

2.

Pombals Abkunft und Jugendjahre.

Sebaſtian Joſeph von Carvalho war im Jahre 1699, nach Einigen zu Liſſabon, nach Andern zu Coimbra geboren. Auch über den Stand, in welchem er geboren wurde, ſind

die Nachrichten verſchieden. Nach Einigen waren ſeine Aeltern bürgerlichen Standes, und zwar aus der geringern Claſſe. Nach Andern war ſein Vater ein Edelmann und Capitain in der Cavallerie.

Prüft man dieſe Angaben, ſo ſcheint die letztere die Wahrheit für ſich zu haben. Der Adel ſeines Vaters war indeſſen von der geringern und ärmern Claſſe, welche von dem hohen Adel wenig mehr als der Bürger geachtet wurde.

Seine Mutter war indeſſen aus der angeſehenen Familie der Mendoza, und näherte ihn alſo dem höhern Adel ebenfalls etwas. Auch ſeines Vaters Bruder war ein Mann, der in Anſehen ſtand, und auf deſſen Unterſtützung er einige Rechnung machen konnte. Er war ein Geiſtlicher, der eine anſehnliche Würde in der Hauptſtadt bekleidete und ſelbſt bey dem Könige Johann dem Fünften perſönlich in Anſehen ſtand.

Dies hatte Einfluß auf die Erziehung des jungen Carvalho. Es verſchaffte ihm die Ausſicht auf eine Beförderung in irgend einem Fa-

che der Staatsverwaltung, und beſtimmte ihn, ſich dem Studium der Rechte zu widmen. Dadurch erhielt er eine wiſſenſchaftliche Vorbereitung, die, dürftig und in ſehr geringem Grade zweckmäßig, wie ſie auch ſeyn mochte, ihm dennoch in ſeiner nachherigen Laufbahn zu Nutze kam. Er beſuchte die Univerſität Coimbra, um hier den Curſus ſeiner Studien zu vollenden.

Dahin gedieh es indeſſen nicht. Der unruhige Geiſt des Jünglings fand in dieſem trockenen und durch die Art, wie es behandelt wurde, noch abſtoßendern Studium wenig Nahrung. Die ſitzende Lebensart ſchien ihm that- und genußlos. Er verließ daher dieſe Laufbahn und wählte die des Kriegers.

Durch die Empfehlung ſeines Oheims erhielt er eine Anſtellung unter der Garde des Königs. Dadurch kam er mit den jungen Leuten aus den erſten adeligen Familien in Verbindung und erhielt eine Ausſicht auf höhere Beförderung in dieſer Carriere.

Carvalho war ein Jüngling von hohem Wuchſe, blühender Geſundheit, rieſenmäßiger

Körperkraft und kühnem Muthe. Er hatte einen ungeſtümen, leidenſchaftlichen Character; war dem Vergnügen ergeben, unmäßig in jedem Genuſſe, unbändig im Zorne, unverſöhnlich im Haſſe und im hohen Grade rachſüchtig. Zugleich aber war er der angenehmſte Geſellſchafter; ein ſchwärmeriſcher, zu jeder Aufopferung, zu jedem Wageſtücke fähiger Liebhaber; und ein unruhig thätiger, in Allem, was er unternahm, mit Erfolg wirkſamer Kopf.

Sein Verhältniß und ſeine Geſchäfte gaben ſeiner Thätigkeit wenig Nahrung. Er hatte daher das Schickſal der meiſten guten Köpfe und leidenſchaftlichen Charactere, die der Freyheit und Unthätigkeit überlaſſen ſind: er wurde unordentlich, — liederlich; trieb ſich in ſchlechter Geſellſchaft umher; und unternahm eine Menge loſer Händel, bloß um beſchäftigt zu ſeyn und ſich auszuzeichnen. Er wurde bald der Fahnenführer ſeiner Cameraden und der Gegenſtand ihrer Bewunderung. Die Weiber waren entzückt über die Streiche des ſchönen Wildfanges und drängten ſich an ihn; die Männer mieden ihn und rügten ſeine Aufführung

mit dem ſchärfſten Tadel; die Jünglinge nahmen ihn zum Muſter und ſtrebten darnach, Bewunderung und Tadel mit ihm zu theilen.

Der junge Adel war damahls eben ſo anmaßend und verwegen, als ſittenlos und debauſchirt. Am Tage, wie bey Nacht, auf den Gaſſen umher zu ſtreifen und ſich jede Ausſchweifung, jede Beleidigung und Störung der Ruhe zu erlauben, war völlig in der Tagesordnung. Alle Nächte fielen blutige Raufereyen mit der Polizeywache vor; und faſt keine wurde ohne einen Mord beendet. An der Spitze dieſer jungen Wüſtlinge ſtand der Bruder des Königs; und einer ſeiner eifrigſten und kühnſten Parteygänger war Carvalho. Faſt kein Abenteuer wurde beſtanden, bey dem er nicht zugegen war, und wo er ſich befand, waren meiſtens auch Sieg und Triumph.

Allein eben die Heldenthaten, wodurch er ſich den Beyfall ſeines fürſtlichen Freundes und ſeiner übrigen Geſellſchafter erwarb, zogen ihm das Mißfallen ſeines Oheims, ſeiner Vorgeſetzten und des Königs ſelbſt zu. Faſt keine Klage über Störung der Ruhe und öffentliche Miß-

handlung wurde angebracht, in welche er nicht mit verwickelt war. Man wollte ihn die Mißbilligung ſeines Betragens empfinden laſſen und überging ihn bey einer allgemeinen Beförderung im Militär.

Carvalho, der eben ſo voll Ehrgeiz als kühnen unruhigen Treibens war, fühlte ſich auf das empfindlichſte gekränkt und forderte ſeinen Abſchied. Er erhielt denſelben nicht nur ſogleich, ſondern es wurde ihm auch noch über dies unter den Fuß gegeben, ſich einige Zeit von Liſſabon zu entfernen.

Carvalho begab ſich nunmehr nach Soure. Hier lebte er mehrere Jahre lang in Familienverhältniſſen, welche auf die Bildung ſeiner Sitten einen vortheilhaften Einfluß gewannen. Er entwickelte hier beſonders ſeine angenehmen geſellſchaftlichen Talente noch mehr. Auch ſchien er ſich in ſeinen Beſtrebungen allein auf den Ehrgeiz, den Nahmen eines guten Geſellſchafters zu verdienen, reſignirt zu haben.

Für dieſen erhielt er auch reichliche Befriedigung. Er wurde überall aufgeſucht, fand an jeder Tafel ſein Couvert, wurde überall als der

Schöpfer des geſellſchaftlichen Vergnügens angeſehen, und führte ſo, ohne Vermögen, — und dennoch ohne Sorgen, ohne Beſtrebungen, von einem Tage zum andern, das Leben eines Menſchen, der auf alle anderweitige Anſprüche in der Welt Verzicht geleiſtet hat.

Noch immer fand er noch mehr Beyfall bey den Weibern, als bey den Männern. Dies verwickelte ihn, ohne Unterlaß, in kleine Abenteuer, welche ihn unterhielten, ohne ihm gefährlich zu werden oder auf ſeine Lage einen Einfluß zu gewinnen. Endlich ſpann ſich eine Intrigue mit einer Dame, aus einer der angeſehenſten und reichſten Familien des Adels, an, die für ſein Schickſal, wie für die Entwickelung ſeiner noch immer ſchlummernden Kräfte, entſcheidend wurde.

Thereſe von Noronha Almada war nicht mehr in der Blüthe ihrer Jahre und Reize; allein ſie war eine Verwandte des gräflichen Hauſes von Arcos und die Wittwe eines nicht minder angeſehenen Edeln, der ihr ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen hatte. Sie ſchenkte Carvalho ihre Neigung; und die-

ſer, bisher gewohnt, nur zur Unterhaltung ſich in ſolche Intriguen einzulaſſen, erkannte hierin eine Gelegenheit, ſein Glück auf einen feſten Fuß zu ſetzen und machte nun eine ernſthafte Angelegenheit daraus. Er warb um ihre Hand und erhielt — eine abweiſende Antwort; jedoch nicht von ihr, ſondern von ihren Verwandten. Carvalho wurde dadurch gereizt; und gewöhnt, nie etwas aufzugeben, was er einmahl unternommen hatte, entführte er ſie, mit ihrer Bewilligung, und vermählte ſich mit ihr.

Dieſe Kühnheit reizte die Rache der Verwandten ſeiner Gemahlinn, die ſich dadurch entehrt glaubten, auf das heftigſte. Sie ſchwuren ihm den Tod; und Carvalho hatte Urſache, auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Die Dolche der Meuchelmörder, welche ihn in der That eine Zeit lang umgaben, ſchreckten ihn indeſſen nicht. Nachdem er einige Angriffe mit Nachdruck zurück gewieſen, und gedroht hatte, wenn ſie wiederhohlt würden, ihren Urhebern Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ließ man ihn in Ruhe. Er lebte noch

einige Jahre an ſeinem bisherigen Aufenthaltsorte, und hatte weiter keine Unannehmlichkeiten zu erfahren, als die Geringſchätzung vornehmer und ſtolzer Verwandten.

Und dieſe war es, welche ihn zu der Kenntniß der Kräfte und Fähigkeiten in ihm ſelbſt brachten, welche bisher, ihm ſelbſt unbewußt, in ihm geſchlummert hatten. Er wollte ſich empor ſchwingen, um ſeine Verwandten für ihre Geringſchätzung zu beſtrafen. Er fühlte die Fähigkeit, eine Rolle zu ſpielen, und den Drang, auf dem Schauplatze zu erſcheinen. Er theilte ſeinem Oheime ſeine Wünſche mit, bat ihn um ſeine Unterſtützung, und kehrte nun, von ſeiner Gemahlinn begleitet, nach Liſſabon zurück.

3.

Carvalho's diplomatiſche Laufbahn; Verhältniſſe, und Betragen nach der Beendigung derſelben, bis zu ſeinem Eintritte ins Miniſterium.

In dem Carvalho, der jetzt am Hofe erſchien, erkannte niemand jenen wieder, der acht oder zehn Jahre vorher, wegen ſeiner Raufe-

reyen und ſeiner wüſten Lebensart, exilirt war. Er war jetzt ein Mann von vierzig Jahren; von gebildeten Sitten, von einem einnehmenden und gefälligen Weſen und von Fähigkeit für jede Art der Geſchäfte.

Er beſtimmte ſich für das Departement der auswärtigen Verhältniſſe. Sein Oheim empfahl ihn dem Cardinal von Motta, und dieſer dem Könige. Er wurde bey Hofe eingeführt und erwarb ſich den Beyfall und die Protection der Königinn. Im Kurzem wurde ihm, (1739,) der Geſandtſchaftspoſten am Londoner Hofe übertragen; ein Anfang ſeiner Geſchäfts-Laufbahn, der eine glänzende Auszeichnung enthielt und ihn allerdings zu noch weiter hinaus gehenden Planen veranlaſſen mußte.

Seine Geſandtſchaft in England wurde keine Veranlaſſung für ihn, ſeine diplomatiſchen Talente zu zeigen und ſeinen Nahmen in die Jahrbücher der Geſchichte einzutragen; allein ſie gab ihm Gelegenheit, ſeine Miniſter-Talente zu entwickeln, Kenntniſſe zu ſammeln, die er nur hier ſammeln konnte, überhaupt, ſeine Ausbildung zu vollenden.

Gewiß iſt ſein Aufenthalt in England für ſeine nachherige Adminiſtration von der entſchiedenſten Wichtigkeit geweſen. Hier lernte er das Verhältniß Portugals gegen England genau kennen. Hier erhielt er Begriffe von Induſtrie, der Kraft und dem Wohlſtande, zu welchen eine Nation durch dieſelbe gelangen kann. Hier nahm er die Ideen des Merkantil-Syſtems auf, die er in der Folge in ſeinem Vaterlande, mit ſo unermüdetem Eifer und ſo gewaltſamen Maaßregeln, zur Ausübung zu bringen ſuchte.

Der Zuſtand der entſchiedenen, durch Verträge begründeten, Abgängigkeit, in welchem ſich damahls Portugal gegen England befand, ließ ſeinem Geſandten hinlängliche Muße, ſo wohl für ſeinen Unterricht als für ſein Vergnügen zu leben. Man beſchuldigt Carvalho, daß er ſie mehr für das letztere als für den erſtern benutzt habe. Wenn dies auch wirklich der Fall war; wenn ihn ſogar die mannigfaltige Gelegenheit und ſein leidenſchaftliches Temperament zu manchen Ausſchweifungen verleiteten: ſo ließen ihn dennoch ſein ſcharfer Blick und

ſein ſtets reger, fähiger Geiſt, auch ohne ſorg= fältiges Studium, eine Menge von Kenntniſſen einſammeln, denen nur Ordnung, Verbindung und Ausbildung mangelte, um ihren Beſitzer zu einem wohl unterrichteten, vollkommen fähi= gen Staatsmanne zu machen.

Einige Jahre hatte er hier gelebt, als ſein Beſchützer, der Cardinal von Motta, ſtarb. Der neue erſte Miniſter, Peter von Motta, war Carvalho nicht gewogen und rief ihn, (1745,) von ſeinem Geſandtſchaftsposten zurück.

Lange wurde er indeſſen nicht in Unthätig= keit gelaſſen. Der König und der erſte Mini= ſter blieben zwar fortwährend ſeine erklärten Gegner: allein man weiß, in welchem trauri= gen Gemüthszuſtande Johann der Fünfte ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens befand; und Peter von Motta war nicht der Mann, der dieſen Zuſtand für die Ausübung einer er= weiterten Miniſter = Gewalt zu benutzen ver= ſtand. Die Königinn behauptete daher den größten Einfluß auf die Geſchäfte; und die Kö= niginn war Carvalho's Gönnerinn. Da ſich nicht gleich wieder für ihn eine officielle Anſtel=

lung fand; ſo übertrug ſie ihm einſtweilen eine Miſſion, die ihm nicht nur ein ehrenvoller Beweis war, daß ſie ſeine Fähigkeiten ſchätzte, ſondern auch eine Gelegenheit für ihn werden konnte, dieſelben noch mehr zu bewähren, und ſich Verbindungen und Achtung auch an andern Höfen, und durch dieſe wieder eine größere Wichtigkeit für den ſeinigen zu erwerben.

Papſt Benedict der Vierzehnte hatte die Königinn, (1745.) um die Vermittelung eines Zwiſtes zwiſchen ihm und der Kaiſerinn Maria Thereſia erſucht. Carvalho erhielt den Auftrag, nach Wien zu gehen und die Unterhandlungen dort in ihrem Nahmen zu führen.

Carvalho erſchien nun zwar nicht mit einem öffentlichen Character, aber doch in einer wichtigen Angelegenheit, bey der erſten Monarchinn Europens, und begann ſeine Unterhandlungen mit vieler Geſchicklichkeit, wenn auch nicht gleich mit vielem Erfolge. Er erwarb ſich die Achtung der Kaiſerinn und der Miniſter und fand Zugang und gute Aufnahme in den erſten Zirkeln der Hauptſtadt.

Während er hier lebte, erhielt er die Nachricht, daß ſeine Gemahlinn geſtorben ſey, — und zwar als ein Opfer der bis dahin unbefriedigten, aber nie beruhigten Rache ihrer Verwandten. Carvalho brachte nun ſeine Huldigungen einer jungen Gräfinn von Daun dar, einer Verwandten des, beſonders im ſiebenjährigen Kriege, unvergeßlich gewordenen Feldmarſchalls dieſes Nahmens. Wiewohl er bereits ein Mann gegen funfzig und ſie in der Blüthe der Jugend war, gelang es ihm dennoch, ihre Liebe zu gewinnen. Er warb um ihre Hand, und erhielt von ihr ohne Schwierigkeit auch die Zuſage derſelben.

Deſto mehr Schwierigkeit fand die Beſtätigung ihrer Zuſage bey ihren Verwandten; und hier erfuhr Carvalho aufs neue eine Kränkung durch den Adelſtolz. Ein vornehmer Portugieſe, der ſich damahls zu Wien aufhielt, verbreitete: Carvalho ſey unadeliger Abkunft; ein Mann von übel berüchtigten Sitten; ein gefährlicher Menſch, der ſich bereits der ſträflichſten Unternehmungen, ſelbſt gegen ſein Vaterland, verdächtig gemacht habe.

Dieſe plumpe Verleumdung blieb nicht ohne Wirkung; wiewohl man allgemein wußte, in welcher Angelegenheit er nach Wien gekommen war. Die unwahrſcheinlichſten Nachreden ſind gewöhnlich die, welche am erſten geglaubt werden. Carvalho fand für nöthig, den Schutz ſeiner Königinn zu Hülfe zu nehmen, um die Gegenwirkung ſeiner Feinde zu entkräften. Er erbat ſich von ihr ein Zeugniß über ſeine adelige Abkunft, und erhielt daſſelbe und mit ihm zugleich ein Zeugniß ihrer Schätzung und ihres Vertrauens. Um dies jedoch noch offenbarer an den Tag zu legen, bewirkte ſie: daß der Graf von Tancos, Portugieſiſcher Geſandter am Wiener Hofe, auf ſeine Stelle freywillig für Carvalho reſignirte. Hierdurch waren jene Ausſtreuungen ſo vollkommen widerlegt, daß niemand, ohne ſich lächerlich zu machen, derſelben ferner erwähnen konnte. Da nun auch die Kaiſerinn ſich als ſeine Gönnerinn zu erkennen gab, ſo fand ſeine Vermählung weiter keine Hinderniſſe.

Dieſer neue Zuwachs ſeines Glücks wurde ihm indeſſen, durch das Verhältniß zu Don

Pedro de Motta, ſehr verbittert. Nicht nur konnte er dieſem auch nicht die kleinſte Aeußerung des Beyfalls über ſeine diplomatiſchen Arbeiten abgewinnen, ſondern faſt eine jede Antwort auf ſeine Depeſchen enthielt eine Aeußerung der lebhafteſten Mißbilligung. Auch mußte er erfahren, daß der König, der ſich doch immer noch zuweilen Depeſchen vorlegen ließ, die ſeinigen jederzeit unwillig zurück warf und ſeine Schreibart in den bitterſten Ausdrücken tadelte. Dieſe Kränkungen empfand er tief und äußerte ſich darüber oft ſehr beklagend gegen den Staats=Secretär der auswärtigen Angelegenheiten. Zuweilen ſtieg ſein Unmuth ſo hoch, daß er dem Entſchluſſe nahe zu ſeyn ſchien, ſeine Stelle niederzulegen.

Die Feindſchaft des Königs und erſten Miniſters erſparten ihm dieſen Entſchluß. Auf eine neue lebhafte Beſchwerde von ſeiner Seite erhielt er ſeine Zurückberufung.

Er blieb nun eine Zeit lang unangeſtellt, und machte es zu ſeinem Hauptgeſchäfte, ſich in der Gunſt der Königinn immer feſter zu ſetzen und, durch die Unterſtützung des königlichen

Beichtvaters, den Widerwillen des Königs zu überwinden.

In dem Erſtern wurde er durch ſeine Gemahlinn kräftig unterſtützt. Die Königinn war ihr mit ihrer Gewogenheit entgegen gekommen, weil ſie eine Oeſterreicherinn war; und die Gräfinn Daun hatte die Gewogenheit der Königinn gefeſſelt, weil ſie liebenswürdige Eigenſchaften hatte.

Bey dem Könige gelang es ihm nicht ſo nach Wunſch, wiewohl der Clerus, und insbeſondere der Beichtvater des Königs, der Pater della Incarnatione, faſt alles über ihn vermochten.

Johann der Fünfte hatte bekanntlich weit mehr von einem Mönche, als von einem Fürſten, in ſeinem Character und ſeiner Lebensart. Er wurde nur durch Geiſtliche beſtimmt, und ſchätzte nur diejenigen, welche ihm von Geiſtlichen empfohlen wurden. Wiewohl ſein Beichtvater ein Franciscaner war; ſo hatten doch auch die Jeſuiten einen großen Einfluß zu gewinnen gewußt. Wer ſein Glück bey ihm machen wollte, mußte daher auch ihren Schutz

ſuchen; und wer ihren Schutz erhalten wollte, mußte einer der Ihrigen, ein Glied ihres Ordens, oder ihrem Orden dienſtbar ſeyn.

Carvalho, deſſen Abſichten zunächſt auf die Stelle eines Staats-Secretärs der auswärtigen Angelegenheiten gingen, wandte daher alles an, dieſe unentbehrliche und wirkſame Protection zu erlangen. Gewohnt, in der Wahl der Mittel für ſeine Zwecke allein auf die Anwendbarkeit und Wirkſamkeit derſelben zu ſehen, trug er kein Bedenken, ihnen Geſinnungen zu heucheln, die er nicht empfand. Es gelang ihm auch, ſie ſo gut zu täuſchen, daß ſie in ihm einen Proſelyten gemacht zu haben glaubten und ihn völlig als einen der Ihrigen behandelten.

Carvalho erhielt dadurch nicht nur den Vortheil ihrer Protection, ſondern auch noch eine genaue Kenntniß der innern Verhältniſſe und Verbindungen, der Zwecke und des Einfluſſes dieſer eben ſo künſtlichen als gefährlichen Geſellſchaft; und man kann annehmen, daß in dieſer Zeit bereits der Vorſatz wenigſtens bey ihm keimte: wenn er einſt Macht genug

haben werde, ihre Wirkſamkeit zu vernichten und ſie ſelbſt, wo möglich, ganz aufzulöſen.

Seinen Zweck, angeſtellt zu werden, erreichte er gleichwohl nicht eher, als nach dem Tode des Königs. So unfähig König Johann in den letztern Jahren ſeines Lebens zu jedem Geſchäfte geweſen war; ſo eigenſinnig war er gleichwohl, und ſo wenig vermochten auch diejenigen, welche die meiſte Gewalt über ihn hatten, bey ihm auszurichten, wenn ſie auf eine eingewurzelte perſönliche Abneigung trafen.

Gegen Carvalho war er nun einmahl unverſöhnlich eingenommen. Er hielt ihn für einen unruhigen und gefährlichen Menſchen, und ohne Zweifel wurde er in dieſer Meinung von ihm, durch den höhern Adel, der ihn umgab, täglich beſtätigt. Dieſer fürchtete und haßte Carvalho ſchon damahls: denn er konnte ihm die Beleidigung nicht verzeihen, welche durch ſein Eindringen in eine der erſten Familien dem geſammten Adel widerfahren war. Dies wirkte dann wieder auf Carvalho zurück und bewurzelte in ihm den Haß gegen den Adel immer mehr, welchen er in der Folge beynahe

mit der gänzlichen Ausrottung deſſelben ſättigte.

Seine leidenſchaftliche Gemüthsart und ſein heftiges Emporſtreben machten ihm, in dieſer Lage, die Selbſtverläugnung und Geduld gewiß im hohen Grade ſchwer. Dennoch gelang es ihm, dem innern Sturme jeden Ausbruch zu verbieten. Er hatte gelernt, daß durch Klagen und Anforderungen die Befriedigung ſeiner Wünſche nur entfernt war; daher machte er nun den zufriedenen, anſpruchloſen, von jedem Streben des Ehrgeizes freyen, allen alles ſeyenden Höfling.

Er war auf gleiche Weiſe angenehm und liebenswürdig, bey der Königinn und den angeſehenſten Damen des Hofes; auf gleiche Weiſe fromm, demüthig und reſignirt bey ſeinen Freunden und Gönnern in der Geſellſchaft Jeſu. Die Stelle, welche er wünſchte, erhielt er freylich immer noch nicht; allein ſie erhielt auch niemand anders: und da der König täglich ſchwächer und unfähiger wurde, ſo konnte auch Carvalho darauf rechnen, daß er täglich ſeinem Ziele näher komme.

Endlich, (am 31ſten Julius 1750,) ſtarb der König und — nun ſah ſich Carvalho auch unmittelbar an dem Ziele ſeiner Wünſche. Noch ehe der König begraben war, empfahl ihn die verwittwete Königinn ihrem Sohne, dem nunmehrigen Könige Joſeph dem Erſten, zum Staats-Secretär der auswärtigen Geſchäfte, und erhielt leicht ſeine Zuſtimmung.

Carvalho hatte nicht verſäumt, durch den P. Moreira, einen Jeſuiten und Beichtvater des neuen Königs, bereits ein gutes Vorurtheil bey demſelben für ſich zu erwecken. Er fuhr fort, dieſem Jeſuiten zu ſchmeicheln, um ſich durch ihn der Gunſt des Königs völlig zu bemächtigen. Es gelang ihm auch immer mehr, die heiligen Väter ſo wohl als das Publicum in dem Wahne zu beſtätigen, daß er ihnen von ganzem Herzen ergeben ſey. Er ſelbſt wandte alles an, dieſe Meinung zu begründen und zu verbreiten; nannte ſich wohl ſelbſt den großen Jeſuiten, und veranlaßte dadurch, daß man auch im Publicum ihn mit dieſem Beynahmen bezeichnete.

4.

Carvalho gewinnt ſchon als Staats = Secretär der auswärtigen Verhältniſſe einen entſcheidenden Einfluß in die ganze Verwaltung; veranlaßt manCherley, nicht unbeträchtliche, Reformen und Verbeſſerungen; und beginnt ſchon den Krieg mit dem hohen Adel und dem Jeſuiter = Orden.

Man darf annehmen, daß Carvalho den Plan zu ſeiner Alleinherrſchaft entworfen hatte, ſo bald er den Character des Königs kannte; und daß er denſelben zur Ausführung zu bringen begann, ſo bald er einen feſten Fuß in der Verwaltung gefaßt hatte.

Joſeph der Erſte war ein Fürſt von eben ſo ſchwachem Character als Verſtande. Furcht und Argwohn waren die ſtets regen Empfindungen bey ihm. Stets von dem Gefühle ſeiner Schwäche verfolgt und geplagt, war er ſehr geneigt, bey einem Stärkern Schutz und Sicherheit zu ſuchen. Ein Mann, von ſolcher Kraft und Ausdauer, als Carvalho, mußte ihm bald unentbehrlich werden. Seine Verſtandesblödigkeit machte ihn leichtgläubig, und ſeine Furchtſamkeit folgſam. So ſchwach ſein

Verſtand war, ſo ſtumpf waren ſeine Phantaſie und ſeine Empfindungsfähigkeit. Nichts hatte für ihn Reiz, als die Wolluſt. Doch auch für die Befriedigung dieſer bedurfte er eines Schutzes, weil er ſeine Gemahlinn fürchtete und dieſe ihn mit der giftigſten Eiferſucht unabläſſig verfolgte.

Dies ſind die Grundzüge des Characters eines Monarchen, welcher der Reformator ſeines Staats wurde, der Unternehmungen wagte und beſtand, als: die Vertreibung der Jeſuiten, die Unterdrückung des hohen Adels. Seltſam genug war es allein die Furcht, welche ihm die Zuſtimmung zu den kühnſten und gefahrvolleſten Wageſtücken abdrang, und welche Reformen ihre Gültigkeit gab, die nur durch die beharrlichſte Energie bewirkt werden konnten.

Freylich iſt dies nicht das erſte, auch nicht das einzige Beyſpiel, daß unter den ſchwächſten Monarchen, durch kühne Miniſter, die Grundlage der unbeſchränkten Monarchen-Macht gelegt wurde. Es dürfte daher allerdings noch mehr als außerordentlich ausgezeichnet werden, daß ein herrſchſüchtiger Miniſter, indem er

die Monarchen-Macht bis zum Despotismus erhob, doch Zwecke zu erreichen ſtrebte, welche, wenigſtens ſeiner Einſicht nach, das Wohl des Staats befördern mußten.

Um die Zeit, da Carvalho ſeine Stelle im Miniſterium erhielt, war eine Reform der ganzen Staatsverwaltung das höchſte und dringendſte Bedürfniß. Die Regierung war ohne Thätigkeit; ein großer Theil der Staatsbedienungen völlig unbeſetzt; ein anderer in den Händen des hohen Adels und der Creaturen der Geiſtlichkeit, — in der Regel der unfähigſten und eigennützigſten, nur für die Zwecke ihrer Corporationen thätigen, Menſchen.

Eben ſo war die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte in der höchſten Zerrüttung. Die Caſſen waren leer, die Quellen der Einkünfte ſchienen gänzlich erſchöpft. Der Handel war in den Händen der Engländer; jede Induſtrie im Lande ſelbſt todt oder nahe am Erſterben. Ganz Portugal war in der Gewalt einiger hundert Engliſcher Handelsleute; und die Regierung wagte es nicht, eine Maaßregel zu ergreifen, oder einem Unternehmen ihren

Schutz zuzuſichern, welches die Engländer mißbilligten, weil ihr Eigennutz und ihre Gewinnſucht einige Einſchränkung davon erwarteten.

Der Clerus, und insbeſondere die Jeſuiten, waren im Beſitze der Regierungsangelegenheiten, welche die Engländer aus der Acht ließen, weil ſie auf ihren Vortheil keine Beziehung hatten. Die höchſten Staatsämter waren bisher als Eigenthum des hohen Adels betrachtet; und dieſer war wieder durch ſeine ariſtokratiſchen Zwecke und die Abſichten der geiſtlichen Corporationen beſtimmt worden. So hatte man ſich, unter der letztern Regierung, vollends noch mehr gewöhnt, den Monarchen als eine Null und die Miniſter als Werkzeuge gewiſſer untergeordneter Zwecke zu betrachten. Wie der Staat ſich bey einer ſolchen Verwaltung befinden mußte, bedarf wohl keiner nähern Darſtellung.

So ohnmächtig und wenig geachtet die Regierung im Innern des Staats war; ſo war ſie dies in ihren äußern Verhältniſſen doch noch weit mehr. Weder zu Lande noch zur See befand ſich dieſes Reich auch nur einiger Ma-

ßen im Stande, ſeine äußere Sicherheit beſorgen zu können. Eine Armee war kaum dem Nahmen noch da; und was davon noch da war, befand ſich in dem Zuſtande der vollkommenſten Desorganiſation. Die Soldaten waren ein armſeliges zerlumptes Geſindel, meiſtens der verworfenſten Lotterbuben; die Officiere die Bedienten in den Häuſern des hohen Adels; und der hohe Adel war in dem ausſchließlichen Beſitze der Generals-Stellen, die er nur als Ehrentitel ohne Verpflichtungen betrachtete.

In einem, verhältnißmäßig, noch ſchlechtern Zuſtande befanden ſich die Seemacht und die Vertheidigungsplätze an den Küſten. Die Algieriſchen Seeräuber naheten ſich denſelben nicht nur ungeſcheut, ſondern ſie wagten es ſogar, zu landen und die Küſtenbewohner zu berauben. Noch kurz vor dem Tode des Königs Johann hatten ſie ſich erfrecht, unmittelbar vor dem Cap Spichel, ganz in der Nähe von Liſſabon, eine ſolche Landung zu unternehmen und die Gegend, bis beynahe vor die Thore der Hauptſtadt, auszuplündern.

Dieſer Zuſtand des Staats konnte allerdings einen einſichtsvollen und thätigen Miniſter nachdrücklich genug an ſeine Beſtimmung erinnern, und ihm hinlängliche Veranlaſſung geben, ſich um denſelben verdient zu machen. Carvalho zeigte gleich anfangs, daß er den Vorſatz, das Beſtreben und die Kraft hierzu mit in ſeinen Poſten gebracht hatte.

Zwar war er eigentlich anfangs durch ſeine Beſtallung nur auf das Miniſterium der auswärtigen Geſchäfte in ſeiner Wirkſamkeit eingeſchränkt; die Stelle eines erſten Miniſters, oder Staats-Secretärs der innern Angelegenheiten, bekleidete noch der alte Dom Pedro de Motta, und das Departement des Seeweſens und der Beſitzungen in den andern Welttheilen erhielt, mit ihm zugleich, Dom Diego Mendoza, de Corte Real: allein Jener war ein Greis, den Schwäche des Alters und des Geiſtes gleich unfähig zu Geſchäften machten; und Letzterer einer von den ſubordinirten Characteren, die keiner ſelbſtſtändigen und energiſchen Wirkſamkeit fähig ſind.

Carvalho fand daher bald Gelegenheit, ſeine Wirkſamkeit auch über die Grenzen ſeines Departements hin auszudehnen. Er ſah ein, daß er den äußern Verhältniſſen keine ſichere Conſiſtenz und zweckmäßigere Richtung geben könne, wenn nicht zuvor die Kräfte des Staats hergeſtellt und die Mißbräuche aus der Regierung entfernt würden.

Ohne ſeine Abſicht deutlich werden zu laſſen, legte er ohne Säumen Hand ans Werk. Durch die verwittwete Königinn und den Beichtvater des Königs unterſtützt, gelang es ihm leicht, ſich dem Monarchen zu nähern und einen entſcheidenden Einfluß auf ſeine Willensbeſtimmung zu gewinnen.

Indeſſen mußte er anfangs noch die Königinn und den Beichtvater ſchonen, und ſuchte daher, beſonders durch die Erſtere, auf den König zu wirken. Erſt nach dem Tode derſelben, (1754,) begann ſeine unmittelbare Wirkſamkeit auf den König, wurde aber nun auch bald zu einer beynahe unbeſchränkten Beherrſchung.

Die furchtſame und argwöhniſche Gemüthsart dieſes Fürſten gab ihm dazu mannigfaltige Gelegenheit, und ſein Bruder, Dom Pedro, war anfangs hauptſächlich der Popanz, womit er ihn ängſtigte und wodurch er ſich ihm nothwendig zu machen ſuchte.

Dom Pedro an ſich hätte ihm keine Beſorgniſſe erregen dürfen. Er war einer von den unbedeutenden und unſchädlichen Menſchen, die niemanden im Wege ſtehen, weil ſie niemanden in den Weg treten. Allein er hatte einen großen Anhang unter dem Clerus, dem Adel und ſelbſt dem Volke. Ohne mehr Fähigkeiten und ein beſſeres Herz zu haben, als der König, hatte er doch etwas mehr Aeußeres, ein gefälligeres, angenehmeres Weſen. Als der Adel und Clerus anfingen, mit der Adminiſtration Carvalho's und dem Könige unzufrieden zu werden, gewann er nach eben dem Verhältniſſe in der Zuneigung beyder. Dom Pedro dachte auch gewiß nicht von fern daran, für ſich einen Nutzen, zum Nachtheile ſeines Bruders, daraus zu ziehen. Allein es gab doch dem Miniſter manche Veranlaſſung, die

argwöhniſche Gemüthsart des Königs zu unterhalten; ſie gegen ſeinen Bruder, als einen nahen beſtimmten Gegenſtand, zu richten; und dadurch das Gefühl des Bedürfniſſes eines Schutzes und Beyſtandes ſtets lebhaft zu erhalten.

Je mehr der ſchlaue Miniſter den blödſinnigen und argwöhniſchen Monarchen auf dieſe vorgeſpiegelte Gefahr hinwies, deſto mehr erſchien er ihm in dem Lichte eines treu ergebenen Dieners, eines Beyſtandes, eines Beſchützers. Wenn er daneben nun noch ſeinen kleinlichen Leidenſchaften zu ſchmeicheln verſtand, ſo mußte es ihm leicht gelingen, ſeinen königlichen Schützling in dem Grade von ſich abhängig zu machen, in welchem er es, durch ſeine ganze ſieben und zwanzigjährige Regierung, war und blieb.

Ehe indeſſen Carvalho dahin gelangt war, hatte er ſchon manche wichtige Reformen und Maaßregeln, zur Erhöhung der Staatskräfte, verſucht und zur Ausführung gebracht. Seine Thätigkeit belebte die Thätigkeit der übrigen Miniſter. Auf ſeinen Betrieb wurden Veranſtaltungen zur regelmäßigern Erhebung der

Abgaben und zur zweckmåßigern Verwaltung der Finanzen getroffen. Durch ſeine Thåtigkeit wurden einige Schiffe gegen die Corſaren ausgerůſtet und die Kůſtenbewohner gegen ihre fernern Ueberfålle geſichert. Auch das Bedůrfniß einer Reform in der Armee entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht und wurde, gleich in den erſten Jahren ſeiner Verwaltung, als ein Gegenſtand ſeiner Thåtigkeit ausgezeichnet.

Der Hauptgegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit waren und blieben indeſſen, von Anfang an, die Wiederherſtellung der Induſtrie und die Bewirkung einer Handelsunabhångigkeit. In der Schule der Engliſchen Staatswirthſchaft gebildet, hatte er das Merkantil-Syſtem auch zu dem ſeinigen gemacht und ſuchte daſſelbe, — freylich nur fragmentariſch und ohne einen genau entwickelten Plan, wie er es aufgefaßt hatte, — zur Ausůbung zu bringen.

Zu dem Ende begann er mit Verordnungen zur Belebung der Induſtrie, beſonders des Manufactur- und Handelsfleißes. Bald ſah er indeſſen ein, daß dieſe Aufmunterungen ohne Wirkung bleiben wůrden, ſo lange die

Engländer im ausſchließlichen Beſitze der Handels- und Induſtrie-Zweige wären, auf welche er vorzüglich ſein Augenmerk gerichtet hatte.

Ihnen dieſelben geradezu zu nehmen, wagte er wenigſtens damahls noch nicht, indem dies nicht ohne Verletzung beſtehender Tractate geſchehen konnte und England dieſe Verletzung nicht ungeſtraft gelaſſen haben würde. Er ſuchte ihnen daher ihre Thätigkeit zu erſchweren, ohne die Tractate anzutaſten.

Mit Verdruß bemerkte er, daß alles Gold, welches in ſo reichen Strömen aus Braſilien nach Portugal kam, von den Engländern ſogleich in ihre Handelskanäle geleitet wurde und, ſo wie es nach Portugal kam, auch wieder in den Schlünden der Engliſchen Factoreyen verſchwand und durch dieſelben, eben ſo ſchnell als unaufhaltſam, nach England hinüber geleitet wurde. So war und blieb dieſes Land, bey den größten, ſich ſtets ergänzenden, Reichthümern, beſtändig arm und ſah durchaus keine Ausſicht zu einem erheblichen und dauernden Wohlſtande vor ſich.

Als Anhänger des Merkantil-Syſtems glaubte Carvalho dieſem Uebel abzuhelfen und zugleich die Thätigkeit der Engländer zu hemmen, wenn er das Gold im Lande behalten könnte. Zu dem Ende bewirkte er ein Verbot der Ausfuhr des Goldes. Zugleich ließ er die nöthigen Anſtalten treffen, um dieſes Verbot zur ſtrengſten Execution zu bringen.

Allein die Engländer hatten des Portugieſiſchen Goldes ſchon genug, um dem Portugieſiſchen Golde neben den verſtopften Ausfuhrkanälen verborgene zu eröffnen. Dem Ausfuhrverbote und der ſtrengen Wachſamkeit des Miniſters zum Trotze, gingen, bis zu dem großen Liſſaboner Erdbeben, (1755,) jährlich ſechs bis acht Millionen Thaler aus Portugal nach England über. Der Vorrath des baaren Geldes blieb alſo fortwährend, wie Handel und Induſtrie der Portugieſen, geringe.

Nicht viel beſſer gelangen anfangs die Verſuche zur Aufnahme des Ackerbaues. Portugal iſt, bey einem nur mäßigen Fleiße ſeiner Einwohner, fähig, nicht nur ſeinen ganzen Bedarf, ſondern auch einen beträchtlichen Ueber-

ſchuß zur Ausfuhr zu produciren. Gleichwohl ließ es und läßt es ſich noch jetzt von den Engländern bey weitem den größten Theil ſeines Bedarfs für baares Geld zuführen. Die Verordnungen, welche deßhalb ergingen, richteten wenig aus, und konnten nur wenig ausrichten, gegen die ſo lange eingewurzelte Trägheit der Nation und die Intriguen der Engländer, wodurch ſie in dieſer Trägheit und Arbeitsſcheu immer aufs neue wieder beſtätigt wurden.

Ganz im Geiſte des Merkantil-Syſtems richtete Carvalho ſeine Thätigkeit, mehr als auf irgend einen andern Gegenſtand, auf die Belebung des Activ-Handels der Portugieſen mit ihren Kolonien und andern Ländern. Als ein Schüler der Engländer, hielt er die Errichtung von Handels-Compagnien für das ſicherſte und wirkſamſte Mittel zu dieſem Zwecke. Er ſah hierin zugleich ein Mittel, die Handels-Tyranney der Engländer einzuſchränken, ohne die Tractate mit England zu verletzen.

Den erſten Verſuch dieſer Art machte er mit dem Handels-Monopol über den Handel nach China und Indien, welches er, (1754,)

einer Geſellſchaft ertheilte, an deren Spitze das Liſſaboner Handelshaus Oldenbourg ſtand. Dieſer folgte bald nachher, in eben dieſem Jahre, die Einrichtung einer zweyten, für den Handel nach Maranhaon.

Dieſe Maaßregeln, auch wenn ſie mit der größten Behutſamkeit wären eingeleitet worden, mußten natürlich viel Mißfallen erregen. Die Engliſchen Factore hatten eben ſo viel Einfluß auf das öffentliche Urtheil, als die Engliſchen Miniſter bisher auf die Maaßregeln der Regierung. Auch wurde, beſonders durch die Errichtung der letztern Handelsgeſellſchaft, dem Intereſſe der Jeſuiten nahe getreten. Dieſe unterließen daher nicht, das Mißvergnügen zu nähren, welches durch jene veranlaßt wurde. Einige erdreiſteten ſich ſogar, öffentlich, von der Kanzel, dagegen zu predigen.

Carvalho ließ einige der angeſehenſten Negotianten, welche ſich am lauteſten gegen ſeine Neuerungen geäußert hatten, Landes verweiſen; die unberufenen Prediger aber durch Militär aus ihren Collegien hohlen, um ſie zur Stadt hinaus zu jagen. Dieſe Maaßregeln

erregten Erſtaunen und Beſtürzung, und waren die erſten Schritte zu einer förmlichen und offenen Fehde gegen die Jeſuiten, welche, den größten Theil der Adminiſtration dieſes Miniſters hindurch, ihn unabläſſig beſchäftigte und zu den merkwürdigſten Unternehmungen deſſelben gehört.

Die Mißhelligkeiten zwiſchen ihm und den Jeſuiten hatten bereits einige Jahre vorher, auf Veranlaſſung des Vertauſchungs-Projectes der Portugieſiſchen Kolonie San Sagramento gegen einige Diſtricte von Paraguay, ihren Anfang genommen. Bekanntlich hatten hier die Jeſuiten, unter dem Titel von Miſſionen, große Etabliſſements eingerichtet, welche dem Orden, als eigenthümliche Beſitzungen, durch Bergwerke und durch Handelsvortheile unermeßliche Summen eintrugen.

Dieſe ganze Kolonie ſtand, dem Nahmen nach, unter der Oberherrſchaft Spaniens; allein eigentlich wurde ſie von den Jeſuiten beherrſcht. Indem ſie die Landeseinwohner bekehrt hatten, hatten ſie dieſelben zugleich ſich zu unterwerfen und in eine Art von Leibeigenſchaft zu bringen

gewußt, und dadurch ihre eigne Herrſchaft vollkommen feſt begründet.

Schon vor der Adminiſtration Carvalho's hatte der Statthalter von Rio Janeiro, reicher Gold-Bergwerke wegen, welche ſich hier finden ſollten, der Portugieſiſchen Regierung den Vorſchlag gethan, ſieben der ſo genannten Miſſionen der Jeſuiten, die unter der Benennung der Miſſionen von Uraguay als die blühendſten bekannt waren, von Spanien, gegen den größern, aber wenig bebaueten, Landſtrich der Kolonie del Sagramento einzutauſchen.

Schon damahls fand dieſer Vorſchlag Eingang und gedieh zu einem Vertrage zwiſchen Spanien und Portugal, der aber unausgeführt blieb. So bald Carvalho in die Adminiſtration eintrat, wurde von ihm dieſe Angelegenheit wieder aufgenommen und die Ausführung des Vertrags mit der größten Lebhaftigkeit betrieben.

Man war überein gekommen, um die Unterwerfung deſto ſicherer und ſchneller zu bewirken, die Landeseinwohner dieſer Miſſionen

nach San Sagramento und die Einwohner dieſer Kolonie wieder nach Paraguay zu verſetzen. Dieſe Maaßregel mußte die Herrſchaft der Jeſuiten unvermeidlich zerſtören und gereichte ihnen daher zum großen Anſtoße. Sie nannten ſie, — was ſie freylich auch war, — hart und unmenſchlich, und erfüllten die Miſſionen mit dem lebhafteſten Widerwillen dagegen.

Ein vereinigtes Portugieſiſches und Spaniſches Truppen-Corps war, zur Vollziehung des Vertrages, nach Paraguay geſandt worden und — fand bey den, von den Jeſuiten angeführten, Indianern den lebhafteſten Widerſtand. Die Truppen wurden durch dieſen kleinen Krieg geſchwächt, durch Krankheiten aufgerieben; und die Jeſuiten blieben immer noch in dem Beſitze ihrer Miſſionen.

Carvalho erhielt Nachricht hiervon und zugleich von dem verborgenen, aber weſentlichen Antheile, welchen die Jeſuiten an der Widerſetzlichkeit der Indianer hatten. Er ſandte nun, (1753,) ſeinen Bruder, Franz Xaver Mendoza, mit einem nicht unbeträchtlichen Truppen-Corps nach Indien, um die Beſitz-

nehmung von Paraguay, dem Vertrage gemäß, zu bewirken. Mendoza hatte zugleich den Auftrag, bey fernerer Widerſetzlichkeit mit Nachdruck gegen die Jeſuiten ſelbſt zu verfahren, und ſie, wenn ſie ſich durchaus nicht fügen wollten, aus ihren Miſſionen zu verjagen.

Bald nachher wurde auch, ſo wohl in Portugal als in Indien, eine Verordnung publicirt: durch welche die Indianer in Paraguay von aller Unterthänigkeit von den Jeſuiten entbunden, und in allen weltlichen Angelegenheiten allein dem königlichen Statthalter untergeordnet und an ihn gewieſen wurden.

Mit dieſen Maaßregeln ſtand die Stiftung der Geſellſchaft für den Handel nach Maranhaon in Verbindung; und hatte, wie dieſe, die Schwächung der Macht der Jeſuiten in jenem Welttheile zum Hauptzwecke.

Daß jetzt die Glieder dieſer gottſeligen Geſellſchaft Carvalho nicht mehr für einen der Ihrigen hielten, wird man ohne unſer Erinnern erwarten. Der Verdruß, ſich in ihm betrogen zu haben, vermehrte die Empfindlichkeit, welche ſie über ſeine Maaßregeln und über

ſeinen täglich zunehmenden Einfluß empfanden. Sie fingen an, ihm bey dem Könige entgegen zu arbeiten, und hatten unſtreitig die Abſicht, ihn zu ſtürzen, um ihn durch einen zuverläſſigern Anhänger erſetzen zu können.

Bey dem hohen Adel fanden ſie, für dieſen Zweck, eine kräftige Unterſtützung. Auch dieſen hatte der kühne Carvalho ſchon empfindlich angetaſtet und dadurch gegen ſich in den Harniſch gebracht. Nicht nur ſahen ſich die großen Familien von dem Antheile an der Staatsverwaltung mehr und mehr entfernt; nicht nur, bey einer großen Promotion im Militär und Civile, gänzlich übergangen: ſondern Carvalho fing ſogar an, die Lehen der Krone in Africa und America, welche den Großen zum Theil ſeit geraumer Zeit überlaſſen waren, wieder mit der Krone zu vereinigen. Dadurch ſahen ſich mehrere um ihre reichſten Einkünftsquellen gebracht und manche verloren dadurch Beſitzungen, wie kleine Fürſtenthümer, welche ſie auch unabhängig, wie Souverains, regiert hatten.

Auch von dem übrigen hohen Clerus konnten ſie ſich keine Unterſtützung verſprechen; denn Carvalho hatte auch dieſem ſchon gezeigt, daß er die Abſicht habe, ſeiner Herrſchaft Grenzen zu ſetzen. Eine königliche Verordnung hatte die Auto da Fe unterſagt, auch die Unterſuchungen und Urtheile der Inquiſition der Autorität des Staatsraths unterworfen.

Wie componirt und thätig daher auch der Angriff ſeyn mochte, welcher gegen Carvalho von mehrern Seiten her gerichtet wurde, ſo wußte er ihm doch kräftig und geſchickt genug zu begegnen. Er verſtand die Kunſt, die Furchtſamkeit und das Mißtrauen des Königs gegen diejenigen zu richten, welche ihm hätten furchtbar werden können. Die feinen Inſinuationen der Jeſuiten fanden daher eben ſo wenig Eingang bey dem Könige, als der laute Tadel und die bittern Spöttereyen der Großen. Beyde dienten nur dazu, Carvalho noch kräftigere Waffen in die Hände zu geben, indem er den König täglich mehr gewöhnte, in ſeinen Tadlern ſeine perſönlichen Feinde und in ſeinen Feinden die Feinde des Königs ſelbſt wahrzunehmen.

5.

Carvalho's Betragen und große Verdienſte bey dem Erdbeben zu Liſſabon 1755.

So waren die Verhältniſſe und die Wirkſamkeit Carvalho's, als ſich jene große ſchaudervolle Begebenheit ereignete, welche dem ganzen Königreiche, und beſonders der Hauptſtadt mit allen ihren Einwohnern, einen ſchrecklichen Untergang zu bereiten ſchien.

Es war am erſten November des Jahrs 1755, an einem heitern, ſchönen Morgen, als ſich, gegen zehn Uhr, plötzlich, unter einem dumpfen Getöſe, ein Erdbeben ereignete, welches in einem Momente zu Liſſabon Tauſende von Häuſern, Palläſten, Kirchen zuſammen ſtürzte und Zehn=tauſende von Menſchen unter deren Trümmern begrub.

Nicht leicht hat eine der verheerenden Naturwirkungen eine grauſenvollere Scene veranlaßt, als dieſe Erderſchütterung, in dieſer unglücklichen Stadt, in dieſem einzigen furchtbaren Momente. Hier tönte ein dumpfes Angſtgeſchrey aus verſchütteten Gewölben hervor; dort ſchlugen Flammen über den Trümmern

zuſammen und verzehrten, was durch die Erd⸗
erſchütterung noch verſchont geblieben war.
Greiſe, Frauen, Kinder, Kranke, die noch in
ihren Betten lagen, wurden erſtickt, ohne daß
man ihnen Hülfe leiſten konnte; oder wurden
zerſchmettert, verſchüttet und ſo zu dem ſchmäh⸗
lichſten, ſchaudervolleſten Tode, dem Tode des
Hungers, verdammt. Schrecken, Verwirrung,
Hin⸗ und Herlaufen, Angſtgeſchrey, Flehen um
Hülfe und Rettung, vermehrten das Grauſen⸗
volle dieſer Scene und die Größe des Jammers.
Zahlreiche Diebe und Räuber miſchten ſich un⸗
ter das Getümmel; ſtahlen, plünderten, morde⸗
ten, legten Feuer an, und vervielfältigten und
nährten die Flammen, die ohnehin ſchon fürch⸗
terlich genug wütheten, um zu ſtehlen.

Auf dieſe Weiſe war eine große blühende
Stadt, in wenig Stunden, in einen Schutthau⸗
fen verwandelt; unzählig reiche und wohlha⸗
bende Familien waren in Armuth und Elend
geſtürzt; Kinder ihrer Aeltern, Aeltern ihrer
Kinder beraubt; die ſchönſten Verhältniſſe zer⸗
riſſen; die ſüßeſten Hoffnungen vernichtet; die
reizendſten Freuden in Jammer und Klage ver⸗
wandelt.

Hülfe wurde überall geſucht und nirgends gefunden, da jeder nur auf ſeine Rettung bedacht war, und das Raub- und Mordgeſindel die Wenigen, die Menſchlichkeit genug hatten, die eigne Gefahr über der allgemeinen Noth zu vergeſſen, hinderte, beraubte und mordete.

In dieſer allgemeinen, verzweiflungsvollen Noth erſchien Carvalho, als ein mächtiger, helfender und rettender Schutzgeiſt. Nie hat ſich die Kraft ſeines Geiſtes und die Größe ſeiner Thätigkeit glänzender gezeigt, als in dieſem Zeitpuncte. Dieſe Tage des allgemeinen Jammers waren für ihn die Tage der ſchönſten Glorie. Von dem erſten verheerenden Augenblicke an war er unabläſſig mitten unter den Todesgefahren und Schreckniſſen jeder Art. Er rettete, er ordnete an, er tröſtete. Er eilte den Verſchütteten zu Hülfe, ſteuerte den Flammen, der Hungersnoth, that dem Rauben und Plündern Einhalt. Er ließ die Todten begraben, Lebensmittel herbey ſchaffen, Wege durch den Schutt und die Flammen bahnen, die verſchütteten Schätze aufſuchen und den Eigenthümern wieder zuſtellen.

Mitten in der Verwirrung, in der jeder in banger Beſorgniß nur auf ſich achtete, hatte er das beobachtende Auge überall. Er ließ die Diebe und Räuber aufgreifen und auf den Trümmern der zuſammen geſtürzten Häuſer aufknüpfen. So menſchenfreundlich er ſich gegen die Unglücklichen zeigte; ſo hart war er gegen die Räuber und Mordbrenner. Mehrere hundert wurden in wenig Tagen aufgehangen, und auch die, welche ſich nur des Raubes oder Plünderns verdächtig gemacht hatten, auf der Stelle mit dem Tode beſtraft.

Ohne ſich um ſein Haus und das Schickſal ſeiner Familie zu bekümmern, hatte er es gleich bey den erſten ſchrecklichen Stößen des Erdbebens verlaſſen, um ſeine helfende Fürſorge der allgemeinen Noth und Gefahr zu widmen. Wiewohl ſeine Wohnung, bey der allgemeinen Zertrümmerung rings umher, unverletzt geblieben war, betrat er ſie doch mehrere Tage lang hinter einander nicht. Tag und Nacht war er ſtets beſchäftigt, ſtets überall. Kein Bedürfniß der Ruhe und Stärkung wandelte ihn an. Sein Wagen war ſeine Wohnuug, ſein Schlaf-

zimmer, ſein Büreau; und in acht und vierzig Stunden hatte er kein Nahrungsmittel zu ſich genommen, als ein wenig Brühe, die ihm ſeine Gemahlinn ſelbſt in ſeinen Wagen gebracht hatte.

Mit den Schreckniſſen der erſten Tage war die Gefahr noch nicht vorüber; das Unglück kaum gemindert, das Hülfsbedürfniß, alſo auch Arbeit und Anſtrengung für Carvalho, eher erhöhet und vermannigfaltigt.

Wer ſich retten konnte, war aus der Stadt geflohen, um auf einer nahe gelegenen Anhöhe Sicherheit zu ſuchen. Hier lagerten Tauſende von Menſchen, von beyden Geſchlechtern, aus allen Ständen und Verhältniſſen, in dem ſeltſamſten Gemiſche unter einander. Es war der Zuſtand der vollkommenſten Gleichheit; aber auch der Zuſtand der höchſten Verwirrung, Hülfloſigkeit und Unſittlichkeit. Jeder Tag brachte neue Schreckniſſe, und dennoch umhüllte jede Nacht neue Schändlichkeiten und Greuelthaten. So bringen Unordnungen in der phyſiſchen Welt auch faſt alle Mahl ähnliche Greuel-Scenen in der moraliſchen hervor. Wo die

Elemente wüthen, zerreißen auch die unſittlichen Leidenſchaften die Bande der Vernunft und Moralität, und veranlaſſen Schändlichkeiten, die eben ſo ſchaudervoll und empörend, als die Wirkungen der todten Natur ſchreckensvoll und verheerend ſind.

Wie unabläſſig Carvalho auch arbeitete, dieſen Unordnungen, wie der allgemeinen Noth, ein Ziel zu ſetzen; ſo war er doch mit der höchſten Anſtrengung lange kaum im Stande, ſie nur in etwas zu mindern. Das Erdbeben war weder mit dem erſten Tage, noch waren mit dem Erdbeben die Schreckniſſe der Natur beendet. Mehrere Monathe hindurch wurden die Erderſchütterungen, in Zwiſchenräumen von wenigen Tagen, ohne Unterlaß und zum Theil mit der gewaltſamſten Heftigkeit, wiederhohlt. Der Tago ſchwoll an und drang, mit wildem Ungeſtüm, über ſeine Ufer hinaus. Das Meer ſchien empört. Die Fluthen verſchlangen die Schiffe und überſtrömten das Land mehrere Meilen weit. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auch auf die Anhöhen, wohin ſie ſich vor der Wuth des Erdbebens, der Flam-

men und der Fluthen geflüchtet hatten. Näſſe, Erkältung, Krankheit und Hunger brachten hier, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, unzähligen Menſchen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin, gegen die Wuth des Erdbebens, geborgen hatten.

Dieſe Beharrlichkeit des Unglücks und der Verheerung, welche die empörte Natur überall verbreitete, und wodurch ſie gleichſam jeder menſchlichen Anſtrengung zur Rettung und Hülfe Hohn ſprach, vermochte dennoch den menſchenfreundlichen Eifer Carvalho's nicht zu ermüden.

Sein Geiſt theilte ſich auch andern mit und belebte ſogar die Schlaffheit des Königs zum Mitgefühle und zur Thätigkeit. Auch Er und ſeine Familie waren ohne Obdach, ohne Lebensmittel, ohne Schutz. Der Pallaſt des Königs war, wie die meiſten übrigen Gebäude, zuſammen geſtürzt. Ihm und ſeiner Familie war das Leben nur dadurch gerettet, daß ſie ſich eben unterweges, nach Belem, (einem reichen Kloſter, wo der König eine Wohnung hat,) befanden.

Der König und ſeine Familie lebten acht Tage lang unter Zelten, in der Entbehrung faſt jeglicher Bequemlichkeit. Der König nahm Theil an den Anordnungen für die Rettung und Erleichterung der Unglücklichen; ſorgte mit dafür, daß die Todten begraben wurden; ja, er legte, auf Carvalho's Aufforderung, ſelbſt zuerſt mit Hand ans Werk, um den Arbeitern Muth und Luſt zu machen, die aus Furcht und Vorurtheil ſich weigerten, dieſe höchſt dringende Arbeit zu beginnen.

Die Königinn ließ von den wenigen Lebensmitteln, die man für die königliche Familie herbey geſchafft hatte, Austheilungen machen. Man fragte nach; man zeigte die lebhafteſte Theilnehmung; man bemühete ſich, das Unglück zu mildern, das freylich überall und mit jeder Stunde dringender zur Rettung und Hülfe aufforderte.

Den Verluſt an Menſchen, welchen dieſe ſchreckliche Naturbegebenheit bewirkt hatte, berechnete man, allein für Liſſabon, auf dreyßig tauſend. Er würde noch bey weitem größer geweſen ſeyn, wenn die erſte, ſchrecklichſte und

verheerendſte Erſchütterung ſich nicht an einem Sonntage ereignet hätte. An den übrigen Tagen ſind, in der Stunde von neun bis zehn, die Kirchen mit Menſchen angefüllt. Am Sonntage aber geht, nach einer alten und allgemeinen Sitte, der Einwohner Liſſabons, ſchon mit dem frühen Morgen, aufs Land. Viele Tauſende von Menſchen befanden ſich daher im Freyen und außer aller perſönlichen Gefahr, die außerdem von den einſtürzenden Wohnungen und Kirchengewölben würden erſchlagen worden ſeyn.

Immer kamen dennoch ſehr viele, und zwar die meiſten, von den Erſchlagenen und Verſchütteten in den Kirchen um. Viele hatten ſich dahin geflüchtet, in der Vorausſetzung, daß die Feſtigkeit dieſer Gebäude der zerſtörenden Gewalt der Erſchütterungen eher widerſtehen würde; und eben dieſe war es, welche ihnen nur einen gewiſſern Tod bereitete.

Der Verluſt an Eigenthum war unermeßlich und kaum, auch nur im Allgemeinen, zu berechnen. Er erſtreckte ſich über alle Claſſen der Einwohner, und traf den König ſo gut als den Sackträger.

Der königliche Pallaſt war, mit allen Koſtbarkeiten, die er enthielt, von der Erde verſchlungen. Man gab dieſen Verluſt allein auf funfzehn Millionen Livres *) an; — eine Kleinigkeit jedoch gegen die ganze Maſſe deſſen, was durchaus unwiederbringlich und rettungslos zu Grunde gegangen war. Nach einer oberflächlichen Schätzung, — denn wie war es möglich, eine genauere zu veranſtalten, und wozu konnte es nutzen? — wird die Summe des ganzen Verluſtes, für Liſſabon, auf zwey tauſend zwey hundert und vier und achtzig Millionen Livres **) angegeben.

Carvalho ließ fortwährend, mit unermüdetem Fleiße, Nachſuchungen anſtellen, die Schutthaufen aufwühlen und die verſchütteten Gewölbe aufgraben. Es wurde viel und von großem Werthe gefunden, und den Eigenthümern wieder zugeſtellt. Indeſſen darf dies doch kaum in Anſchlag gebracht werden, gegen das, was

*) Gegen vier Millionen Thaler.

**) Ungefähr fünf hundert und ſiebzig Millionen Thaler.

verloren war und blieb, durch keine Anſtrengung und Bemühung wieder herbey geſchafft, ſo wie durch keine Aufopferung erſetzt werden konnte.

Die großen Verdienſte, welche ſich Carvalho bey dieſer Gelegenheit erworben hatte, waren über alle Verkleinerung und Entſtellung erhaben, und erwarben ihm faſt allgemein Achtung und Bewunderung. Nur einige ſeiner erbittertſten Gegner unter dem Adel vermochten es nicht über ſich, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Indem Carvalho unabläſſig und mit mehr als menſchlicher Thätigkeit für Rettung, Sicherung und Ernährung ſorgte, ſchlich einiges von dem Otterngezüchte der Höflinge um den König her und ſuchte ihm ſein Gift einzuhauchen.

Nie hätte indeſſen der Zeitpunct weniger günſtig gewählt werden können. Der König empfand gerade jetzt eine Art von heiliger Ehrfurcht vor ſeinem Günſtlinge. Auf ihn hatte beſonders der Zufall, daß das Haus des Miniſters mitten unter den Trümmern allein ſtehen geblieben war, einen ſtarken Eindruck gemacht.

Er ſah in ihm nunmehr einen ganz beſondern Schützling des Himmels, einen Auserwählten, dem keine Gefahr etwas anhaben, den keine Strafe und Landplage treffen könne.

Dieſe Vorſtellungen befeſtigten ihn in dem unbegrenzteſten Zutrauen zu ihm noch mehr. Er fühlte, daß er nur unter dem Schutze und durch den Beyſtand dieſes außerordentlichen Mannes Sicherheit und Ruhe genießen könne, und überließ ſich daher ſeiner Leitung unbedingt. Um ihm und dem ganzen Reiche ſeinen Beyfall mit dem Betragen des Miniſters zu erkennen zu geben, legte ihm der König den Titel eines Grafen von Oeyras, nach einer Herrſchaft, welche der Miniſter beſaß, bey, und begegnete ihm mit der ausgezeichnetſten öffentlichen Achtung.

So bald die Natur ſich nur einiger Maßen wieder beruhigt zu haben ſchien, traf Carvalho, oder, wie wir ihn von jetzt an nennen werden, der Graf von Oeyras, Anſtalten zum Wiederaufbaue der zerſtörten Hauptſtadt. Dieſes Unternehmen erforderte unermeßliche Summen und machte daher neue Auflagen nöthig. Oeyras ſuchte ſie auf die Ausländer,

beſonders die Engländer, zu wälzen, und legte eine Abgabe, von vier Prozent, auf alle ausländiſche Waaren; eine Verfügung, die zugleich verräth, daß er ſeine Hauptabſicht, den Handel der Engländer einzuſchränken und die inländiſche Induſtrie zu beleben, nie, unter keinen Umſtänden, aus den Augen verlor.

Wie laut man auch jetzt wieder über dieſe Neuerung ſchrie; wie ſehr man auch dagegen, von Seiten der Engliſchen und anderer Regierungen, proteſtirte: ſo blieb doch Oeyras unerſchütterlich. Da es an ausländiſchen Manufactur-Producten zu fehlen anfing, gab der König ſelbſt, auf Antrieb ſeines Miniſters, das Beyſpiel, ſich der ſchlechtern inländiſchen zu bedienen. Der König und, nach ſeinem Beyſpiele, Tauſende ſeiner Unterthanen, die geglaubt hatten, ohne Engliſche Tücher ſich nicht bekleiden zu können, trugen jetzt Kleider von einem groben Portugieſiſchen Tuche, und erſparten dadurch der Nation eine Ausgabe von mehr als einer Million Cruſaden, welche ſonſt in die Caſſen der Engliſchen Handelsleute übergegangen waren.

6.

Der Graf von Oeyras wird erſter Miniſter. Fernere Reformen und Verfügungen. Aufruhr zu Oporto, und deſſen Beſtrafung.

Im Anfange des Jahrs 1756 ſtarb der erſte Staats-Secretär, Dom Pedro de Motta, und nun rückte Oeyras in deſſen Stelle. Er war nun erſter Miniſter und, in Betreff ſeiner Macht, ganz eigentlich der Stellvertreter des Königs. Er übte dieſelbe von nun an, in Rückſicht auf alle Gegenſtände der Regierung, in dem Umfange aus, in welchem ſie, von dem Könige ſelbſt, nur immer ausgeübt werden konnte.

In ſeine bisherige Stelle, als Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe, ließ er einen ſeiner ergebenſten Anhänger, Ludewig von Acunha, einſetzen. Die dritte Miniſter-Stelle, für das Seeweſen, bekleidete anfangs noch einige Zeit Diego Mendoza de Corte Real. Bisher hatte er ſich völlig in ein untergeordnetes Verhältniß gegen Oeyras gefügt und ihm die unbedingteſte Ergebenheit gezeigt. Nun aber gewannen ſeine Gegner Einfluß auf den ſchwachen Mann, und beſtimmten

ihn ſogar dahin, einer Relation des erſten Miniſters zu widerſprechen und ſeine Abſichten dem Könige verdächtig zu machen.

Einige Tage nachher überbrachte ihm Acunha ſeine Abdankung und ein Verweiſungs = Decret, nach Mazargon in Africa.

Der unglückliche Abbé erſtaunte und erſchrak. Er hatte geglaubt, in der Gunſt und dem Vertrauen des Königs ſo feſt zu ſitzen, daß er nichts zu befürchten habe. Er pflegte täglich einige Schüſſeln mit Gebackenem, welches der König ſehr liebte und zwey Deutſche Mädchen, in dem Hauſe des Staats = Secretärs, allein zu verfertigen verſtanden, nach Hofe zu ſchicken. Dies war auch heute geſchehen und gut aufgenommen worden. Wie konnte er erwarten, daß man einen Mann, der im Beſitze ſolcher Geheimniſſe ſey, ſo leicht entbehrlich finden werde? Auch hat es wohl vor ihm und nach ihm Miniſter gegeben, die ſich durch eben nichts Wichtigeres, als die Bereitung eines Backwerks, nothwendig zu machen gewußt haben. Nur ſtanden ſie dann nicht einem Grafen Oeyras gegen über, und wagten es noch weniger, Hand an ihn legen zu wollen.

Mendoza hatte wenigſtens den Troſt in ſeinem Unglücke, daß es mehrere der angeſehenſten Perſonen des Adels, aus gleichen Veranlaſſungen, mit ihm theilten. Nach dem Maaße, worin ſich die Macht des Miniſters feſter begründete, ſchien ſich auch ſeine despotiſche Gemüthsart immer mehr zu entwickeln. Doch muß man auch geſtehen, daß er, den Verhältniſſen und Umſtänden zufolge, entweder ſeine Plane aufgeben, oder ſich mitunter auch harte, despotiſche Maaßregeln erlauben mußte.

Sehr ausgebreitete und gefährliche Geſchwüre können nur durch tiefe und ſchmerzende Einſchnitte geheilt werden; und wer mag es längnen wollen, daß es Krankheiten des Staats wie des Körpers geben kann, in welchen eine gewiſſe Härte in dem Verfahren des Arztes Wohlthat für den Kranken werden kann? Sind einzelne Glieder des Körpers ſo durchaus verdorben, daß der ganze Körper nur durch eine Amputation derſelben oder durch eine ſchmerzhafte Operation an denſelben gerettet oder ihm die Geſundheit wiedergegeben werden kann; ſo würde der ſanftere Arzt, der ſich durch die Kla-

gen des Kranken und die ſchmerzlichen Zuckungen des verdorbenen Gliedes abhalten ließe, die Operation vorzunehmen, durch ſeine Weichmüthigkeit zum Mörder des Kranken werden, indem der härtere, ſelbſt durch ſeine Härte, die Pflichten der Menſchlichkeit erfüllete.

Alles wird freylich in dieſem Falle darauf ankommen: ob der Arzt Befugniß und Verpflichtung dazu habe, und in wie fern der Kranke ſich ſeiner Willkühr überlaſſen habe. Iſt der Arzt unberufen, oder maßt er ſich mehr Gewalt über den Kranken an, als dieſer ihm einzuräumen geneigt ſeyn möchte; dann dürfte er auch ſein Verfahren allerdings nur ſchwer oder gar nicht rechtfertigen können, ſeine Abſichten möchten ſeyn welche ſie wollten.

In wie fern Oeyras ſich in dieſem oder dem entgegen geſetzten Falle befunden habe, laſſen wir unbeurtheilt. Wie er auch ſelbſt über ſein Verhältniß gedacht haben möge, ſo ſcheint ausgemacht, daß eine gewiſſe eigenthümliche Härte, in ſeiner Gemüthsart, — mitunter auch wohl gereizte Leidenſchaftlichkeit, Selbſtvertheidigung, auch wohl Selbſtrache, — in manche ſeiner Maaßregeln mit eingewirkt habe.

Indeſſen würde man ihm gewiß Unrecht thun, wenn man dies auf alle ſeine, als ſtrenge, ſelbſt als despotiſch erſcheinenden, Maaßregeln anwenden wollte. Wenn er die Schaarwächter autoriſirte, die in der Nacht aufgegriffenen Umherſtreifer auf der Stelle aufzuhängen; ſo konnte dies durchaus keinen andern Zweck haben, als die öffentliche Sicherheit endlich wieder herzuſtellen und dem mannigfaltigen nächtlichen Unfuge und den nächtlichen Schändlichkeiten zu ſteuern.

Die Unordnungen, welche von je her in dieſer Hauptſtadt geherrſcht und an welcher ehemahls der junge Carvalho ſelbſt Theil genommen hatte, erreichten nach dem Erdbeben den höchſten Grad. Zu dem jungen Adel geſellten ſich noch Räuber und Mordbrenner, und zu der Zeit, da faſt niemand ein Obdach hatte, war auch faſt niemand ſeines Lebens ſicher. In einem ſo außerordentlichen Falle konnte eine Maaßregel wohlthätig ſeyn, die, ihres faſt unvermeidlichen Mißbrauchs wegen, in jedem andern verwerflich geweſen ſeyn würde.

Und gewiß würde nicht ſo viel Geſchrey darüber erhoben ſeyn, hätte ſie nicht zugleich die Wüſtlinge aus dem hohen Adel mit getroffen. Gleichwohl kannten die Frechheit und der Muthwille dieſer Menſchen beynahe durchaus keine Grenzen mehr. Sie verübten nicht ſelten am hellen Tage die abſcheulichſten Mordthaten, ohne nur zu ahnen, daß ſie nicht dazu berechtigt ſeyn könnten. Selbſt vergriffen ſie ſich nicht ſelten an obrigkeitlichen Perſonen. *) Sie wa=

*) Dem Grafen Oeyras gelang es endlich, durch die höchſte Strenge dieſem Unfuge nur einiger Maßen zu ſteuern. Allein gleich nach ſeiner Entlaſſung wurde er wieder ärger, als er je vorher geweſen war. So begegneten zwey Edelleute dem Stadtrichter der Hauptſtadt. Beyde waren zu Wagen, und der Stadtrichter, ein alter kurzſichtiger Mann, fährt vorüber, ohne die Fidelgos, (hochadeligen Herren,) zu grüßen. Dieſe nehmen es übel, ſteigen aus, mißhandeln ihn mit Scheltworten, und da er ſich vertheidigt und ihnen Vorſtellungen über ihr Betragen macht, zieht der eine ſeinen Degen und ermordet ihn auf der Stelle. Sie fliehen nun zu dem Franzöſiſchen Geſandten. Dieſer hilft ihnen heimlich fort. Bald aber kommen ſie zurück und werden begnadigt. Von Strafe iſt gar nicht die Rede.

ren, wie das Raubes- und Diebesgeſindel, mit dem Staate in einem Verhältniſſe des Kriegs begriffen, und es war durchaus nöthig, ſie zu ſchrecken, um ſie nur einiger Maßen zur Ordnung zurück zu führen.

Da die Verfügungen des Miniſters stets mit egoiſtiſchen Leidenſchaften des Stolzes und der Habſucht wie mit anarchiſchen Anmaßungen im Streite waren, ſo mußten ſie auch stets Mißfallen erregen und Tadel veranlaſſen. Eine von denen, welche am lauteſten gemißbilligt und am giftigſten verunglimpft wurde, war die Errichtung einer Handelsgeſellſchaft zu Oporto, für den Handel mit Portugieſiſchen Weinen.

Auch dieſer war, wie der ganze übrige Handel, in der Gewalt der Engländer, und auch dieſe Handelsgeſellſchaft hatte, wie alle übrige, die Abſicht, ihn ihrer Alleinherrſchaft zu entziehen. Zu dem Ende wurde eine Geſellſchaft Portugieſiſcher Kaufleute ausſchließlich zu dem Weinhandel privilegirt. Sie wurde autoriſirt, durch Actien, einen Fond von anderthalb Millionen Cruſaden, zuſammen zu bringen. Und um die Engländer zu hindern, daß ſie nicht

die Capitalien, durch Verſprechung höherer Zin=ſen, an ſich zögen, wurde der Handelsgeſell=ſchaft das Vorrecht auf alle in jener Stadt und Gegend umher zu verleihende Capitalien ge=geben, bis die Zahl ihrer Actien vollzählig ſeyn würde.

Dieſe Maaßregel war allerdings vollkom=men despotiſch, und die ganze Handelsgeſell=ſchaft hatte eben die nachtheiligen Wirkungen, welche jedes Monopol, ſeiner Natur nach, ha=ben muß. Indeſſen war dadurch nur ein ge=ſetzliches Monopol für ein mißbräuchliches in die Stelle getreten, und die Klagen darüber würden nicht ſo laut und ungeſtüm geworden ſeyn, wenn nicht die, welche bisher im Beſitze des letztern geweſen waren, den Verluſt, wel=chen ſie dadurch litten, als einen Nachtheil für das Ganze vorzuſpiegeln gewußt hätten.

Die Engliſchen Handelsleute wiegelten, durch ihren Anhang, eine große Anzahl Men=ſchen, beſonders der niedern Claſſen, welche durch ſie bisher ihren Unterhalt gefunden hat=ten, die Weinbauern, auf, indem ſie ihnen vorſtellten, daß ſie ſonſt ihren Wein hätten ver=

kaufen können, an wen und um welchen Preis ſie gewollt hätten, jetzt aber gezwungen wären, ihn den Monopoliſten, um einen von dieſen zu beſtimmenden Preis, zu überlaſſen.

Es erhob ſich ein lautes Murren. Die Geiſtlichen, beſonders die Jeſuiten, die ebenfalls durch die Handelsgeſellſchaft verlieren mochten, ſchürten das Feuer an, bis es in Flammen empor ſchlug. Schaarenweiſe strömten die Landleute nach der Stadt. Die Gemüther erhitzten ſich. Es entſtand ein Auflauf; der Pöbel drang in das Haus des Stadtrichters; zog ihn, ungeachtet ſeiner Krankheit, aus dem Bette, ſetzte ihn auf einen Seſſel, trug ihn ſo in Prozeſſion durch die Stadt, und zwang ihn, laut und feyerlich gegen die Handelsgeſellſchaft zu proteſtiren.

Getümmel, Unordnung und Gewaltthätigkeiten nahmen überhand. Der Pöbel beſtürmte das Haus der Compagnie-Direction, verwüſtete und plünderte es. Der Commandant der Garniſon ließ einige Truppen gegen die Volkshaufen anrücken, wurde aber von ihnen mit Steinwürfen zurück getrieben. Weit wirk-

ſamer war eine Buß-Prozeſſion, welche die Franciscaner, auf Befehl des Gouverneurs, anſtellten. Der Pöbel wurde von Andachtsgefühl ergriffen, beruhigte ſich und zerſtreuete ſich endlich.

Der Miniſter erhielt nicht ſo bald Nachricht von dieſer Unordnung, als er ein Truppen-Corps nach Oporto abſandte, und Befehl gab, die ſtrengſten Maaßregeln, beſonders gegen die Anſtifter derſelben, zu ergreifen.

Der Miniſter glaubte, durch die Beſtrafung des erſten Verſuchs dieſer Art von allen ähnlichen für die Zukunft abſchrecken zu müſſen. Mehrere Perſonen wurden zum Tode, andere zu den Galeeren verdammt, und eine große Anzahl wurde des Landes verwieſen. Zugleich ließ er die Municipal-Verfaſſung, welche dieſe Stadt gehabt hatte, auf immer vernichten und der ganzen Stadt zur Buße die Unterhaltung der Executions-Truppen auflegen.

Natürlich fanden nun die Gegner des Miniſters, in dieſer Strenge, neuen Stoff zu Klagen über ſeinen Despotismus. Sie verbreiteten die Mißbilligung ſeines Verfahrens durch alle Stände und ſuchten ſie ſelbſt bis zu den Ohren des Königs zu bringen.

Der Miniſter, auf alles aufmerkſam und ſtets gerüſtet, ließ im Nahmen des Königs einen Preis von zwanzig tauſend Cruſaden für denjenigen ausbieten, welcher einen Tadler der Regierung und einen Anſchlag gegen einen der königlichen Miniſter entdecken und denunciiren würde. Dieſer Publication folgte bald eine zweyte, durch welche jede Widerſetzlichkeit gegen eine Verordnung des Königs oder eine Verfügung der Miniſter im Nahmen des Königs für ein Verbrechen der beleidigten Majeſtät erklärt wurde. Dadurch vermehrte er freylich die Beſchwerden über unerträglichen Despotismus nur noch mehr; allein er verhinderte doch ihr Laut-werden.

Die Jeſuiten und der hohe Adel rechneten es ihm fortwährend zum Verbrechen an: daß er den Willen des Königs für das erſte und einzige Grundgeſetz der Monarchie anerkannt wiſſen, und in der Ausübung deſſelben durchaus auf keine Privilegien oder Anmaßungen gewiſſer Stände oder Perſonen Rückſicht nehmen oder Rückſicht genommen wiſſen wollte.

Der Miniſter, ſeiner Seits, nahm hierauf wieder eben ſo wenig Rückſicht; vielmehr ließ er eben die, welche ihn des Despotismus wegen anklagten, denſelben auch am härteſten empfinden. Der Adel und die Jeſuiten wurden dadurch nur mehr erbittert, und nun begann eine offene Fehde, welche, von Seiten des Miniſters, gleich von Anfang an, mit einem Uebergewichte und bis ans Ende mit einer Beharrlichkeit geführt wurde, welche die Energie ſeines Characters am kräftigſten darſtellt.

7.

Die Mißhelligkeiten zwiſchen dem Miniſter, den Jeſuiten und dem hohen Adel werden zu einer offenen Fehde, die von dem Miniſter mit eben ſo entſchiedenem Uebergewichte als Kühnheit und Beharrlichkeit betrieben wird.

Die Jeſuiten hatten ſelbſt die Schreckniſſe des Erdbebens nicht unbenutzt gelaſſen, um auf die frevelhaften Unternehmungen des Miniſters hinzudeuten und die Gemüther zu beunruhigen. Sie redeten von den Kanzeln und bey jeder andern Gelegenheit über das Erdbeben als ein ſchreckliches Strafgericht des Zornes Gottes, und ga-

ben mancherley Winke über die Veranlaſſungen dazu, welche leicht verſtanden werden konnten.

Deyras hingegen hatte von Anfang an die ganze ſchreckliche Begebenheit für nichts weiter, als was ſie in der That war, eine Exploſion zerſtörender Naturkräfte, erklärt und dadurch Schrecken und Angſt zu vermindern geſucht.

Ein anderer würde mit ſolchen Aeußerungen ohne Zweifel vor das Inquiſitions-Gericht gezogen ſeyn; dem Miniſter aber, der über den Angriff dieſes Ungeheuers, das er mit ſeinem mächtigen Arme gefeſſelt hielt, erhaben war, konnte man nur durch giftige Inſinuationen ſchaden. Man verbreitete ſeine Aeußerungen mit Achſelzucken und Seufzen über Frevler und Gottesverächter unter dem Volke; unterließ auch nicht, dieſen Antichriſt in eben dem Lichte dem Könige vorzuſtellen. Man hoffte ihn hier um ſo ſicherer zu treffen, je weniger man ihm, von andern Seiten her, beykommen konnte.

Indeſſen wirkten ſie, beſonders durch ihre Strafpredigten, weiter nichts, als daß ſie einigen ſchwachen Gemüthern dadurch eine qualvolle

Beängſtigung erregten. Der Miniſter ließ ihnen ihr Betragen nachdrücklich verweiſen und ferneres Predigen und Reden dieſer Art auf das ſchärfſte unterſagen. Eine ſtete Beobachtung, mit der er die beliebteſten Volksredner überall umgeben ließ, ſetzte ſie in die Nothwendigkeit, zu gehorchen. Sie hatten bey Gelegenheit der Predigten wider die Handels-Compagnien geſehen, daß mit ihm in ſolchen Fällen auf keine Weiſe zu ſcherzen ſey.

Indeſſen war in Indien der Krieg der Regierung gegen die Indianer, oder vielmehr gegen die Jeſuiten, fortgeſetzt worden und hatte mehr als ein ſchreckliches und wirkungsloſes Blutvergießen veranlaßt. Die Jeſuiten der Miſſion wagten es, darüber dem Könige, durch den Beichtvater deſſelben, Vorſtellungen und Beſchwerden über den Bruder des Miniſters, der die königlichen Truppen in Maranhaon anführte, insgeheim überreichen zu laſſen. Der Verſuch war vergebens. Der Miniſter wurde davon, ſo wie von Allem, was an den König kam, ſogleich unterrichtet, und er gab nun ſeinem Bruder aufs neue Befehl: die Jeſuiten aus

ihren Miſſionen völlig zu vertreiben; die ange-ſehenſten und thätigſten aber, unter ſicherer Bewachung, nach Portugal zu ſenden. Der Befehl wurde zur Ausübung gebracht, und die überſandten Jeſuiten wurden in einige kleine Städte des Königreichs vertheilt, wo ſie unter ſorgfältiger Beobachtung gehalten wurden.

Zugleich arbeitete nun Oeyras dahin, die Jeſuiten, ſo wohl in den Augen des Königs als des Publicums, herab zu ſetzen. Jenem legte er zu dieſem Endzwecke Documente vor, welche er durch ſeinen Bruder erhalten hatte und welche ihre Herrſchaft und ihre Handels-Etabliſſements in ihren Miſſionen, ſo wie ihre offenbare Widerſetzlichkeit gegen die Vollziehung des Tauſchvertrags, außer Zweifel ſetzten. Es gelang ihm, ſie dadurch als gefährliche Men-ſchen darzuſtellen und ſo das Mißtrauen und die Furchtſamkeit des Königs gegen ſie zu richten.

Um das Publicum auf gleiche Weiſe gegen ſie einzunehmen, ließ er eine Druckſchrift ver-breiten, in welcher von dem jeſuitiſchen Staate und Kriege am Uraguay-Fluſſe genaue Nach-richt gegeben wurde. Man las jetzt mit Erſtau-

nen von einem beträchtlichen Staate, den dieſe frommen Männer, unter dem beſcheidenen Titel von Miſſionen, in America geſtiftet hatten; von einem Monarchen, aus ihrem Mittel; von Leibeigenſchaft; von einem zahlreichen Kriegsheere, das ſie nach Europäiſcher Weiſe gebildet und ſelbſt zur Schlacht geführt hatten; u. ſ. w. Dieſe Schrift wurde zwar nicht officiell bekannt gemacht; allein ſie wurde officiell an die fremden Miniſter ausgetheilt und ſelbſt dem Papſte und dem ganzen Cardinals-Collegio zu Rom überreicht.

Die Jeſuiten ergrimmten hierüber auf das heftigſte und erklärten Alles, was dieſe Schrift enthielt, für Lügen und Verleumdung. Sie ließen ſie in Paraguay ſelbſt fiscaliſch unterſuchen und für ein ſchändliches Libell erklären. Auch bewirkten ſie, daß ſie in Spanien, auf Befehl der Regierung, öffentlich verbrannt wurde. Indeſſen enthielt dieſe Behandlung keine Widerlegung, und ſie blieb immer ein ſehr empfindlicher Streich, welchen der Miniſter ſeinen Gegnern verſetzt hatte.

Vergebens bemüheten ſich die Jeſuiten, welche am Portugieſiſchen Hofe noch immer Zutritt hatten, auch bey Joſeph dem Erſten den Eindruck ganz auszutilgen, welcher durch dieſe Nachrichten bey ihm bewirkt war. Sie kannten die Gewalt, welche ſie ehemahls über ihn beſeſſen hatten. Joſeph war von Jeſuiten erzogen; die Beichtväter des Königs und der Königinn und die Lehrer der königlichen Kinder waren Jeſuiten. Es lebte ihrer eine beträchtliche Anzahl am Hofe, und ſie hatten unzählige Gelegenheit, dem Miniſter entgegen zu arbeiten.

Auch hatten ſie bisher immer noch von Zeit zu Zeit Beweiſe erhalten, daß ſie fähig wären, die Plane des Miniſters zu erſchweren, wohl gar zu vernichten. So ſchrieben ſie ſich zum Beyſpiel das Verdienſt zu, den König dahin disponirt zu haben, daß er dem Vorſchlage des Miniſters, die Juden nach Portugal zu ziehen, ſeine Einwilligung verſagte. Dieſe ſollten ſich nämlich erboten haben, wenn man ſie in Portugal aufnehmen wollte, Liſſabon auf ihre Koſten wieder aufbauen zu laſſen. Dem Miniſter war dieſes Anerbieten ſehr willkommen geweſen

und er hatte es bey dem Könige lebhaft unterſtüzt. Allein der Beichtvater des Königs hatte noch kräftiger dagegen gearbeitet und — das Project war verworfen.

Solche Siege gaben ihnen Muth und Hoffnung, auch noch größere zu erringen; und es leidet keinen Zweifel, daß ſie jetzt mit allem Ernſte dahin arbeiteten, das Gemüth des Königs gegen den Miniſter einzunehmen und ſo ſeinen Sturz vorzubereiten. Oeyras ſah dies ſehr wohl, und erkannte nicht minder die Größe der Gefahr, welche für ihn daraus entſtehen konnte. So überlegen er ihnen jetzt noch war, ſo kannte er doch das ſchwache Gemüth des Königs zu gut, als daß er in einer andern Maaßregel, als der gänzlichen Entfernung der Jeſuiten vom Hofe, ſeine Sicherheit hätte finden ſollen.

Dies war indeſſen unſtreitig das kühnſte Wageſtück, das er bis dahin unternommen hatte; — allein was war ſeiner Geſchicklichkeit und ſeinem Muthe zu kühn? Er wußte den König ſo mit Argwohn und Furcht zu erfüllen, daß er endlich ſeine Zuſtimmung zu einer Verfügung gab, mit welcher ſeine älteſten und

eigenthümlichſten Neigungen im Widerſpruche ſtanden. Ehe ſie es nur von ferne ahneten, erhielten die Beichtväter und alle Jeſuiten am Hofe, (am 16ten September 1757, Abends beym Schlafengehen,) den Befehl: ſich ſogleich in die für ſie bereit ſtehenden Wagen zu ſetzen und ſich in ihre Collegien zu begeben. Alle Vorſtellungen, alle Geſuche um Aufſchub, nur bis auf den folgenden Tag, waren vergebens. Sie mußten abreiſen und waren für immer vom Hofe verwieſen.

Man erwartet leicht, daß die heiligen Väter dieſen empfindlichen Streich auch tief und ſchmerzhaft empfanden. Sie ſchrien über Härte und Undankbarkeit; indem, wie ſie behaupteten, der Miniſter allein dem jeſuitiſchen Beichtvater des Königs ſeine Erhebung verdanke und dennoch dieſen mit den übrigen eine gleich harte Behandlung erfahren laſſe. Die Niederlage, welche ſie dadurch erfahren hatten, ließ ſie den Sieg noch keinesweges völlig aufgeben. Sie ſtellten ſich bey dem Volke als Märtyrer dar, und ſuchten auf dieſe Weiſe hier wieder zu gewinnen, was ſie, durch ihre Verweiſung

vom Hofe, dort verloren hatten. Ein zweytes Manoeuvre war: daß ſie ſich noch inniger mit den Unzufriedenen unter dem hohen Adel verbanden; die Erbitterung deſſelben gegen den Miniſter und ſelbſt gegen den König mehrten; und ſo den großen Streich vorzubereiten ſuchten, den ſie im äußerſten Falle auszuführen dachten.

Der Miniſter bemerkte bald, daß er in einem halben Siege gar keinen erfochten habe. Er ſchickte ſich daher an, ſie auch von der Seite anzugreifen, wo ſie ſich jetzt hauptſächlich zu verſchanzen ſuchten.

Nur durch die Autorität des Papſtes konnte das Vorurtheil des großen Haufens vernichtet werden, welches die Jeſuiten für ſich und gegen den Miniſter zu erregen und zu verſtärken gewußt hatten. Er ſandte eine Schilderung der Corruption der Portugieſiſchen Jeſuiten an den Papſt Benedict den Vierzehnten, und wirkte dadurch ein Breve aus, in welchem eine Viſitation derſelben anbefohlen wurde.

Der Cardinal Saldanha, der den Abſichten des Miniſters vollkommen entſprach, wurde zum apoſtoliſchen Viſitator beſtellt. Die

Reſultate ſeiner Unterſuchung waren die der Beſchwerden des Miniſters. Es erhellte daraus hauptſächlich, daß die Jeſuiten, um ſich zu bereichern, ihre Beſtimmung und ihren Stand ganz verläugnet und auf eine höchſt ärgerliche Weiſe Handel und Wandel getrieben hätten. Es wurde ihnen nun alles Predigen und Beichthören völlig unterſagt und dieſes Verbot überall, durch ganz Portugal, mit der größten Strenge und Wachſamkeit zur Ausführung gebracht.

Indem der Miniſter dieſen hartnäckigen Kampf mit den Jeſuiten rang, begann er einen nicht minder gefährlichen Krieg mit dem hohen Adel. Die großen Familien, zum Theil mit der königlichen verwandt und an eine Verachtung aller Miniſter, die nicht ihres Gleichen, ſo wie aller Verordnungen, die ihnen nicht gefällig waren, gewöhnt, nahmen täglich mehr Anſtoß an dem Betragen des Grafen von Oeyras. Sie ſpotteten über ihn, ſie tadelten ihn laut; ſie wagten es ſelbſt, dem Könige Vorſtellungen zu machen und den Miniſter bey ihm anzuklagen.

Der Miniſter ſah ſich genöthigt, gegen einige auffallende Schritte zu thun, um andere abzuſchrecken. Dom Juan de Braganza, ein Prinz vom Geblüte, der dem Könige das Verfahren des Miniſters bey dem Aufruhre zu Oporto verdächtig zu machen ſuchte, erhielt, — in der Erlaubniß, auf Reiſen zu gehen, — eine Verweiſung außer Landes. Der Marquis von Marialva, der den Oberbefehl des Marquis von Tancos, als General = Inſpecteurs aller Portugieſiſchen Truppen, über ſeine Diviſion nicht anerkennen wollte, wurde ſeiner Dienſte entlaſſen und vom Hofe verwieſen.

Andere, die gewöhnt waren, mit dem Könige auf einen ziemlich gleichen Fuß umzugehen, ſahen ſich entfernt und mit Kälte behandelt, von jedem Antheile an der Staatsverwaltung völlig ausgeſchloſſen.

Dieſe Fehden verhinderten den Miniſter nicht, ſeine Thätigkeit fortwährend auf die Vermehrung der Staatskräfte und die Reformen in der Staatsverwaltung zu richten. Beſonders beſchäftigte ihn jetzt die Beförderung des Landbaues. Er betrieb dies mit der Thätigkeit und

der Strenge, welche alle ſeine Unternehmungen bezeichnen.

Da er gewahr wurde, daß Aufmunterungen zur Vermehrung und Verbeſſerung des Feldbaues nichts fruchteten, trug er kein Bedenken, auch für dieſen Behuf gewaltſamere Maaßregeln anzuwenden. Er ließ die Weinſtöcke ausraufen, um die Beſitzer der Weinberge zu zwingen, daß ſie, ſtatt des Weins, Getreide bauen ſollten. Seine Gegner ſchrien nun: er laſſe die Weinberge der Unterthanen ruiniren, um ſeine eignen deſto höher zu benutzen. Man klagte über Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit, und vernichtete ſo die gute Wirkung großen Theils, welche er bey ſeinem, — allerdings ſehr despotiſchen, — Verfahren beabſichtet hatte. Ein gleiches Schickſal erfuhren manche ſeiner nützlichſten Verordnungen für die Beförderung des Landbaues. Man machte ſie lächerlich, um den Miniſter verächtlich zu machen.

Zu gleichem Zwecke benutzte man eine Begebenheit, wozu der Miniſter, wenigſtens unmittelbar, keinen Anlaß gegeben hatte. Wiewohl er die Verbeſſerung des Vertheidigungs-

zuſtandes des Reichs gegen auswärtige Angriffe nicht mit dem Eifer, wenigſtens nicht mit der Beharrlichkeit betrieb, als die Verſtärkung der Kräfte deſſelben im Innern; ſo ließ er dieſelbe doch nicht ganz aus der Acht. Bey einer gänzlichen Vernachläſſigung aller Theile des Kriegsweſens hatte die Artillerie dieſes Loos vielleicht am meiſten getroffen. Der Miniſter ließ mit beträchtlichem Koſtenaufwande in fremden Ländern eine anſehnliche Artillerie kaufen, und traf Veranſtaltungen, daß die Kanoniere fleißig geübt werden ſollten.

Wie konnten indeſſen dieſe Befehle, ihrer Abſicht gemäß, ausgeführt werden, wenn die Officiere vielleicht noch ungeſchickter als die Gemeinen waren? Und hierfür möchte folgender Vorfall allerdings ſicherer zeugen, als für die Unklugheit des Miniſters und ſeiner Anordnungen.

Man hatte einſt den ganzen, in der Hauptſtadt geſammelten, Vorrath von grobem Geſchütze, hundert und zwanzig Kanonen, hinaus geführt, um ein Uebungsſchießen anzuſtellen. Der commandirende Officier kam auf den ſeltſa=

men Einfall, ſie alle zugleich abfeuern zu laſſen. Natürlich bewirkte er durch dieſes unvorſichtige und thörichte Verfahren einen Knall und eine Erderſchütterung, die weit und breit Grauſen und Entſetzen verbreitete. Die Einwohner Liſſabons und der Gegend umher glaubten, das Erdbeben erneuere ſich und nun ſeyen Untergang und Verderben allgemein.

Nachdem man ſich endlich von dem Schrecken erhohlt hatte und die Veranlaſſung dieſer ſeltſamen Erſcheinung erfuhr, ermangelten die Gegner des Miniſters nicht, das Lächerliche, was ſo offenbar auf die Befehlshaber der Artillerie fiel, dem Grafen von Oeyras anzuhängen. Höhnend ſagte man ſich: Seht da die großen Fortſchritte, welche die Kriegskunſt unter der allmächtigen Fürſorge des großen Miniſters macht, der Alles tadelt, was vor ihm geweſen iſt, und in allem klüger ſeyn will, als die, welche mit ihm zugleich leben.

Dieſe armſeligen Neckereyen ſollten jedoch bald weit ernſthaftern und ſelbſt ſchaudervollen Auftritten Platz machen. Die Feindſchaft und Rachſucht der Jeſuiten und des Adels nahmen

einen höhern und kühnern Schwung. Es wurden Werke der Finſterniß angelegt, die durch die gräßlichſten Explosionen ans Licht kamen. Der Leſer bereite ſich zu Auftritten, die, auch nur aus der Ferne, nur mit einem flüchtigen Blicke überſchauet, Grauſen und Entſetzen erregen.

8.

Verſchwörung gegen das Leben des Königs. Veranlaſſung, Entdeckung und Beſtrafung.

Schon im Auguſt des Jahrs 1758 verbreiteten ſich Gerüchte, von Prophezeihungen, daß der König nicht lange mehr leben werde. Man gab einen Italiäniſchen Jeſuiten, P. Malagrida, der wegen ſeiner Heiligkeit und ſeines prophetiſchen Talents in hohem und allgemeinem Anſehen ſtand, als Urheber dieſer Prophezeihungen an. Man wußte, daß dieſer ſie mündlich und ſchriftlich verbreitet und ſelbſt bey Hofe ausgetheilt hatte. Vorurtheilsfreyen Beobachtern mußte dies ominös ſeyn. Doch ſah man darin nur die Abſicht, die Phantaſie des Königs und des Pöbels, aller Stände, mit Schreckbildern zu erfüllen, um ſie zu ander-

weitigen Inſinuationen gegen den Miniſter vorzubereiten. Ihnen war es ausgemacht, daß die Portugieſiſchen Jeſuiten dieſen neuen Propheten eigentlich hatten aus Italien kommen laſſen, um ſeine Kunſt, zur Erbauung des Portugieſiſchen Volks, zu üben und dadurch, in ihren Bedrängniſſen, ihren Einfluß auf den großen Haufen zu vermehren.

Dieſe unparteyiſchen Beobachter, und mit ihnen der Miniſter ſelbſt, hielten den P. Malagrida für einen blödſinnigen Schwärmer, und betrachteten ihn als das blinde Werkzeug in den Händen anderer. So ſtellte der Miniſter ihn auch dem Könige dar, und vertilgte dadurch leicht und ſicher den Eindruck, welchen die Prophezeihungen auf das Gemüth des Königs vielleicht gemacht haben mochten. Das Volksurtheil zu verachten, war er längſt gewohnt. Er ließ den Schwärmer gewähren, und glaubte, daß die Prophezeihung ſchon ſelbſt ihren Urheber zu Schanden machen werde.

Bald wurde er indeſſen, in der Nacht vom 3ten auf den 4ten September, plötzlich überführt, daß hinter dieſer Prophezeihung mehr

verborgen geweſen war, als er erwartet hatte. Der König wurde von einer geheimen nächtlichen Excurſion verwundet nach Hauſe gebracht und war nur durch einen beſondern Glücksfall dem Tode des Meuchelmordes entronnen. Der ganze Hergang der Sache war, den wahrſcheinlichſten und am meiſten zuſammen ſtimmenden Erzählungen nach, folgender.

Der König unterhielt ein geheimes Verſtändniß mit der jungen Marquiſe von Tavora. Von ſeiner Frau auf das eiferſüchtigſte beobachtet und ſeinem furchtſamen Character gemäß, wagte er es nicht anders, als einige Stunden des Nachts ſie im höchſten Incognito in ihrer Wohnung zu beſuchen.

Der König begab ſich nämlich, gegen Mitternacht, mit dem Miniſter in ſein Cabinett, unter dem Vorwande, mit ihm zu arbeiten. Statt deſſen aber verfügte er ſich, gewöhnlich nur von einem vertrauten Kammerdiener begleitet und meiſtens in einem fremden Wagen, zu der Marquiſe von Tavora, mitunter auch wohl zu irgend einer andern gefälligen Dame. Nach einigen Stunden kehrte er, eben ſo im

Geheim, wieder nach ſeinem Pallaſte zurück; unterzeichnete, was der Miniſter ihm vorlegte; und begab ſich zu Bette.

In der angezeigten Nacht war er ebenfalls, in eben der Abſicht, ausgegangen. Er bediente ſich der Chaiſe ſeines Kammerdieners und ſaß neben demſelben, allein von ihm begleitet. Auf dem Rückwege waren ſie bereits bis in die Vorſtadt und bis an den Platz gekommen, über welchen der Weg aus der Stadt nach dem Schloſſe Belem führt, als ein Schuß, auf den Kutſcher gerichtet, abblitzte und zugleich einige andere, von hinten zu, durch die Chaiſe fuhren und den König, am rechten Oberarme, nach der Schulter zu, verwundeten.

Wahrſcheinlich dürften die Mörder ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht der Kammerdiener die Gegenwart des Geiſtes gehabt hätte, den König auf den Boden der Chaiſe niederzuwerfen und ihn mit ſeinem Körper zu decken. Auch rief er dem Kutſcher zu, daß er in einen Seitenweg lenken und die Maulthiere ſtark antreiben ſolle. Bey dem erſchrockenen Kutſcher bedurfte es inzwiſchen der letztern Erinnerung

nicht. Er jagte in vollem Galopp zurück. Es fielen nun noch einige Schüſſe, trafen aber nicht. Man führte den König nach dem Fort Jonqueira, zwiſchen Belem und Liſſabon, wo der Ober-Feld-Chirurgus, der zugleich Leib-Chirurgus des Königs war, wohnte. Hier wurde er ſogleich verbunden und kehrte dann, da er nicht ſehr angegriffen war, nach ſeinem Pallaſte zurück.

Der Miniſter, eben im Begriffe, den Pallaſt zu verlaſſen, erfährt, was geſchehen iſt; ahnet die Veranlaſſung und Urheber dieſes Attentats; und faßt auf der Stelle ſeinen Entſchluß. Er beſiehlt dem Kammerdiener und Kutſcher das tiefſte Stillſchweigen, und erzählt am andern Morgen, er habe einen Schrecken gehabt, (wozu er eine ſchickliche Veranlaſſung erfindet,) und ſich deßhalb eine Ader öffnen laſſen, wodurch er genöthigt werde, das Bett zu hüten.

Indeſſen erſchallt am frühen Morgen das Gerücht, in der Stadt und am Hofe: der König ſey in der vorigen Nacht mörderiſch angefallen und, nach einigen Relationen, erſchoſ-

ſen, nach andern, tödtlich verwundet worden. Der Adel, und unter dieſem zuerſt der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora, eilen herbey, und bieten ihre Dienſte an, die Mörder aufzuſuchen. Das Volk verſammelt ſich und begehrt den König zu ſehen. Er zeigt ſich am Fenſter: das Volk verläuft ſich; das Gerücht verſchallt; alles wird wieder ruhig.

Der König hält ſich einige Monathe in ſeinem Zimmer, ſpricht niemanden und läßt niemanden ſich nähern, als den Grafen von Oeyras und ſeinen Kammerdiener und Chirurgus. Selbſt ſeine Gemahlinn wird nur zuweilen und nur auf Augenblicke zugelaſſen. Der Miniſter bringt bald dieſe, bald jene Nachricht von ſeinem Befinden; ſucht bald dieſes, bald jenes als die Urſache ſeiner Unpäßlichkeit in Umlauf zu bringen. Im Vertrauen entdeckt er auch wohl: der König ſey allerdings angefallen, und man könne nicht wiſſen, ob nicht vielleicht ſelbſt die Königinn —, ihre Eiferſucht ſey bekannt —.

Auf dieſe Weiſe ſuchte er beſonders dem Herzog von Aveiro und Marquis von Tavora glaubend zu machen, daß er ſelbſt nicht

recht wiſſe, was er von der Begebenheit denken ſolle. Zugleich hatte er dabey die Abſicht: die Thäter ſicher zu machen, um ſie deſto leichter zu entdecken. Seine Muthmaßung hatte ihn auf eine Spur geleitet, die er um ſo ſorgfältiger verhehlte, damit er ſie deſto ſicherer verfolgen könne.

Indem er auf dieſe Weiſe ſeinen Zweck, — Sicherheit und Sorgloſigkeit der Schuldigen, — erreicht, ſtellt er im Geheim die ſorgfältigſten Nachforſchungen nach den Urhebern des Meuchelmordes an; und es gelingt ihm endlich, ſie zu entdecken.

Die erſte Nachricht erhält er von einem Bedienten, der mit einem Mädchen, in dem Hauſe des Marquis von Tavora, einen Liebeshandel unterhielt, und indem er im Garten des Pallaſtes auf ſeine Geliebte wartet, einige der Verſchwornen, die von ihrem fehl geſchlagenen Unternehmen zurück kommen, behorcht. Seine unabläſſig ſorgfältig fortgeſetzten Nachforſchungen verſchaffen ihm endlich eine genaue Kenntniß des ganzen Complotts. Er erfährt zugleich, daß die Schuldigen, durch die ſchein-

bare Ruhe des Miniſters ſicher gemacht, einen neuen Angriff auf das Leben des Königs verabredet haben; daß alſo nunmehr Gefahr in einem fernern Verzuge ſeyn würde.

Dies war bis dahin der wichtigſte und kritiſchte Zeitpunct ſeiner ganzen Adminiſtration. Seine Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit wichen aber auch jetzt nicht einen Augenblick von ihm. Er dachte an keine Gefahr und ſah nur, mit dem Vorgefühle befriedigter Rachbegierde, die Veranlaſſung und Gelegenheit in ſeiner Hand, die mannigfaltigen, von der ſtolzen Grandezza erfahrnen, Kränkungen mit Wucher zu vergelten. Die auffallendſte und grauſamſte, und durch ſie die tiefſte, Demüthigung und Vernichtung der Hoheit und des Einfluſſes dieſer ſtolzen Magnaten konnten ſeine Rachbegierde befriedigen und das Gefühl der Beleidigungen austilgen, das er ſo lange und oft, hinter der Geberde der Freundlichkeit und der Ertragung. hatte verbergen, durch die höchſte Anſtrengung der Selbſtüberwindung hatte unterdrücken müſſen. Wenn dieſe Gefühle unſtreitig einen entſchiedenen Einfluß in ſein Betragen bey dieſer Gelegenheit

behaupteten, ſo kann man doch auch nicht alles auf die Rechnung derſelben ſchreiben. Politiſche Betrachtungen hatten einen nicht minder weſentlichen Antheil an dem ſtrengen Gerichte, das er über die Schuldigen ergehen ließ. Wollte er ſeine Zwecke in der Staatsverwaltung erreichen; ſo mußte die Gewalt des Adels völlig vernichtet, ſein Anſehen bey dem Volke zu Schanden gemacht werden. Dazu war hier eine Gelegenheit, die ſich ſo leicht nicht wieder darbot. Er glaubte ſie daher in ihrer ganzen Ausdehnung benutzen zu müſſen. Der Schrecken, welcher dadurch verbreitet werden mußte, gewährte, ſeiner Meinung nach, einen Eindruck von der Gewalt des Königs, welcher durch nichts anderes in dem Grade hervor gebracht werden konnte, und wovon der Vortheil auf ihn und ſeine Adminiſtration zurück fallen mußte.

Drey Monathe waren, ſeit dem Angriffe auf das Leben des Königs, hingegangen; der König war längſt wieder hergeſtellt; das Andenken an dieſe Begebenheit beynahe völlig erloſchen. Der Herzog von Aveiro hatte, durch die Verwendung des Miniſters, Erlaubniß er-

halten, ſich auf eins ſeiner Luſtſchlöſſer, einige Meilen von Liſſabon entfernt, zu begeben. Ebenfalls durch ſeine Mitwirkung war dem Marquis von Tavora eine Commenthurey ertheilt worden, um welche er ſich vorher vergebens beworben hatte. Der Miniſter ſchien allein mit der Vermählung ſeiner Tochter beſchäftigt zu ſeyn, wenigſtens eben ſo, wie das Publicum, jene Begebenheit gänzlich vergeſſen zu haben.

In den erſten Tagen des Decembers traf eine Truppenverſtärkung in Liſſabon ein; allein man achtete wenig darauf. Es hieß, ihre Beſtimmung ſey: die Sicherheit der Stadt, die immer noch durch Raubgeſindel und Unruhſtifter unabläſſig geſtört wurde, zu beſorgen.

Am 12ten December wurde die Hochzeitsfeyerlichkeit der Tochter des Miniſters mit dem Grafen von Zampayo vollzogen. Der Hof, alle Große waren dabey zugegen. Am Abend war ein Ball zu Belem für den Hof und den hohen Adel, und ein anderer in den Sälen der Engliſchen Factorey für das ganze Publicum der Stadt=Honoratioren. Alles athmete Vergnügen und Sorgloſigkeit. Nur der Miniſter dachte an wich=

tigere Dinge; und während es ſchien, als ob er nur, wie die Uebrigen, der Freude des Feſtes lebe, machte er die Anordnungen zu dem kühnen und entſcheidenden Streiche, den er auszuführen im Begriffe ſtand.

Kaum war die Luſtbarkeit des Balles beendigt und die Theilnehmer waren in ihren Wohnungen angekommen, als in Einer und derſelben Stunde folgende Perſonen aus dem hohen Adel, mit ihren Anhängern, arretirt wurden.

Franciscus d'Aſſiſe, Marquis von Tavora, nebſt ſeiner Gemahlinn Donna Leonora.

Ferner die beyden Söhne deſſelben:

Ludewig Bernard und

Joſeph Maria.

Dom Hieronymo de Alaide, Graf von Atougia, Schwiegerſohn des alten Marquis von Tavora.

Braz Joſeph Romairo Hausbedienter des Marquis und Capitain in der Cavallerie; endlich noch zwey andere Domeſtiken deſſelben.

An eben dem Tage, um dieſelbe Stunde, wurde das Jeſuiten = Collegium von Truppen umringt; der Pater Malagrida und einige Andere wurden in Verhaft genommen und alle Papiere der heiligen Väter durchſucht und verſiegelt.

Tages darauf wurde auch Joſeph Maſcharenhas, Herzog von Aveiro, nebſt einem ſeiner Domeſtiken, von ſeinem Landſitze gefänglich eingebracht. Sein Kammerdiener, den man ebenfalls hatte verhaften wollen, war entwiſcht.

Indem dieſe Verhaftungen Erſtaunen und Beſtürzung verbreiteten, wurde ein königliches Publicandum ausgetheilt, in welchem der meuchelmörderiſche Angriff auf den König erzählt, und von dem ganzen Complotte ſummariſch Nachricht gegeben wurde.

Fortwährend wurden Theilnehmer dieſer Verſchwörung gegen das Leben des Königs entdeckt und in Verhaft genommen. Alle Verwandte der beyden Familien, ſelbſt die weiblichen Geſchlechts, wurden eingezogen und in engere oder weitere Verwahrung geſetzt. Es

erging ein Befehl: daß niemand, ohne beſondere Erlaubniß des Königs, das Reich verlaſſen ſolle. Man hörte, daß die Grenzen mit Truppen beſetzt und auf alle ausländiſche Handelsſchiffe ein Embargo gelegt ſey. Die Chaiſe, in welcher der König verwundet war, wurde öffentlich zur Schau ausgeſtellt und dem herbey ſtrömenden Volke wurden zwey große Oeffnungen in dem Rückenleder derſelben gezeigt, welche von ihm mit Schauder und Entſetzen betrachtet und, als hinlänglich beglaubigend, für die ſeltſamſten und widerſprechendſten Thatſachen angenommen wurden.

Indeſſen eröffnete der Miniſter die Inquiſition über die Schuldigen. Er ſelbſt, unter dem Beyſtande eines Mitgliedes des höchſten Gerichtshofs, verrichtete die Verhöre. Er ſelbſt verfertigte den Prozeß und legte ihn dann zum Urtheilsſpruche dem Gerichtshofe vor. Nach den herkömmlichen Vorrechten des hohen Adels erkannte dieſer keinen Richter, als ſeines Gleichen. Um den Vorwurf zu vermeiden, als habe er alle Form des Rechts und Herkommens zerſtört, zugleich aber auch, um ſich gegen die Partey-

lichkeit des Adels zu ſichern, ſetzte er ein ſolches Pairs-Gericht nieder, welches — aus ihm und den beyden andern Staats-Secretären beſtand, und von welchem das, von dem Gerichtshofe nach dem Entwurfe des Miniſters gefällte, Urtheil beſtätigt wurde.

Das Urtheil war eben ſo gräßlich, als es ſchnell und in einem unläugbar tumultuariſchen Verfahren abgefaßt war. Der Herzog von Aveiro und der alte Marquis von Tavora ſollten lebendig von unten auf gerädert; der Graf von Atougia und die Söhne des Marquis, ingleichen die Domeſtiken, erſt erdroſſelt und dann gerädert werden. Der alten Marquiſe beſtimmte das Urtheil den Tod des Stranges, und Ferreira, einem Domeſtiken des Herzogs von Aveiro, lebendig verbrannt zu werden. Das Urtheil wurde, (am 13ten Januar 1759,) mit allem ſcheußlichen Pompe, wodurch man die Wirkungen der Strafen zu verſtärken ſucht, Angeſichts des Schloſſes zu Belem, vollzogen und mit einem feyerlichen Te Deum das gräßliche Schauſpiel beſchloſſen.

Schauder und Entſetzen erfüllten die ganze Nation. Der Adel, der noch immer bisher mit ſo viel Stolz und Verachtung auf den Miniſter herab geſehen hatte, zitterte jetzt vor ihm, ſchwieg, und entfernte ſich auf ſeine Landſitze, um ſich den zerſchmetternden Blitzen ſeiner Allgewalt zu entziehen. Das Volk, das bisher gewohnt war, den Adel für unverletzlich zu halten, konnte ſich kaum von ſeinem Erſtaunen erhohlen, und ſchien von dem, was jenem widerfuhr, Folgerungen auf das zu machen, was ihm widerfahren könnte. Die ehrwürdigen Väter aus der Geſellſchaft Jeſu ſchauderten vor der frevelnden Kühnheit des Miniſters; ſprachen, — wiewohl nur im Stillen, — den Bannfluch über ihn aus; und bemüheten ſich, bey dem Volke wenigſtens, die Genugthuung des Märtyrerthums zu erwerben. Es ahnete ihnen, was noch kommen könnte, und dieſe bange Erwartung benahm ihnen den Muth, gegen die ihnen gemachten Beſchuldigungen laut zu werden. Der übrige Clerus, durch das Beyſpiel der Jeſuiten gewarnt, krümmte ſeinen Nacken, zuvor kommend,

unter das Joch, welches der Miniſter ihm auf-zulegen etwa für gut finden dürfte.

So ſtand er, wie ein ſchreckendes Meteor, in ſeiner Allgewalt an dem Horizonte des Reichs. Alle Claſſen von Einwohnern bebten bey ſeinem Anblicke oder dem Gedanken an ihn. Seine Allgewalt war zu einer Schreckensregierung geworden, deren Grenzen ſein ſtrenges und unſtreitig auch rachſüchtiges und gereiztes Gemüth allein beſtimmen dürfte.

Was dieſen Zuſtand noch ſchauerlicher und ängſtlicher machte, war die Dunkelheit, welche noch auf der ganzen Begebenheit lag und immer mehr über dieſelbe verbreitet wurde. Das Urtheil, welches zugleich die Darſtellung der Verſchwörung enthielt, war freylich bekannt gemacht worden; allein die Beweiſe waren nicht zugleich mit publicirt. Für den Antheil, welchen die Jeſuiten an der Verſchwörung haben ſollten, hatte ſich der Miniſter in ſeiner Darſtellung hauptſächlich nur auf einen Wahrſcheinlichkeitsbeweis geſtützt. Dieſen Vortheil ließen die Jeſuiten, nachdem ſie ſich von der erſten Beſtürzung erhohlt hatten, nicht unbenutzt. Um

den Verdacht, — denn mehr war es eigentlich nicht, was der Miniſter, durch ſeine Darſtellung gegen ſie, begründet hatte, — völlig von ſich abzuwälzen, gaben ſie Winke, welche einen Verdacht gegen die Aechtheit der ganzen Anklage erregen ſollten. Die Inquiſitions = Acten wurden auch in der Folge nicht zur Publicität befördert; dies war ein Vortheil mehr für die Gegner. Wie das Urtheil und die Gefühle des großen Haufens ſind! — wandelbar und von jedem zufälligen Eindrucke abhängig. Die grauſamen Todesarten, die anfangs Schrecken erregt hatten, erweckten in der Erinnerung Abſcheu und machten zum Mitleiden gegen die geneigt, welche ſie erlitten hatten. Eine gelindere Strafe würde dem Volke, das den Adel als ſeinen Bedrücker haßte, eine längſt gewünſchte Genugthuung gewährt und es für den Miniſter gewonnen haben. Die Gräßlichkeit der Strafe ſöhnte es mit ſeinen Bedrückern aus, und nahm es auch gegen die Beſchuldigungen des Mannes ein, gegen deſſen Art, zu ſtrafen, ſein Gefühl empört war. Man ſah in dem Ankläger und Richter nur den Tyrannen, und er=

leichterte ſo den Jeſuiten die Inſinuation: daß ein rachſüchtiger Tyrann, um ſeine wilden Leidenſchaften zu befriedigen, ſich alles erlauben könne.

So kam es denn nach und nach dahin, daß man im Publicum anfing, an der ganzen Verſchwörung zu zweifeln und in der ſchaudervollen Beſtrafung nur eine Genugthuung der Privat-Rache und Wirkung des Blutdurſtes und der Verfolgungsſucht des Miniſters zu ſehen. Nach ihrer Vertreibung wußten die Jeſuiten dieſe Idee auch faſt überall im Auslande zu verbreiten. Es gelang ihrer feinen Combinations-Kunſt, durch die Vermiſchung des Wahren und Falſchen, die Erforſchung der Wahrheit ſo zu erſchweren, daß ſich der Geſchichtsforſcher auch jetzt meiſtens, in Beziehung auf manche Theile der Anklage, nur noch mit der Begründung der Wahrſcheinlichkeit begnügen muß.

Vergleicht man indeſſen die Anklage-Acte *) mit den anderweitigen Nachrichten

*) Sie folgt unten am Ende dieſes Theiles als Beylage unter No. 1.

und Urtheilen, ſo ſcheint doch, man müſſe als unzweifelhaft annehmen: daß eine Verſchwörung des Adels und der Jeſuiten gegen das Leben des Königs, und zwar in den Hauptpuncten ſo, als ſie die Anklage-Acte angibt, exiſtirt habe, deren geheimere Geſchichte, der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach, folgende war.

Die Jeſuiten, im hohen Grade gegen den Miniſter erbittert, und überzeugt, daß ſie nur durch ſeinen Sturz ihre Beſitzungen in America und ihre Achtung und ihren Einfluß in Portugal, vielleicht in ganz Europa, würden erhalten können, und, durch ihre verunglückten Verſuche belehrt, daß ſie ſeinen Sturz nicht würden bewirken können, ſo lange der König lebe, beſchloſſen, ihn zu ermorden, um den Miniſter zu Grunde zu richten.

Dieſe Angabe iſt zwar bisher nicht factiſch, durch Acten-Stücke, erwieſen; wird aber in den Umſtänden und den ſonſt hinlänglich erprüften Grundſätzen dieſer außerordentlichen, und nunmehr doch, ihrem wahren Character nach, wohl hinlänglich bekannten, Geſellſchaft in hohem Grade wahrſcheinlich. Es kann jetzt

nicht mehr bezweifelt werden, daß es Grundſatz ihrer Moral war: es ſey Recht, ja Pflicht, einen König zu morden, der dem Orden abgeneigt ſey oder ihm gar den Untergang drohe. Dazu kommt noch, daß der wahrſcheinliche Thronerbe, (wenn auch nur als Adminiſtrator oder Vormund,) Infant Dom Pedro, Bruder des Königs, den Jeſuiten und dem hohen Adel ſehr ergeben war; durch einen ſolchen Regierungswechſel alſo auch die Regierung in ihre Gewalt gekommen ſeyn würde. Ganz in dem Geiſte ihrer ſonſt erprüften Verfahrungsart, bedienten ſie ſich der Erbitterung einiger Glieder des hohen Adels, um ihre Abſicht zu erreichen. Dabey hüteten ſie ſich wohl, ihre Unterhandlungen ſo zu führen, daß man, im Falle das Unternehmen verunglücken ſollte, gültige und überführende Beweiſe gegen ſie beybringen könnte.

Der Herzog von Aveiro und die Familie von Tavora waren es, welche ſie, als die brauchbarſten Werkzeuge zur Erreichung ihrer Abſichten, auswählten und planmäßig für dieſe Beſtimmung vorbereiteten. Der Herzog von

Aveiro war ein Sprößling des Hauſes Braganza, alſo ein Verwandter des Königs. Von Natur hochmüthig, aufgeblaſen, war er gewohnt geweſen, die Vorrechte, welche ihm ſeine Geburt gab, über alle Grenzen des Rechts und der Humanität auszudehnen und ſich jede Art des Mißbrauchs zu erlauben.

Unter der vorigen Regierung hatte er, durch ſeinen Oheim, den P. Caspar dell' Incarnatione, Beichtvater des Königs, einen entſchiedenen Einfluß in die Regierung gehabt. Mit dem Regierungsantritte dieſes Königs und der Adminiſtration des Miniſters hörte dies, wie man weiß, völlig auf, und dies legte bey dem Herzoge den Grund zu einem unverſöhnlichen Haſſe gegen den König. Den Miniſter verachtete er und ließ ihn dieſe Verachtung bey jeder Gelegenheit abſichtlich fühlen. Er würdigte ihn nie einer Anrede; ſprach hinter ſeinem Rücken von ihm als von dem verächtlichſten Menſchen; und tadelte Alles mit der plumpſten Derbheit, was der Miniſter that und veranlaßte.

Dies hatte denn wieder die Folge, daß der Miniſter die erbliche Verleihung gewiſſer an-

ſehnlicher Commenthureyen, welche der Herzog, (deſſen ökonomiſche Umſtände nicht die beſten waren,) ſuchte, hintertrieb; daß er den König veranlaßte, dem Plane des Herzogs, ſeinen Sohn mit der Schweſter und Erbinn des reichen Herzogs von Cadaval zu vermählen, ſeine Zuſtimmung zu verweigern. Dies erbitterte nun wieder den Herzog gegen den Miniſter und verwandelte ſeine Verachtung in den glühendſten Haß.

Dazu kamen nun noch die grenzenloſen Anmaßungen ſeines Dünkels. Er hörte es mit Wohlgefallen, wenn man ihm hinwarf: daß er nur durch die Erhebung auf den Thron noch erhöhet werden könne. Winke dieſer Art und der gemeinſchaftliche Haß gegen den Miniſter hatten ihn, der ehemahls ein entſchiedener Feind der Jeſuiten war, mit denſelben ausgeſöhnt und in ihren Plan einzugehen geneigt gemacht.

Der Marquis von Tavora, und noch mehr ſeine Gemahlinn, waren nicht minder glücklich ausgewählt. Auch ſie waren mit der königlichen Familie verwandt. Die Marquiſe, eine kühne, hochfahrende, über alle Begriffe

hochmüthige Frau, die ihren Mann beherrſchte, hatte längſt nach dem herzoglichen Titel für ihre Familie getrachtet. Sie hatte ſelbſt perſönlich den König darum gebeten und — eine abſchlägige Antwort erhalten; eine Kränkung, welche ſie auf die Rechnung des Miniſters ſchrieb. Sie war bigott und eine große Verehrerinn des Propheten, P. Malagrida, den ſie täglich beſuchte, um unter deſſen Leitung die ſtrengſten geiſtlichen Exercitien zu machen.

Dieſe Familie war noch beſonders gegen den König gereizt, durch die geheime Verbindung, welche er mit der Gemahlinn eines der Söhne des alten Marquis unterhielt. Dieſes Verhältniß hatte längſt die Eiferſucht des jungen Marquis und den Stolz ſeiner Aeltern gereizt. Die Ausbrüche der Eiferſucht der Königinn, welche ſie ſich, in den bitterſten, ſelbſt platten und indecenten, Aeußerungen öffentlich und bey jeder Gelegenheit gegen die Glieder der Familie Tavora erlaubte, reizte dieſe Empfindlichkeit ohne Unterlaß und trieb ſie auf den höchſten Grad der Erbitterung gegen den König.

Einſt ſtieg der König im Schloßhofe zu Pferde. Die Königinn befand ſich, von einem

groſzen Schwarme Höflinge, und unter ihnen auch von einigen Gliedern der Familie Tavora, umgeben, auf dem Balcon. Man ſagte ihr Artigkeiten, über den Anſtand des Königs; auch der alte Marquis von Tavora ſah ſich genöthigt, dazu etwas zu ſagen. Die Königinn wandte ſich nun beſonders gegen ihn und erwiederte: Es iſt wahr, der König nimmt ſich ſehr gut; aber bey Ihrer Schwiegertochter nimmt er ſich doch, wie Sie ſelbſt zugeſtehen werden, noch viel beſſer.

Man bemerke nun die ſpottende Geberde, womit ſie dies ſagte, die Gegenwart der Höflinge, das Zuſammenſtecken der Köpfe, das Geberdenſpiel, das Wiedererzählen, das Geſchwätz darüber: — und man wird die Empfindungen beurtheilen können, in welchen der Marquis ſich nach Hauſe begab, und mit welchen ſeine Gemahlinn und die ganze Familie die Erzählung dieſer Begebenheit aufnahmen.

Bey einer ſolchen Stimmung der Gemüther konnte es der Feinheit der Jeſuiten nicht ſchwer werden, ſie für ihre Abſichten zu gewinnen. Sie fingen damit an, die alte Marquiſe von Ta-

vora und den Herzog von Aveiro, die bisher erklärte Feinde geweſen waren, mit einander auszuſöhnen. Gleiche Unzufriedenheit erweckte bald ein gegenſeitiges Vertrauen. Die Jeſuiten bearbeiteten nun ihren Plan näher. Es wurden geheime Conferenzen gehalten, mehrere Theilnehmer ausgeſucht, Verabredungen getroffen, die Art und Weiſe, eben ſo Tag und Stunde, für die Ausführung beſtimmt.

Die Verſchwornen ſuchten, unter ihren Domeſtiken, einige entſchloſſene und zuverläſſige Männer aus, welche ſie, durch Verſprechung einer angemeſſenen Belohnung, zur Ausführung des Königsmordes verpflichteten. In einem Lande, in welchem Meuchelmorde häufig ſind und für etwas ſo gar großes und ſträfliches nicht gehalten werden, ſind ſie auch wohlfeilen Kaufs zu haben; und ſo konnte eine Belohnung von vierzig Moedors, oder etwa vierthalb hundert Thalern unſers Geldes, ſchon eine ungewöhnlich große, einem Königsmorde angemeſſene Belohnung ſeyn. Auch fehlte es unſtreitig nicht an Verſprechungen ganz anderer Vergeltungen, wenn der Streich gelungen und das ganze

Regierungs-Syſtem dadurch verändert ſeyn würde.

Nachdem man ſich, auf dieſe Weiſe, eine hinlängliche Anzahl treuer Helfershelfer geſichert hatte, wurden die Rollen ausgetheilt. Das ganze Complott wurde in verſchiedenen Detachements auf dem Wege, welchen der König gewöhnlich zu paſſiren pflegte, auf abgeſonderte Poſten vertheilt. Verfehlte nun etwa das eine ſeinen Zweck, dann mußte er dem zweyten in die Hände fallen. Und ſollte er, wunderbarer Weiſe, auch dieſem entrinnen; ſo blieb doch noch das dritte, und mit dieſem die unfehlbare Ausführung der That.

Daß man genaue Kundſchaft, von der Art, wie der König dieſe geheimen Excurſionen zu machen pflegte, ſelbſt wie er ſie in der für die That beſtimmten Nacht machen werde, gehabt habe, wird niemand bezweifeln. Sie wußten alſo auch unſtreitig, daß er nicht in einer Hof-Chaiſe, ſondern gewöhnlich in der ſeines Kammerdieners zu fahren pflegte, und daß es nicht der Kammerdiener allein, ſondern der König und der Kammerdiener ſeyen, welche in dieſer

Nacht, in der Chaiſe des Kammerdieners, nach dem Schloſſe zurück fahren würden.

Nichts erſcheint daher ſeltſamer, als die Vorſpiegelung, welche gleichwohl von jeſuitiſchen Schriftſtellern verſucht worden iſt: der Mord-Verſuch ſey nicht auf den König, ſondern auf den Kammerdiener gemünzt geweſen. An dieſem habe ſich nämlich der Herzog von Aveiro, für eine ihm erwieſene Inſubordination und Impertinenz, auf dieſe Weiſe rächen wollen. Geſetzt, die Anecdote, worauf man dieſes Vorgeben ſtützt, *) wäre wahr, ſo iſt doch dadurch

*) Der Herzog befahl dem vertrauten Kammerdiener des Königs, Texaira, — (ſo lautet die Anecdote,) — als Ober-Hofmeiſter, ein Geſchäft, das Texaira, den das Vertrauen des Königs übermüthig machte, verweigerte. Der Herzog wurde darüber aufgebracht und wiederhohlte ſeinen Befehl nachdrücklicher. Texaira weigerte ſich abermahls, mit erhöhetem Trotze. Nun rief der Herzog, im höchſten Zorne: „Du Kuppler, meinſt du, „daß ich nicht weiß, worauf du deine Impertinenzen ſtützeſt?“

Ich ſchätze mirs zur Ehre, ſagte Texaira, der Kuppler des Königs zu ſeyn; insbeſondere bey der Gemahlinn und Tochter Ew. Excellenz. (Der König beſuchte nämlich auch dieſe Damen zuweilen.)

noch ſehr wenig für die Wahrſcheinlichkeit deſſelben gewonnen. Es bedarf daher auch keiner ernſtlichen Widerlegung.

Die Thatſache ſelbſt iſt bereits oben erzählt worden. Erſt am andern Morgen erfuhren die Verſchwornen mit Gewißheit, daß ihre Unternehmung in ſo fern mißgeglückt ſey, als der König nicht auf der Stelle geblieben war. Aber, ob er ſich in Lebensgefahr befinde; ob man Verdacht wegen der Thäter habe: — darüber blieb man in Ungewißheit. Sehr natürlich ſtellten ſich der Herzog und der alte Marquis beſon-

Dieſe Unverſchämtheit brachte den Herzog ſo auf, daß er ihm Rache ſchwur und in der mehrerwähnten Nacht, auf die dem Leſer bereits bekannte Weiſe, zu nehmen verſuchte.

Alles Uebrige in dieſer Erzählung als erwieſen angenommen: ſo läßt ſich doch ſchwer begreifen, warum ein ſo vornehmer und hochmüthiger Mann, wie der Herzog, ſich ſelbſt bemühen ſollte, um einen Menſchen, wie der Kammerdiener, aus der Welt zu ſchaffen, da er an jedem Tage, zu jeder Stunde, für einige Moedor einen Meuchelmörder haben konnte; und wozu es, geſetzt, er habe ſich ſelbſt dieſes Vergnügen machen wollen, überhaupt eines ſo ausgedehnten Complottes und ſo vieler Weitläuftigkeit bedurfte.

ders theilnehmend, boten ihre Dienſte, zur Entdeckung der Mörder, beſonders eifrig an; erkundigten ſich beſonders angelegentlich nach dem Befinden des Königs. Wer kennt nicht dieſe gewöhnlichen und flachen Kunſtgriffe, Verdacht von ſich abzuhalten? Und wen könnten ſie täuſchen?

Die Liſt des Miniſters machte endlich die Verſchwornen ſicher. Sie ſuchten allmählig ihren Mordplan wieder hervor. Sie theilten ihn noch einigen andern Mißvergnügten mit. Glücklich überſtandene Gefahr macht gewöhnlich ſicherer, und Sicherheit unvorſichtig. Die Jeſuiten zogen noch andere Theilnehmer hinein, um ſich ihrer beabſichteten Regierungs = Revolution, nach dem gelungenen Morde, noch mehr zu verſichern. Man lauerte nur noch darauf, daß der König wieder ausgehen werde; und — nun fällt der Blitz, der das ganze Gebäude der Argliſt und Rachſucht ergreift und zerſchmettert.

Der Graf von Oeyras hat gleich von Anfang an auf die Thäter geargwohnt; ſie umlauſchen laſſen; Anzeigen, Ausſagen erhalten;

iſt endlich ſeiner Sache gewiß und läßt nun ſeiner natürlichen Strenge und ſeiner gereizten Rachbegierde freyen Lauf.

Was nun das Verfahren bey der Unterſuchung betrifft; ſo dürften ſich ebenfalls die Gründe, warum er dieſelbe den herkömmlichen Gang gehen ließ, leicht ergeben. Ein Adelsgericht war zu weitläuftig und würde, theils aus Parteylichkeit, theils aus Mangel eines ſtricten juriſtiſchen Beweiſes, wahrſcheinlich zum Vortheile der Beklagten ausgefallen ſeyn. Bey dem Mangel eines ſolchen ſtrengen juriſtiſchen Beweiſes konnte übrigens das Factum, ſo wie das ganze Complott, hiſtoriſch vollkommen erwieſen, auch der Antheil der Jeſuiten, als Rädelsführer, außer Zweifel ſeyn.

In Betreff dieſer fehlte es unſtreitig noch mehr an hinlänglichen Documenten, als in Betreff der Mörder ſelbſt. Der Marquis von Tavora hatte anfangs auf ſie ausgeſagt; in der Folge aber ſeine Ausſage widerrufen. Es war den Jeſuiten gelungen, einen ſchriftlichen Widerruf von ihm zu erlangen, den ſie in der Folge als ein Haupt-Document ihrer Recht-

fertigung bekannt machten. Um ſie öffentlich als Königsmörder zu beſtrafen, trug er daher Bedenken.

Auf den Miniſter und ſeine Ueberzeugung hatte dies freylich keine Wirkung. Sie jedoch auf gleiche Weiſe, als die übrigen des verſuchten Königsmordes Beſchuldigten, in Kraft allein der königlichen Autorität öffentlich zu beſtrafen, ſchien ihm damahls doch vielleicht noch zu gewagt. Wenigſtens hielt er es für rathſam, die Autorität des Papſtes zu Hülfe zu nehmen, oder doch nicht ganz zu umgehen. Er berichtete daher dieſem die ihm erwieſene Theilnahme der Jeſuiten an dem königsmörderiſchen Complotte, und verlangte von ihm eine Bulle, in welcher die weltliche Macht autoriſirt würde, den Verbrechern ihr Recht angedeihen zu laſſen.

Erſt als er hier Schwierigkeiten fand, ließ er einige der Verhafteten, im Gefängniſſe, im Stillen hinrichten. Den Pater Malagrida aber übergab er, als einen falſchen Propheten und Ketzer, dem Inquiſitions-Gerichte. Von dieſem wurde ihm, als ſolchem, der Prozeß

gemacht und ihm das Urtheil geſprochen: daß er verbrannt werden ſolle. Der Miniſter ließ dieſes Urtheil, bey einem großen, ſolennen Auto da Fe, (1761,) mit allen den ſcheußlichen Feyerlichkeiten vollziehen. *)

Mit dieſen Executionen war indeſſen das Verfahren des Miniſters gegen den Adel und die Jeſuiten noch keineswegges beendet. Von jenem wurde fortwährend eine ſtets wachſende Anzahl, als der Theilnahme an dem Complotte ſchuldig oder verdächtig, eingekerkert oder verwieſen. Und gegen dieſe entwarf und vollführte der Miniſter den Plan ihrer gänzlichen Verbannung aus allen Portugieſiſchen Staaten, deſſen nähere Entwickelung, als eine der Hauptbegebenheiten ſeiner Adminiſtration, und ihrer Wichtigkeit für ganz Europa wegen, auch allerdings wohl einen beſondern Abſchnitt verdient.

*) Das Urtheil der heiligen Inquiſition über den Pater Malagrida iſt ein ſo merkwürdiges und characteriſtiſches Acten-Stück, daß wir den Leſern gefällig zu ſeyn glauben, wenn wir es in der Beylage No. 2 in extenſo anfügen.

9.

Fortgeſetzter Kampf des Grafen von Oeyras gegen die Jeſuiten, und vollendeter Sieg deſſelben, durch ihre Vertreibung aus allen Theilen des Portugieſiſchen Reichs.

Nach dem Siege, über den Adel, ſetzte nun der muthige Miniſter die noch weit kühnere Fehde gegen die Jeſuiten, mit immer gewaltigern Streichen, fort. Als er die Jeſuiten zuerſt angriff, ging ſeine Abſicht nur dahin, ſie, wie andere Mönchsorden, auf ihr Ordenshaus einzuſchränken, und ihnen jeden Einfluß auf den Hof, die Regierung und das Publicum zu verſperren.

Indeſſen überzeugte ihn das Betragen dieſer heiligen Genoſſen des Erlöſers der Menſchen, beſonders ihr Antheil an der Verſchwörung gegen das Leben des Königs, bald, daß er ihre Wirkſamkeit auf keine andere Weiſe werde ganz hemmen, ſich ſelbſt gegen ihre Anſchläge und Betriebſamkeit ſichern können, als wenn er ſie aus Portugal und allen der Portugieſiſchen Monarchie unterworfenen Staaten völlig würde vertrieben haben. Er faßte daher dieſen Ent-

ſchluß und ging, mit ſeiner ihm bey allen ſeinen Unternehmungen eigenthümlichen Energie und Verachtung aller Schwierigkeiten und Gefahren, auch ſogleich an die Ausführung deſſelben.

Um die Kühnheit dieſes Unternehmens gehörig beurtheilen zu können, wird es nöthig ſeyn, einen, — wenn auch nur flüchtigen, — Blick auf die Geſellſchaft zu werfen, mit welcher er dieſen Kampf begann.

Nie hat ſich eine geiſtliche Verbindung ſo viel Reichthum, Macht und Einfluß erworben, als dieſe. Sie war damahls auf dem Gipfel ihrer Größe und Wirkſamkeit. Sie regierte die meiſten Cabinette; ſie beherrſchte die Erziehung der meiſten katholiſchen Staaten. Ihre Glieder leiteten, als Beichtväter, die Geſinnungen und Handlungen der Regenten und größten und reichſten Familien faſt aller katholiſchen Staaten, und vermehrten ihre Reichthümer durch Erbſchleicherey, ſo wie durch ihre Betriebſamkeit, unermeßlich. Sie trieben einen ausgebreiteten Handel durch alle Welttheile. Sie hatten ihre eignen Banken zu Venedig, Rom, Liſſabon und an mehrern Handelsplätzen. Sie

führten ihren Handel mit einer unglaublichen Menge von Ränken, unter dem Deckmantel der geiſtlichen Immunitäten: alſo ohne Abgaben von Zöllen, Acciſe u. ſ. w.; folglich auch mit ungleich größern Vortheilen, als alle übrige Handelsleute. Je mehr ſich ihr Handel ausbreitete, deſto mehr Nachtheil mußte daraus auch für den eigentlichen Handelsſtand erwachſen.

Was ihre Induſtrie ganz beſonders characteriſirt und der Geſellſchaft eine vorzüglich bedeutende politiſche Wichtigkeit, beſonders für Portugal und Spanien, gab, waren ihre ſo genannten Miſſionen in Braſilien. Unter dieſer heiligen Firma hatten ſie ein unabhängiges Reich, von zwey bis drey Mahl hundert tauſend leibeignen Unterthanen, ausgebildet. Sie hatten daſelbſt reiche Bergwerke, einen ſehr einträglichen Handel und eine völlig eingerichtete Kriegsmacht. Bereits ſeit mehrern Jahren führten ſie, gegen Portugal und Spanien, einen hartnäckigen und blutigen Krieg, veranlaßten dieſen Mächten dadurch einen ungeheuern Aufwand, und vereitelten dennoch ihre Abſichten.

Dieſe Geſellſchaft beſtand aus einigen zwanzig tauſend, größten Theils feiner, ränkevoller Köpfe und betriebſamer, geſchmeidiger, unternehmender Menſchen. Sie konnte, als eine Stütze des Papſtthums, auch auf die Unterſtützung des Papſtes rechnen; war im Beſitze einer Machiavelliſtiſchen Politik, und einer Caſuiſtik, die den Königsmord rechtfertigte, wenn der König ihren Abſichten und Planen zuwider handle, das hieß in ihrer eigenthümlichen Erklärungsart: ein Tyrann ſey.

Dieſe mächtige Corporation griff der Graf von Oeyras, der Miniſter eines ſchwachen, von den Jeſuiten erzogenen und anfangs geleiteten, Monarchen, eines in der Reihe der Europäiſchen Mächte unbedeutenden Staats, in einem ihrer Hauptſitze an; beſiegte und verdrängte ſie; und bereitete auch in den übrigen Staaten ihre Verdrängung und endliche gänzliche allgemeine Auflöſung vor, oder bewirkte dieſelbe vielmehr ganz eigentlich und hauptſächlich.

In Portugal bereitete er ihre Vertreibung dadurch vor, daß er ſie, (im Anfange des Jahrs

1759, gleich nach der Hinrichtung der Häupter des Complotts gegen den König,) durch ein königliches Publicandum, für Mitſchuldige erklären und ihre Güter einziehen ließ. Um das Publicum mit ſeinem bisherigen Verfahren gegen ſie auszuſöhnen und auf künftige kräftigere Schritte vorzubereiten, ließ er nach und nach, durch einige gute Köpfe, den Abbé Platel, den Mönch Pereira und den Doctor Siabra, mehrere Druckſchriften gegen ſie verbreiten, in welchen der wahre Character, die Betriebſamkeit und die Plane dieſer Geſellſchaft dargelegt wurden. Zugleich ſandte er ein Circulare an alle Biſchöfe, in welchem er ſie im Nahmen des Königs aufforderte, dieſen ſo ſehr verdorbenen und verderblichen Clerikern jede Gelegenheit, ſich Einfluß zu verſchaffen, zu benehmen und ihnen deßhalb Kanzel und Beichtſtuhl zu verſchließen.

Im April deſſelben Jahrs ſandte er nun einen königlichen Brief an den Papſt, in welchem dieſem der Beſchluß: die Jeſuiten, (deren Ausartung noch die neuliche Viſitation und das päpſtliche Breve, zur Autoriſirung derſelben, er=

wieſen, und welche, dafern man ſie långer in ihrer ſtråflichen Wirkſamkeit und ihrem årgerlichen Lebenswandel dulden wollte, das Verderben des Staats und den Untergang der Regierung unvermeidlich bewirken můßten,) aus den Staaten des Kőnigs zu verbannen; bekannt gemacht, und um die Genehmigung des Papſtes und eine Verfůgung ůber die Gůter der Jeſuiten nachgeſucht wurde.

Damahls ſaß Clemens der Dreyzehnte auf dem påpſtlichen Stuhle. Dieſer Papſt war den Jeſuiten nicht abgeneigt, und ſein Miniſter, der Cardinal-Staats-Secretår Torrigiani, war ein entſchiedener und enthuſiaſtiſcher Freund und Beſchůtzer dieſer Geſellſchaft. Natůrlich wurde daher, aus dem påpſtlichen Cabinette, ſtatt der verlangten Genehmigung, eine Vorſtellung des Papſtes und Abmahnung, von dem Entſchluſſe der Jeſuiten-Verbannung, an den Kőnig von Portugal erlaſſen. Der påpſtliche Nuntius zu Liſſabon erhielt den Auftrag, das Abmahnungsſchreiben dem Kőnige ſelbſt zu ůberreichen und ihn um die eigenhåndige Entſiegelung zu erſuchen.

Dieſe Vorſicht erreichte indeſſen ihren Zweck nicht. Oeyras hatte vorgebauet; der König las die väterliche Ermahnung des Papſtes nicht, und der Miniſter nahm keine Rückſicht darauf. Er bereitete den entſcheidenden Streich, mit planmäßiger Behutſamkeit, vor, und führte ihn, im Herbſte deſſelben Jahrs, mit Sicherheit und Glück aus.

Am 3ten September machte der Cardinal-Viſitator Saldanha, durch ein Paſtoral-Schreiben, ein königliches Cabinetts-Decret bekannt, in welchem die Jeſuiten, als offenbare Rebellen, Verräther, Feinde und Beleidiger des Königs und Störer der Ruhe und Sicherheit ſeiner Staaten, aus denſelben verwieſen, und ihnen, bey Todesſtrafe, unterſagt wurde, in der Ordensverbindung in Portugal zu bleiben, oder in der Folge, ſey es unter welchem Vorwande es wolle, dahin zurück zu kehren. *)

Der Cardinal begleitete dieſes Decret mit einer Ermahnung zur chriſtlichen Unterwerfung.

*) S. Beylage No. 3 am Ende dieſes Theils.

Die Jeſuiten erſtarrten über die Kühnheit des Miniſters, waren aber nichts weniger als geneigt zu dieſer chriſtlichen Unterwerfung. Vielmehr hofften ſie, durch Beharrlichkeit ſeine Gewalts-Maaßregeln am ſicherſten zu entkräften. Daß er noch weiter gehen, und ſogar Gewalt gegen ſie gebrauchen werde, konnten ſie ſich, — was ſie auch von ihm bereits geſehen und erfahren hatten, — doch immer noch nicht als möglich denken. Sie verweigerten daher dem Decrete die Folgſamkeit, indem ſie die Autorität des Königs nicht anerkannten. Die Folge hiervon war, daß ſie der Miniſter, durch militäriſche Gewalt, auf Schiffe führen und, (tauſend acht hundert und vier und funfzig an der Zahl,) in verſchiedenen Transporten, nach dem Kirchenſtaate abführen ließ.

Ehe dies geſchah, hatte er es, beſonders den jüngern Ordensbrüdern, frey geſtellt, in Portugal zu bleiben, dafern ſie der Ordensverbindung entſagen wollten. Die meiſten aber waren ſchon von dem Geiſte des Ordens ſo feſt ergriffen, daß ſie lieber an dem Märtyrerthume deſſelben

Antheil nehmen, als den Anträgen des Miniſters Folge leiſten wollten.

Während dies in Portugal vorging, wurden die Glieder dieſer Geſellſchaft in den außer-Europäiſchen Beſitzungen dieſes Reichs, beſonders in Braſilien, ebenfalls auf gleiche Weiſe zur Auswanderung genöthigt, und die Rückkehr in irgend einen Theil der Portugieſiſchen Staaten wurde ihnen für immer verſagt.

Auf dieſe Weiſe wurde dieſes große und, wie es ſchien, gefahrvolle Unternehmen, dem Plane des Miniſters gemäß, glücklich ausgeführt. Die Jeſuiten hatten gehofft, — auch im Geheim emſig genug dahin gearbeitet, — daß ihre Deportation einen Aufruhr erregen und die Volksmaſſe zu ihrer Vertheidigung gegen den Miniſter aufſtehen werde. Sie irrten ſich auch hierin: das Volk ergriff Erſtaunen und Beſtürzung, und die Furcht, mit welcher es bereits an die Allgewalt des Miniſters zu denken gewöhnt war, wurde größer.

Unter den höhern Ständen haßten ihn einige nur noch heftiger; — andere beugten ſich aber auch um ſo tiefer vor ihm.

Ein großer Theil, beſonders des Clerus, beobachtete es mit eben ſo viel Vergnügen als Bewunderung. — Niemand, als die Jeſuiten ſelbſt, äußerte Klagen und Unzufriedenheit.

Bey ihnen hieß es ganz eigentlich: Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich. Was ſie furchtbar machte, hatte ihnen auch viele und mächtige Feinde, beſonders unter dem Clerus ſelbſt, erworben. Ihre Betriebſamkeit, ihr Einfluß, ihre Reichthümer hatten ihnen die Eiferſucht und den Neid aller derer zugezogen, die gern denſelben Reichthum, eben die Macht beſeſſen und geübt hätten, bey deren Erlangung ihnen die Jeſuiten im Wege ſtanden. Nicht Ein Biſchof in Portugal verweigerte dem königlichen Edicte den Gehorſam, oder wagte eine Vorſtellung oder Fürbitte zu Gunſten der Verbannten. Alles beugte ſich unter den Willen des Miniſters. Das Erſtaunen über die Kühnheit dieſes Wageſtücks löſ'te ſich zuletzt allgemein in verſtärkte Furcht vor ſeiner despotiſchen Allgewalt auf. Man ſah nun, es ſey ihm nichts von dem unmöglich, was er unternehme. Wer mochte es wagen, nur etwas gegen das Ver=

fahren eines Miniſters zu äußern, der ſo eben über die mächtigſte und furchtbarſte aller geiſtlichen Corporationen einen ſo vollkommenen und glänzenden Sieg davon getragen hatte.

10.

Der Graf von Oeyras wagt nun ſogar einen Kampf mit der päpſtlichen Macht.

Das Verfahren des Miniſters gegen die Jeſuiten mußte nothwendig dem Papſte und ſeinem Staats-Secretär zum großen Mißfallen gereichen. Vergebens machte der Nuntius zu Liſſabon Vorſtellungen dagegen; vergebens verweigerte der Papſt ſeine Zuſtimmung dazu und die Bill wegen der Beſtrafung der Theilnehmer unter den Jeſuiten an dem königsmörderiſchen Complotte, und die Diſpoſition über die eingezogenen Güter der Jeſuiten nach dem Willen des Miniſters. Er bewirkte dadurch nichts, als den Entſchluß des Miniſters: auch den Papſt empfinden zu laſſen, daß er ſeine Ungnade nicht zu fürchten habe; ſtatt deſſen aber wohl ſein und ſeines Königs Unwille dem Papſte nachtheilig werden könne.

Seit der Regierungsveränderung zu Rom und der dadurch bewirkten Veränderung der Geſinnungen gegen die Jeſuiten hatte auch der päpſtliche Nuntius zu Liſſabon ſich als einen Vertheidiger und Beſchützer der Jeſuiten bewieſen. Natürlich war er dadurch dem Grafen von Oeyras perſönlich mißfällig geworden. Man wußte, daß er in ſeinen Berichten nach Rom die Anklagen und Beſchwerden des Miniſters zu entkräften und die Jeſuiten als unſchuldig darzuſtellen geſucht hatte, — weil dies den Geſinnungen des Papſtes und des Cardinal-Staats-Secretärs entſprach. So war in den Verhältniſſen, zwiſchen der Krone Portugal und dem päpſtlichen Stuhle, und zwiſchen dem Portugieſiſchen Miniſter und dem päpſtlichen Nuntius, eine Kälte entſtanden, welche einem jeden Beobachter den nahen und gänzlichen Bruch anzukündigen ſchien.

Bald erſchien dieſer Zeitpunct. Die Vermählung des Infanten Dom Pedro, mit der Prinzeſſinn von Braſilien, (am 6ten Junius 1760,) gab die Veranlaſſung dazu. Durch einen Handbrief des Staats-Secretärs der aus-

wärtigen Verhältniſſe, Acunha, wurde den fremden Miniſtern von der in der Stille vollzogenen Vermählung Anzeige gemacht, und zugleich die Ordnung beſtimmt, in welcher ihnen die Glückwünſchungs-Audienzen ertheilt werden ſollten. Einem königlichen Befehle zufolge wurden dann, (am 7ten, 8ten und 9ten Junius,) drey Nächte hinter einander, alle Häuſer der Hauptſtadt erleuchtet; eine Freudensbezeigung, an welcher alle Geſandten fremder Höfe, — allerdings unaufgefordert, — Antheil nahmen.

Allein das Hotell des päpſtlichen Nuntius ſtand finſter, verſchloſſen und als von allen Bewohnern verlaſſen, unter den übrigen Häuſern und Palläſten. Dieſe Unterlaſſung hatte, nach der Angabe eines, (zur Rechtfertigung des Nuntius bald nachher erſchienenen,) päpſtlichen Manifeſtes folgende Veranlaſſung.*)

Bey der den auswärtigen Miniſtern ertheilten Nachricht von der Vermählung des Infanten war der päpſtliche Nuntius allein über-

*) Es folgt, als Beylage No. 4, in extenſo, am Ende dieſes Theils.

gangen worden. Dieſer fand darin, (was es allerdings auch wohl war und ſeyn ſollte,) eine kränkende Zurückſetzung. Um jedoch einen Beweis von chriſtlicher Sanftmuth und Geduld zu geben, und dadurch die unchriſtliche Hartnäckigkeit des Miniſters zu beſchämen, verfügte er ſich zu dem Staats-Secretär der auswärtigen Verhältniſſe und beklagte ſich ſanft und beſcheiden über dieſe Zurückſetzung. Acunha geſtand dieſelbe keinesweges ein, ſondern erklärte: das Billet ſey nicht ſo wohl in der Abſicht geſchrieben, um den auswärtigen Miniſtern von der vollzogenen Vermählung Nachricht zu geben, als um die Rangordnung anzuzeigen, welche bey den Gratulations-Audienzen von denſelben beobachtet werden ſollte. Da nun der Nuntius mit niemanden concurrire, ſo habe es auch für ihn einer ſolchen Anzeige nicht bedurft.

Der Nuntius bezeigte ſich durch dieſe Erklärung nicht befriedigt, und ſtellte, in aller Demuth und Sanftmuth, jedoch mit Ernſt und Nachdruck, vor: daß, ſo ſchmerzlich es ihm ſeyn werde, er gleichwohl, dafern man ihm eine

ſolche officielle Anzeige verſage, ſich da=
durch in die höchſt unangenehme Nothwendig=
keit geſetzt ſehen werde, ſeine Theilnahme an
den öffentlichen Freudensbezeigungen zurück zu
halten. Der Staats=Secretär verſprach ihm
nun, ſein Anſuchen dem Könige vorzutragen.
Allein der Cardinal erhielt kein Billet und über=
haupt keinen Beſcheid, und — unterließ, ſei=
nen Pallaſt zu erleuchten.

Um jedoch ſeinerſeits jeder Mißdeutung,
auf alle nur mögliche Weiſe, vorzubeugen, be=
gab er ſich zu dem Infanten Dom Pedro und
deſſen Gemahlinn, und legte ihnen den ganzen
Hergang der Sache, zu ſeiner Rechtfertigung,
vor; hatte auch die Genugthuung, hier alle Be=
weiſe der Zufriedenheit mit ſeinem Betragen zu
erhalten.

Einige Tage gingen hin, und der Cardinal
glaubte die Sache vergeſſen, als plötzlich, (am
15ten Junius Morgens um ſieben Uhr,) an ei=
nem Sonntage, da er ſich eben anſchickte, in
die Meſſe zu gehen, ein Commiſſar der Staats=
kanzley, in Begleitung eines Officiers der Gar=
de, in das Zimmer des Nuntius trat, und ihm

einen königlichen Befehl: unverzüglich die Stadt und binnen vier Tagen auch das Land zu verlaſſen, überreichte. Zugleich wurde ihm angezeigt: das Haus und der Garten ſeyen von Truppen beſetzt, welche die Beſtimmung hätten, ihn zu begleiten, um ihn gegen die Wuth des aufgebrachten Pöbels zu ſchützen.

Als der Nuntius ſich einiger Maßen von ſeinem erſten Schrecken erhohlt hatte, verlangte er Aufſchub, um an den Staats-Secretär zu ſchreiben und ſich nähere Auskunft zu erbitten. Dies wurde ihm abgeſchlagen. Er verlangte nun nur Zeit, um die Meſſe zu hören; auch dies mußte ihm verweigert werden. Kaum gewann er die nöthige Zeit, ſich anzukleiden und eine Proteſtation gegen dieſes Verfahren einzureichen. Man ſetzte nun über den Fluß. Am entgegen geſetzten Ufer befanden ſich einige Wagen, welche ihn und ſein Gefolge, unter Begleitung von dreyßig Dragonern, in Zeit von fünf Tagen nach der Spaniſchen Grenze führten.

Indem auf dieſe Weiſe der päpſtliche Geſandte aus Portugal entfernt wurde, erhielt

der Portugieſiſche Bothſchafter bey dem heiligen Stuhle zu Rom den Befehl: Sr. Heiligkeit die Veranlaſſung dazu anzuzeigen, und wenn ihm die Audienz verſagt oder dieſe Anzeige übel aufgenommen würde, ebenfalls ſeinen Geſandtſchaftsposten zu verlaſſen und ſich nach Florenz zu begeben. Zugleich erhielt er Vollmacht, allen Portugieſiſchen, zu Rom ſich aufhaltenden, Unterthanen, in dem beſtimmten Falle, denſelben Befehl bekannt zu machen.

Was man erwartet hatte, erfolgte. Der Papſt verweigerte die Audienz; der Bothſchafter ſchickte ſich zur Abreiſe an; und die Portugieſen, welche zum Theil zu Rom anſäſſig waren oder Gewerbe trieben, erhielten, auf ihre dringenden Vorſtellungen, nur eine Friſt von drey Monathen, zur Regulirung ihrer Angelegenheiten.

Auf dieſe Weiſe war denn eine förmliche Kriegserklärung von Seiten des Portugieſiſchen Hofes geſchehen. Der Papſt begnügte ſich, über Unrecht zu klagen und bey ſeiner Verweigerung der von dem Portugieſiſchen Miniſter verlangten Genehmigung und Bulle zu beharren. Fort=

während gab er ſich das Anſehen, als ob er, ſeinerſeits, jeden Augenblick bereit ſey, das Geſchehene zu vergeſſen und die Hand zur Ausſöhnung zu bieten. Vor der Hand war indeſſen an dieſe Ausſöhnung nicht zu denken, da beyde Theile bey ihren angenommenen Grundſätzen und Planen beharrten. Der Papſt wollte die Jeſuiten ſchützen, und der Miniſter ſie überall vertilgen. Der Papſt erließ die Bulle: Apoſtolicum paſcendi munus u. ſ. w.; worin der Jeſuiten-Orden, in ſeiner ganzen Verfaſſung, allen ſeinen Rechten und Privilegien, förmlich beſtätigt wurde, und die Jeſuiten verbreiteten dieſelbe überall, ſogar in Portugal. Dagegen ließ der Miniſter durch den Abbé Platel ein Buch, unter dem Titel: Memorie iſtoriche intorno gliaffari dei Geſuiti contro la ſanta ſede; ſchreiben und überall verbreiten. Zugleich publicirte er eine neue ſtrenge Verordnung gegen die Bulle: Apoſtolicum u. ſ. w.; und gegen alle geheime und öffentliche Angehörige des Ordens, welche ſich ſeit der Verbannung deſſelben noch in Portugal und

deſſen Provinzen aufgehalten oder in dieſelben wieder eingeſchlichen hatten.

Auf dieſe Weiſe wurden, von beyden Seiten, gegenſeitige Neckereyen mit wachſender Erbitterung fortgeſetzt. Der Vortheil neigte ſich auch in dieſem Streite auf die Seite des Miniſters. Unter ſeinem Schutze wurde ſchon öffentlich die Unfehlbarkeit des Papſtes angegriffen. Es wurde verboten, Diſpenſationen in Eheſachen vom Papſte zu fordern; und ſchon ging der Miniſter mit einer gänzlichen Trennung der Portugieſiſchen Kirche von dem päpſtlichen Stuhle um, als — Clemens der Dreyzehnte ſtarb und mit der Gelangung ſeines Nachfolgers auf den päpſtlichen Stuhl ſich das Syſtem deſſelben und die Geſinnungen gegen die Jeſuiten änderten.

Jetzt fand eine Ausſöhnung wenig Schwierigkeit, und der Graf von Oeyras hatte bald nachher noch die glänzende Genugthuung, die gänzliche Aufhebung des Jeſuiten = Ordens, (1773,) als ſein Werk, vom Papſte beſtätigt und in den übrigen Europäiſchen Staaten zur Ausführung gebracht zu ſehen.

11.

Der Muth und die Beharrlichkeit des Miniſters veranlaſſen einen feindlichen Angriff Spaniens; und dieſer veranlaßt wieder die Reform der Portugieſiſchen Land- und Seemacht.

Noch dauerte der Kampf ohne Waffen, obwohl nicht minder gefährlich, mit dem Papſte fort, als der Miniſter einen zweyten, mit den Waffen, begann, der, wie jener, einen entſchiedenen Beweis ſeines Muths und ſeiner Beharrlichkeit, wie ſeines Strebens nach Begründung der Unabhängigkeit der Portugieſiſchen Monarchie, aufſtellt.

Der Miniſter hatte entſcheidende Schritte gethan, um das Handelsjoch der Engländer abzuſchütteln; aber er war auch eben ſo bemüht, den Staat gegen die Uebermacht und die Anmaßungen Spaniens zu ſichern. Als Portugieſe theilte er mit ſeinen Landsleuten das Mißtrauen und den Widerwillen gegen die Spanier, welcher, ſeit der Unterjochung Portugals durch die Spanier, zu einem Hauptzuge des Portugieſiſchen National-Characters geworden iſt. Als Politiker und Staatsmann

hingegen ſuchte er ein freundſchaftliches Verhältniß mit Spanien zu unterhalten, um dadurch ein Gegengewicht, gegen England, in die Schale der auswärtigen Verhältniſſe zu legen. Die Königinn war eine Spaniſche Prinzeſſinn; ihre Mutter, die verwittwete Königinn von Spanien, hatte viel Gewalt über ihren Sohn und, durch dieſe, Einfluß in die Staatsgeſchäfte. Durch die Liebe derſelben zu ihrer Tochter, der Königinn von Portugal, hätte alſo auch können ein Band zwiſchen beyden Staaten geknüpft werden, das eine Verbindung unterhalten konnte, ohne eine Feſſel zu werden.

Allein der Miniſter und die Königinn waren nicht die beſten Freunde; daher war auch an keine harmoniſche Wirkſamkeit, in politiſcher Hinſicht, zwiſchen Beyden zu denken.

Deßhalb hatte der Graf von Oeyras geſucht, in dem Spaniſchen Cabinette ſelbſt für ſich perſönliche Verbindungen anzuknüpfen. Durch kluge Anwendung eines Theils des Braſiliſchen Goldes war es ihm auch geglückt; nur war ſeine Partey nicht ſtark genug, beſtändig die Pluralität zu behaupten. Daher vermochte er

denn auch nicht, beſonders in der leztern Zeit, den Einfluß Frankreichs in die Maaßregeln des Spaniſchen Cabinetts zu balanciren, folglich auch nicht die Mißhelligkeiten zu verhüten, welche dadurch zwiſchen Spanien und Frankreich veranlaßt wurden.

In dem Kriege, (ſeit 1754,) zwiſchen Frankreich und Spanien einerſeits, und England anderſeits, hatte er ſtets die ſtrengſte Neutralität beobachtet. Das Uebergewicht, welches England erhalten hatte, veranlaßte die Bourbonniſchen Mächte, (im Jahre 1762,) Portugal den Antrag zu machen: daß es der Neutralität entſagen und den Engliſchen Schiffen ſeine Häfen verſchließen ſolle. Um den Grafen von Oeyras dahin zu beſtimmen, machte man ihn auf die ſtets wachſende Uebermacht Englands und auf die Abſicht deſſelben, die Seefahrt und den Handel zu beherrſchen, aufmerkſam, und erinnerte ihn an die Verletzung der Neutralität, welche ſich die Engländer, (bereits im Jahre 1760,) durch den Angriff des Engliſchen Admirals Boscawen auf den Franzöſiſchen Admiral de la Clue, in einem Por-

tugieſiſchen Hafen, erlaubt hatten. Zugleich äußerten ſie ſich bereit, Portugal in das Familienbündniß aufzunehmen und es, im Falle des Angriffs, mit ihrer ganzen Macht zu unterſtützen.

Bey den Geſinnungen und Grundſätzen des Miniſters konnte dieſer Antrag wenig Geneigtheit bey demſelben bewirken. Beſonders mußte der von der erfahrnen Beleidigung hergenommene Ueberredungsgrund bey ihm völlig verloren gehen, da England für dieſelbe, durch den, eigends in dieſer Abſicht nach Portugal geſandten, Lord Kinoul, eine öffentliche Genugthuung hatte geben laſſen und der Miniſter jener Beleidigung einen ſeiner ſchönſten Triumphe verdankte. Ueber dies war der Engliſche Geſandte, Lord Tirawley, nicht ohne Einfluß auf ihn, und unterſtützte ſeine eignen Geſinnungen wenigſtens in ſo fern, als er ihm für den Nothfall den kräftigſten Beyſtand Englands verſicherte.

Der Miniſter lehnte daher den Antrag ab. Nun drang man nachdrücklicher in ihn, und forderte eine kategoriſche Erklärung: ob

der König von Portugal ſich von England trennen wolle, oder nicht. Der Miniſter erklärte noch ein Mahl: der König, ſein Herr, ſey entſchloſſen, fortwährend die ſtrengſte Neutralität zu beobachten. Er könne, als Vater ſeiner Unterthanen, auf dieſe, die ſeit einiger Zeit mit ſo manchen Drangſalen heimgeſucht wären, unmöglich auch noch das Unglück eines Offenſiv-Kriegs häufen. Ueber dies beſtünde zwiſchen ihm und England, ſo gut, als zwiſchen ihm und Spanien, ein freundſchaftliches Verhältniß, und er ſähe durchaus keinen rechtlichen Grund, daſſelbe, gewaltthätiger Weiſe, zu zerreißen.

Die geſetzte und feſte Sprache, welche der Miniſter in dieſer Antwort führte, wirkte jedoch nur einen raſchern Vorſchritt bey den Bourbonniſchen Höfen. Sie glaubten darin den Einfluß Englands zu ſehen, und gaben nun die ſeltſame, wiewohl freylich in den Verhältniſſen zwiſchen großen und kleinen Mächten nicht unerhörte, Erklärung: daß ſie durchaus keine Neutralität ferner dulden könnten; der König von Portugal müſſe ſich entweder be-

ſtimmt für England, oder für die Bourbonni= ſchen Höfe erklären.

Der Miniſter, dadurch empört, erklärte nun mit Würde und Wärme: der König werde bey dem Syſteme der Neutralität beharren, und wenn er den letzten Ziegel ſeines Schloſſes daran wagen ſolle. Es erhelle nur zu deutlich, daß die Bourbonniſchen Höfe den Krieg wollten; allein der König werde in dieſem Falle ſeine Grundſätze zu vertheidigen wiſſen.

Man kann allerdings annehmen, daß der Stolz des Miniſters an dieſer Erklärung eben ſo viel Antheil hatte, als ſein politiſches Syſtem. Er fürchtete die Spaniſche Macht nicht, weil er die Spanier geringe ſchätzte. Frankreich war anderweitig ſo viel und mannigfaltig beſchäftigt, daß er von demſelben ebenfalls wenig befürchten zu dürfen glaubte. Für jeden Fall lebte er der Zuverſicht: daß die Engländer, ihres eignen Intereſſe wegen, alles anwenden würden, um Portugal gegen die Uebermacht der Bourbonniſchen Höfe zu ſichern. Konnte er den Krieg nicht verhüten; ſo konnte er doch wohl, durch ſeinen Einfluß in das

Spaniſche Cabinett, die kräftige Betreibung deſſelben verhindern. Hierzu mußte auch die Königinn mitwirken: und da ihre Mutter nicht wünſchen konnte, daß der Sohn ein Königreich erobere, durch deſſen Beſitznehmung die Tochter einer Krone beraubt würde; ſo ließ ſich von ihrem Einfluſſe auf den König von Spanien wenigſtens ein baldiger billiger Friede erwarten.

Indeſſen war der Ausbruch des Kriegs nun unvermeidlich; und der Miniſter überſah die mißliche Lage nicht, in welche er dadurch geſetzt war. Spanien rüſtete ſich mit Macht; und Portugal — hatte ihm beynahe gar keine Gegenmacht entgegen zu ſetzen.

Jetzt bereuete es der Miniſter, daß er dieſen Gegenſtand, über den manchen andern, wodurch er bisher beſchäftigt war, vernachläſſigt hatte. Wenn er alles zuſammen raffte, konnte er kaum ein Truppen-Corps von ſechzehn tauſend Mann zuſammen bringen. Und in welchem Zuſtande befand ſich dieſes kleine Heer? Die Soldaten glichen einer Herde Lotterbuben und waren größten Theils auch nichts anderes. Ihre Ge-

ſchäfte waren meiſten Theils: Rauben, Steh-len, Morden. Suchte man einen Meuchel-mörder, ſo fand man ihn leicht und ſicher, für einige Moedors, auch wohl noch billigern Prei-ſes, unter der Armee. Die Soldaten waren nicht bezahlt, nicht gekleidet, nicht exercirt. Sie hatten durchaus keinen Begriff von Diſci-plin. Die Officiere waren großen Theils noch untauglicher als die Soldaten. Sie waren meiſtens, ſelbſt die Capitains und Majors, Bediente in den Häuſern des hohen Adels. Es war Ton, einen oder mehrere Officiere un-ter ſeinen Domeſtiken zu haben. Die Oberſten und Generale, aus dem hohen Adel, ließen ſich von dieſen Officieren, in ihren Uniformen, bey Tiſche aufwarten.

Der Miniſter, um beſonders dieſem Man-gel tauglicher Officiere abzuhelfen, ertheilte den Portugieſiſchen Geſandten an den auswärtigen Höfen den Auftrag, Officiere anzuwerben. Be-ſonders ließ ſich dies der Geſandte am Londoner Hofe angelegen ſeyn, und brachte, durch ſeine Bemühung, eine in der That ausgeſuchte Samm-lung zu Stande. Liederliche junge Leute, Ba-

gabunden, Glücksritter, unnütze Menſchen aus allen Nationen, erhielten mit der leichteſten Mühe die Patente Portugieſiſcher Officiere, und waren diejenigen, welche der Armee dieſes Staats Kraft und Fähigkeit, den Feind von den Grenzen abzuhalten, einflößen ſollten.

In einem gleich ſchlechten Zuſtande waren die Feſtungen. Es fehlte an allem zur Vertheidigung Erforderlichen, und niemand in dem Portugieſiſchen Militär war fähig, auch nur dieſe Erforderniſſe gehörig zu beſtimmen, geſchweige denn die nöthigen Vertheidigungs-Maaßregeln zu treffen.

Die Seemacht beſtand aus einigen Schiffen, die wenig im Stande waren, ſich einem Feinde furchtbar zu machen und ihn von den Küſten abzuhalten. Doch hatte man von dieſer Seite am wenigſten zu fürchten und am ſicherſten Schutz von den Engländern zu erwarten.

Nach der letztern Erklärung des Miniſters waren der Spaniſche und Franzöſiſche Geſandte von Liſſabon abgereiſ't, und einige Wochen nachher, (im Anfange des Mayes,)

drang ein beträchtliches Spaniſches Kriegsheer in die Provinz Tras los Montes ein, und bemächtigte ſich, in wenig Tagen, der Städte Miranda, Braganza, Ciaves und Moncorvo. Zugleich verbreiteten die ſiegreichen Spaniſchen Krieger ein Manifeſt, worin der Anführer erklärte: Er und ſeine Truppen kämen nicht als Feinde, ſondern als Freunde, und lediglich in der Abſicht, die gute Portugieſiſche Nation von dem Joche der Engländer zu befreyen. Nur diejenigen dürften eine feindliche Behandlung erwarten, welche die gute Abſicht ihrer Freunde verkennen und ſich ihrer Unternehmung gegen die Engländer widerſetzen ſollten.

Dieſes Manifeſt beantwortete der Miniſter durch eine Proclamation, worin er die Aeußerungen des Spaniſchen Feldherrn für trügliche Vorſpiegelungen und eine Verhüllung der Abſicht, Portugal zu unterjochen, erklärte. Zugleich machte er es allen Portugieſen zur Pflicht, die eindringenden Spanier und Franzoſen als Feinde anzuſehen und zu behandeln.

Auf dieſe Weiſe war der Krieg gegenſeitig erklärt und begonnen. Außer der Truppen-Abtheilung, welche in Tras los Montes eingedrungen war und die Stadt Oporto bedrohete, drang eine zweyte in die Provinz Beira, und belagerte die Feſtung Almeida. Eine dritte verſammelte ſich an den Grenzen von Eſtremadura, um nach Alentejo vorzudringen. Die ganze Truppenzahl dieſes dreyfachen Heeres wurde auf vierzig tauſend Mann angegeben. Es waren kräftige, geübte Leute, gehörig bekleidet, bewaffnet und unterhalten.

Hätte dieſes Heer vereint, planmäßig und mit Nachdruck agirt, ſo würde der Graf von Oeyras, ſelbſt mit dem Beyſtande Englands, kaum im Stande geweſen ſeyn, ihnen die Eroberung Portugals auch nur zu erſchweren. Das Spaniſche Heer übertraf das Portugieſiſche eben ſo ſehr an Kraft und Muth, als an Ausrüſtung, Diſciplin und Anführung. Es war eine beträchtliche, immer auch für einen gerüſteten Feind furchtbare, Heeresmacht, indem das Portugieſiſche Heer beynahe für gar nichts gerechnet werden konnte. Jenes durfte ſich nur

zeigen, um dieſes in die Flucht zu ſchlagen. Ein Portugieſiſcher General war mit vier tauſend Mann zu einer Expedition detaſchirt. Eine Spaniſche Patrouille ließ ſich ſehen, und der General — lief mit ſeinem ganzen Corps davon, ohne auch nur die Annäherung derſelben abzuwarten.

Mit den Hülfsvölkern, welche die Engländer, in zwey verſchiedenen Abtheilungen, einer von ſechs tauſend und einer von vier tauſend ſechs hundert Mann, nach Portugal ſandten, war die Ohnmacht dieſes Reichs eher vermehrt, als vermindert. Sie waren ohne Diſciplin und, beſonders die Irländer, welche einen beträchtlichen Theil derſelben ausmachten, fingen Unruhen und Meuterey an.

Wichtiger als dieſes Truppen-Corps war die Acquiſition eines einſichtsvollen und unermüdet thätigen Feldherrn, in der Perſon des Grafen von der Lippe-Bückeburg. Er allein konnte gleichwohl den Feind nicht ſchlagen, und nur mit der Gabe, Wunder zu thun, hätte er auch eine Armee herbey ſchaffen können, wie ſie erfordert wurde und ſeiner würdig war. In

dem erſten Lager, das er bey Villa viçioſa zuſammen zog, hatte er kaum fünf tauſend Mann, und dieſen fehlte es an Allem, was nur Bedürfniß eines Kriegers ſeyn kann.

So ſehr er ſich es auch angelegen ſeyn ließ, das Portugieſiſche Heer in einen wehrhaften Zuſtand zu ſetzen und die übrigen nöthigen Vertheidigungsanſtalten zu treffen; ſo war doch die Zeit zu kurz und die neue Schöpfung ſo ungeheuer und ſchwierig, der Feind ſchon ſo weit vorgedrungen, daß, wenn dieſer es ernſtlich gemeint hätte, auch bey der höchſten Anſtrengung aller Kräfte, ſelbſt der größte Feldherr, den jemahls die Welt geſehen hat, an der Spitze des Portugieſiſchen Heeres nur Schande geerntet haben würde.

Allein die Spanier ſelbſt waren es, welche ſich den Sieg vereitelten. Anſtatt vereinigt gerade auf die Hauptſtadt loszugehen, hielten ſie ſich, getrennt nach verſchiedenen Richtungen, bey Belagerungen ſolcher Feſtungen auf, die, auch unerobert, ihnen nie gefährlich werden konnten.

Die erſte Truppen = Abtheilung zog fortwährend in den Gebirgen der Provinz Tras

los Montes umher; die zweyte verweilte unnütz bey der Belagerung von Almeida, und nahm ſie endlich auf Capitulation, ohne daß man weder ernſtliche Anſtalten gemacht hatte, ſie anzugreifen, noch ſie zu vertheidigen; *) die dritte wurde von den Portugieſen an der Grenze aufgehalten und konnte daher die andern gar nicht unterſtützen.

Ueber dies erhielten die Anführer der Heere ohne Unterlaß neue, ſich widerſprechende Befehle, je nachdem die verſchiedenen Parteyen am Spaniſchen Hofe entſcheidenden Einfluß in die Depeſchen behaupteten. Auch ſcheint es, daß der Miniſter, da er nun auf das deutlichſte einſah, daß er durch die Gewalt der Waffen nie zu ſeinem Ziele kommen würde, andere Wege eingeſchlagen ſey, um den Feind zu entwaffnen. Er benutzte die Vermittelungen der Königinn; auch wohl eine zur rechten Zeit und am

*) Der Commandant übergab die Feſtung mit ſechs und neunzig, — freylich wohl nicht ſehr brauchbaren, — Kanonen und drey tauſend ſechs hundert, noch weniger brauchbaren, Soldaten; nachdem er einen Stallknecht, einen Arbeiter und vier Pferde verloren hatte.

rechten Orte angebrachte Summe Geldes, um ſeiner Parten im Spaniſchen Cabinette ein entſchiedenes Uebergewicht zu verſchaffen.

So nahete der Feldzug ſeinem Ende, und mit ihm der ganze Krieg. Portugal erhielt einen Antheil an einem Frieden, (am 3ten November zu Fontainebleau,) den das zur See und in den Kolonien ſiegreiche England vorſchrieb, und den Spanien annehmen mußte, wenn es nicht Gefahr laufen wollte, alle ſeine Kolonien zu verlieren. Das Spaniſche Heer verließ nun alle ſeine Eroberungen, und der Miniſter ſah ſich dadurch aus einer Verlegenheit befreyet, die vielleicht kritiſcher für ihn war, als eine der Situationen, in welchen er ſich bis dahin befunden hatte.

Wie lebhaft er das Mißliche ſeiner Lage und die wenig ehrenvolle Rolle, die er während des Kriegs geſpielt hatte, empfinden mochte, verrieth der Eifer, mit welchem er, nach dem Abſchluſſe des Friedens, an der Reform der Kriegsmacht Portugals arbeitete. Er gewann den Grafen von der Lippe, in Portugal noch zu verweilen, um ſich dieſem Geſchäfte zu unter-

ziehen. Er verlieh ihm dazu Vollmacht, in einer Ausdehnung, wie ſie nicht leicht ein Feldherr beſeſſen haben mag.

Ungeachtet dieſer Feldherr, nach ſeinen, bereits während des Kriegs gemachten, Erfahrungen, leicht beurtheilen konnte, mit was für mannigfaltigen und großen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben werde; ſo unterzog er ſich dennoch dieſer Herkuliſchen Arbeit, und lieferte in Kurzem eine, wenn auch unvollendete, doch immer, den Umſtänden nach, höchſt bewundernswerthe, neue Schöpfung. Nun ſah man ein gehörig bezahltes, gekleidetes, diſciplinirtes, anſehnlich vermehrtes Heer in Portugal; man ſah regelmäßige Waffenübungen, nach dem Preußiſchen Exercice; man ſah Officiere, die nicht hinter den Stühlen ihrer Generale aufwarteten, ſondern mit ihnen zu Tiſche ſaßen; man ſah endlich, — zum Erſtaunen der ganzen Nation, — bey Villa viciosa ein Luſtlager und ein Manoeuvre, wie dergleichen in Portugal wohl nie geſehen ſeyn mochte.

Als einer der größten Kenner der Befeſtigungskunſt wandte der Graf von der Lippe

auch beſondern Fleiß auf die Wiederherſtellung der alten und Anlage neuer Feſtungen. Er erregte auch hier Bewunderung; aber auch Neid und Widerſtreben. Ueberall hatte er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Und wiewohl er durch die völlig unbeſchränkte Macht des Miniſters, unterſtützt wurde, ſo gehörten doch ganz der Muth, die Beharrlichkeit und der Enthuſiasmus für die Sache ſelbſt, welche dieſen Helden beſeelten, dazu, um nur einige weſentliche Reformen zu bewirken.

Auch über das Seeweſen verbreitete der Graf von der Lippe ſeine Thätigkeit, und leiſtete auch hier mehr, als man billiger Weiſe von ihm erwarten konnte. Drey hundert Engliſche Schiffs-Bauleute arbeiteten, unter ſeiner Aufſicht, unabläſſig, um eine Kriegsflotte zu erbauen, die vorläufig auf dreyßig Schiffe von der Linie beſtimmt war.

Um das angefangene Werk, einer Reform des ganzen Kriegsweſens, zu vollenden, hätte es indeſſen wenigſtens eines halben Jahrhunderts und mit ihm einer völligen Revolution der National-Denkungsart, der National-

Verhältniſſe und Sitten bedurft. Auch die Regierung hätte ihn kräftiger unterſtützen müſſen, als von dem Miniſter geſchah. Strenge und Gewalt waren hier nicht hinreichend. Die Regierung mußte beweiſen: daß ſie das Militär achte, ſeine Nothwendigkeit anerkenne, daß ſie für ſeinen Unterhalt ſorge und auf ſeine Verpflegung im Alter Bedacht nehme. Es mußten Anſtalten getroffen werden, um tüchtige Officiere zu bilden und die mannigfaltigen übrigen Erforderniſſe des Kriegs, in zweckmäßiger Beſchaffenheit und Maſſe, herbey zu ſchaffen.

Von dem allen geſchah indeſſen wenig oder gar nichts. Der Miniſter achtete das Militär nicht, und hatte durchaus keine Einſicht von dem Umfange und der Wichtigkeit der Erforderniſſe eines gut diſciplinirten ſtehenden Heeres. Der Graf von der Lippe ſah ſich daher, nach zweyjähriger raſtloſer Arbeit, mannigfaltigen Verdrießlichkeiten und ſtetem Kampfe mit ſtets ſich erneuernden Hinderniſſen, endlich doch dahin beſtimmt, ſein Werk unvollendet zu verlaſſen.

So viel hatte er gleichwohl geleiſtet, daß es die Aufmerkſamkeit des benachbarten Spa-

niens erregte. Es erging eine Anfrage an den Miniſter, um den Zweck dieſer außerordentlichen Rüſtungen zu erfahren, welche der Miniſter mit einer allgemeinen, Spanien jedoch nicht hinlänglich beruhigenden, Antwort erwiederte.

Der Graf von der Lippe verließ Portugal mit dem Ruhme, ſich, durch die uneigennützigſte und beharrlichſte Bemühung, große Verdienſte um dieſen Staat erworben zu haben. Bey ſeiner Ankunft waren ihm zwanzig tauſend Cruſaden als Gehalt ausgeſetzt. Er hatte ſie indeſſen abgelehnt; hat auch nachher nie eine Vergütung angenommen.

Bey ſeinem Abgange übernahm der Graf von Oeyras den höchſten Oberbefehl der ganzen Armee und ließ ſich die beyden Staats-Secretäre als ſeine General-Lieutenants zuordnen. Dies war nicht der Weg, die angefangene Reform zu einer vollendeten Ausbildung zu befördern. Er war eben ſo wenig fähig dazu, als er für fähig dazu gehalten wurde. Auch begann, von dem Tage an, da der Graf von der Lippe Portugal verließ, ein Rückgang, der allmählig wieder zu dem Puncte zurück

führte, von wo aus es der Graf von der Lippe mit ſo hoher Geſchicklichkeit, Anſtrengung und Ausdauer vorwärts gearbeitet hatte.

12.

Fernere Reformen und Verfügungen des Grafen von Oeyras; zur Beförderung des Handels, der Induſtrie und Cultur der Humanität und der Wiſſenſchaften.

Während dieſer auszeichnenden Epochen der Adminiſtrations-Geſchichte des Grafen von Oeyras und nach denſelben fuhr er unermüdet fort, ſeinen Einſichten und ſeinem Character gemäß, an der Wiederherſtellung und Vervollkommnung der innern Staatskräfte jeder Art zu arbeiten. Kein Gegenſtand entging ſeiner Aufmerkſamkeit.

Indem er fortwährend mit einem großen Aufwande an der Wiederaufbauung der Stadt arbeiten ließ, fuhr er fort, mit der größten Strenge, die Landſtreicher, Diebe und Müßiggänger aus derſelben zu vertreiben, und überhaupt für eine beſſere Polizey-Einrichtung Sorge zu tragen. Wenn dieſe Maaßregeln größ-

ten Theils auch mehr ſeinen Willen, dieſelbe zu begründen, und ſeine ſtrenge Gemüthsart, als ſeine richtige Einſicht in dieſe Theile der Staatsverwaltung verriethen; ſo blieben ſie doch nicht ohne alle gute Wirkung, wenigſtens für die Zeit, in welcher ſie ausgeübt wurden, und verdienen daher auch nicht, ganz mit Stillſchweigen übergangen zu werden.

Um die Zahl nützlicher Staatsbürger zu vermehren, verbot er allen Mönchsorden, binnen zehn Jahren Novizen aufzunehmen. Für einige Orden wurde jedoch dieſe Verordnung in der Folge dahin gemildert: daß ſie nur eine gewiſſe geringe Anzahl aufnehmen durften.

Um die Finanzen, ohne vergrößerten Druck der Unterthanen, zu verbeſſern, ſetzte er einen Gerichtshof nieder, welcher die Beſtimmung hatte, zu unterſuchen: welche Beſitzungen der Privat-Perſonen ehemahls Krongüter geweſen und unter welchem Rechtstitel ſie von den gegenwärtigen Inhabern beſeſſen würden. Wo ſich kein rechtlicher Beſitzgrund nachweiſen ließ, wurden ſie eingezogen und zum Vortheile der Krone verkauft oder für dieſelbe verwaltet.

Dieſes Reunions-Tribunal war allerdings eigentlich ebenfalls eine Maaßregel zur Verkleinerung und Demüthigung des hohen Adels. Bey niemanden, als bey dieſem, fanden ſich Beſitzthümer dieſer Art. Es war in Portugal wie in den meiſten Monarchien gegangen: daß die Adels-Ariſtokratie in frühern Zeiten die Schwäche der Monarchen benutzt hatte, die Krongüter an ſich zu bringen; um ſo, durch die Verkleinerung des Vermögens der Regenten, auch ihre Macht zu vermindern und dagegen, durch eben dieſes Mittel, die ihrige zu heben. Manche Familien des hohen Adels hatten ſehr große Grundſtücke dieſer Art, und verloren nun, durch dieſes Reunions-Syſtem, den größten und ſchönſten Theil ihrer Beſitzungen. Es war daher einer der empfindlichſten Schläge, welche der Miniſter dieſem ſeinem bitterſten Feinde beybrachte, und diente eben nicht dazu, dieſe Feindſchaft zu vermindern.

Eine zweyte Finanz-Speculation traf den Clerus. Zuerſt wurden die Güter des Patriarchats für die Krone eingezogen. Sodann executirte der Miniſter eine, von dem Papſte

Benedict dem Vierzehnten verliehene, Bulle, kraft welcher der König autoriſirt wurde, die Einkünfte des dritten Theils der Kirchengüter funfzehn Jahre lang zu beziehen.

Wenn man erwägt: daß er durch dieſe Verfügungen das Mißfallen des Clerus eben ſo, wie durch jene den Zorn des Adels gegen ſich reizte; ſo regt ſich wohl nicht unnatürlich einiges Mißtrauen gegen die, — von Clerikern herrührenden, — Beſchuldigungen: daß er bey dieſen Finanz-Operationen nur ſeinen perſönlichen Vortheil vor Augen gehabt; die confiscirten Güter und die vermehrten Einkünfte der Krone hauptſächlich zu ſeiner Bereicherung benutzt habe.

Mit derſelben Thätigkeit, womit er auf die Vermehrung der Staatseinkünfte bedacht war, fuhr er auch fort, für die Aufnahme des Handels und der inländiſchen Induſtrie zu ſorgen. Die Engliſchen Negotianten hatten ſich Rechnung gemacht: der Miniſter werde, aus Verbindlichkeitsgefühl für den, während des Kriegs mit Spanien, von ihrer Regierung erhaltenen Beyſtand, das ehemahlige Handelsver-

hältniß, zwiſchen England und Portugal, völlig wieder herſtellen und allen ihrem Vortheile widerſtrebenden Neuerungen entſagen. Allein der Graf von Oeyras glaubte eine ſo entſchiedene und große Verbindlichkeit gegen England nicht zu haben, daß er dadurch veranlaßt werden könnte, derſelben ſein Lieblings-Syſtem und den Vortheil des Staats aufzuopfern. Er war vielmehr der Meinung: England ſey Portugal Verbindlichkeit ſchuldig, daß es ſich, aus Freundſchaft für daſſelbe, einer ſo großen Gefahr ausgeſetzt habe. Er bekümmerte ſich daher auch ſehr wenig um die Erwartungen und Anſprüche der Engliſchen Negotianten; ſondern fuhr vielmehr fort, ſtets auf die Beſchränkung ihrer Handelsthätigkeit in Portugal bedacht zu ſeyn.

Die Engländer, welche noch immer das Monopol des Handels mit ausländiſchem Getreide behaupteten, hatten es in großen Magazinen aufgehäuft, und verkauften es, nur aus dieſen, um den von ihnen allein zu beſtimmenden Preis. Der Miniſter, der den Nachtheil und Druck erkannte, welche dieſe

Einrichtung für das Publicum hatte und haben müßte, machte die Verordnung: daß alles Getreide zu Markte gebracht und nichts mehr aus den Magazinen verkauft werden ſollte. Die Negotianten ſchrien; der Miniſter blieb taub; und das Volk empfand, wenn auch nicht gleich, doch bald und ſicher, den Vortheil dieſer Verfügung.

Ein erneuertes Verbot ausländiſcher Manufactur-Waaren erregte noch mehr Mißvergnügen, beſonders durch die despotiſche und tumultuariſche Art, womit es zur Ausübung gebracht wurde. Nicht nur erlaubte man ſich Hausſuchungen und andere gewaltſame Maaßregeln, um das Einkaufen fremder, beſonders Engliſcher, Manufactur-Producte zu verhüten; ſondern ſelbſt auf öffentlicher Straße griffen die Polizey-Bedienten die angeſehenſten Perſonen gewaltſam an, riſſen ihnen die ausländiſchen metallenen Knöpfe von den Kleidern, und zerſchnitten ihnen die Kleider ſelbſt, wenn ſie von ausländiſchem Tuche waren.

Weniger gewaltſam, und ſchon dadurch um vieles zweckmäßiger, waren einige Verfü-

gungen zur Belebung des innern Handels und der Betriebſamkeit. Als die weiſeſten und zweckmäßigſten dieſer Art verdienen beſonders ausgezeichnet zu werden: daß er die Tabaks-pachtung aufhob; den Handel mit dieſem Producte nicht nur von jedem monopoliſtiſchen Vorrechte, ſondern auch von jeder Abgabe befreyete. Auch richtete er Jahrmärkte ein; verband damit allerley Vergnügungs-Einrichtungen, um Beſucher und Käufer herbey zu ziehen. Eben ſo hörte er nicht auf, zur Beförderung des Ackerbaues zu wirken. Insbeſondere munterte er die Einwohner der Provinz Alentejo, in welcher große Strecken des fruchtbarſten Landes wüſt lagen, auf, ſie zu cultiviren. Endlich war er auch befliſſen, den Seehandel, durch Friedensſchlüſſe und Verträge mit den Africaniſchen Corſaren, zu ſichern.

Eine ganz beſonders ehrenvolle Erwähnung verdient die für ſeine Zeit und ſeine Nation Epoche machende Veranſtaltung, Induſtrie durch Unterricht zu befördern. Liſſabon wimmelte von zerlumpten, bettelnden, verwilderten Kindern, die nur aufwuchſen, um, als Land-

ſtreicher, Diebe und Bettler, die Sicherheit des Staats zu gefährden und den übrigen Einwohnern im höchſten Grade zur Laſt zu fallen. Der Miniſter ließ ſie größten Theils auffangen und in das Arſenal abliefern. Hier wurde für ſie eine Induſtrie-Schule angelegt, worin ſie in mehrern Handwerken ſo weit unterrichtet wurden, daß ſie, nach ihrer Entlaſſung aus dieſem Inſtitute, fähig waren, ihren Unterhalt zu verdienen.

Dieſe Einrichtung, zu einer zweckmäßigen Erziehung für den Staat, iſt ſo ganz eigentlich in dem Geiſte einer aufgeklärten Staatsverwaltung, daß ſie für einen jeden als Beyſpiel zur Nachahmung aufgeſtellt zu werden verdient.

Ein ebenfalls ſehr gültiges und ehrenvolles Zeugniß für ſeine Einſicht und ſeine patriotiſche Geſinnung ſind die Stiftung und Einrichtung einer Handlungsſchule, und die Fürſorge, welche er dafür bezeigte. In dieſem Inſtitute wurde zwey hundert Zöglingen ein ganz zweckmäßiger Unterricht für dieſe Beſtimmung ertheilt. Sie wurden hier in der kaufmänniſchen

Rechenkunſt, dem Buchhalten, der Wechſelkenntniß, der Schiffahrt u. ſ. w. unterrichtet. Von Zeit zu Zeit wurden öffentliche Prüfungen angeſtellt, denen der Miniſter ſelbſt beywohnte und in welchen die Fragen und Aufgaben durch das Loos beſtimmt und auf dieſe Weiſe von den Zöglingen beantwortet wurden.

Die Fürſorge des Grafen von Oeyras für Unterricht und Aufklärung beſchränkte ſich jedoch nicht allein auf die Inſtitute für dieſe ſpeciellen Zwecke. Nach der Vertreibung der Jeſuiten unterwarf er alle Unterrichts-Inſtitute einer Reform, um ſie von dem Sauerteige zu ſäubern, welchen dieſe in denſelben zurück gelaſſen haben möchten. Er ſtiftete ein neues Inſtitut für die Erziehung junger Edelleute. Er ließ eine beträchtliche Anzahl Bürgerſchulen einrichten, und gab ſich alle Mühe, dieſe ſo wohl als die ſo genannten Lateiniſchen Schulen mit guten, oder auch, fürs erſte nur, mit nicht ganz untauglichen Lehrern zu verſehen. Er ließ deren, durch das ganze Königreich, acht hundert und ſieben und dreyßig anſtellen: und zwar vier hundert und neun und ſiebzig für Bürgerſchulen,

zum Unterrichte im Leſen, Schreiben und Rechnen: drey hundert und ſechs und dreyßig, in gelehrten Schulen, als Lehrer der Lateiniſchen; acht und dreyßig als Lehrer der Griechiſchen Sprache; und fünf und dreyßig als Lehrer der Redekunſt. Der Unterricht in dieſen Inſtituten wurde frey ertheilt; und um die nöthigen Fonds zum Unterhalte der Lehrer herbey zu ſchaffen, legte er eine Auflage auf einige Lebensbedürfniſſe.

Indem er ſich mit dieſen höchſt wohlthätigen Einrichtungen beſchäftigte, fand er in dem Mangel guter Lehrer bey weitem die größte Schwierigkeit. Zugleich wurde er gewahr, daß der gänzliche Verfall der Univerſität Coimbra auch als eine Haupturſache der Uncultur ſeines Vaterlandes und der mangelhaften und ſchwierigen Ausführung ſeiner Entwürfe, zur Reform und Verbeſſerung der Staatsverwaltung, in den verſchiedenen Zweigen derſelben, anzuſehen ſey.

Dieſes Inſtitut, welches der Sitz und die Pflanzſchule der Wiſſenſchaften und Aufklärung ſeyn ſollte, war in eine Herberge der Unwiſſen-

heit, Trägheit und Barbarey ausgeartet. Nur vier Monathe im ganzen Jahre wurde Unterricht ertheilt, und dieſer Unterricht war mehr geeignet, die Cultur des Geiſtes und die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften zu verhindern, als ſie zu befördern. Dieſe Anſtalt war noch ganz in den Händen des Clerus. Vorzüglich hatten auch hier die Jeſuiten ihr Weſen getrieben. Sie erhielten, auch nach ihrer Vertreibung, Anhänger daſelbſt, und behaupteten einen eben ſo entſcheidenden als nachtheiligen Einfluß.

Der Graf von Oeyras glaubte zur Reform dieſer Corporation noch einer beſondern Autorität zu bedürfen. Er ließ ſich von dem Könige zu deſſen bevollmächtigtem Statthalter in dieſem Geſchäfte ernennen, und legte dann muthig Hand ans Werk. Er machte mehrere zweckmäßige Einrichtungen, beſonders zur Beförderung des Fleißes der Studirenden, *) zur

*) Die Ferien wurden von acht Monathen auf zwey reducirt. Den Studenten wurde, bey einer Geldſtrafe, anbefohlen, die Collegia ordentlich zu be-

beſſern Wahl und Ordnung des zu Lernenden und zur ſorgfältigern Auswahl und Aufſicht der Lehrer.

Wenn er ſchon hierdurch, beſonders bey dem Clerus, ſehr anſtieß, ſo war dies noch weit mehr der Fall, als er ſogar ſeine Reformen über die Klöſter ausdehnte. Daß er ſie der weltlichen Macht, in gewiſſem Betrachte, zu unterwerfen ſuchte, ſich in die Beſetzung der Aemter in denſelben miſchte und an der Regierung der verſchiedenen Mönchsorden Theil nehmen wollte, hätten ſie ihm noch allenfalls verziehen: aber daß er von Studien der Mönche redete und ſogar, durch ein königliches Geſetz, einen Studien-Plan für dieſelben ſanctioniren ließ; das hieß die ehrwürdigen Väter an ihrer empfindlichſten Stelle antaſten. Der heilige Müßiggang war ihnen zu ſehr zur andern Natur geworden und ſchien ihnen ſo ganz eigentlich zu dem Leben und der Beſtimmung eines

ſuchen. Wer zum dritten Mahle, ohne hinlänglich gültige Urſachen, fehlte, erhielt eine Carcer-Strafe.

Mönchs zu gehören, daß ſie den Angriff auf ihn als einen Hauptbeweis der Freygeiſterey und gotteslâſterlichen Geſinnungsart des Miniſters anſahen.

Der Miniſter nahm indeſſen von dieſer Unzufriedenheit ſo wenig, als von irgend einer andern, Kenntniß, und legte ſeine frevelnde Hand an einen heiligen Mißbrauch nach dem andern. Er wagte es ſogar, die mancherley Brüderſchaften, welche, durch ihre zahlreichen Proceſſionen und andern öffentlichen ſo genannten Uebungen in heiligen Dingen, Veranlaſſungen zum Müßiggange, zum Herumlaufen und zu Ausſchweifungen für das Volk wurden, ganz aufzuheben und die Einkünfte derſelben unter arme und Unterſtützung bedürftige Familien austheilen zu laſſen.

Um das Leſen vernünftiger und unterrichtender Bücher zu befördern, befreyete er die Cenſur von dem Joche der hierarchiſchen Gewalt. Er ließ ein königliches Cenſur-Gericht einſetzen. Auch legte er eine königliche Buchdruckerey an, welche durch ihre Einrichtung ſelbſt die Tadelſucht der Feinde ihres Stifters und ſogar der Jeſuiten zum Schweigen brachte.

Dieſer nie raſtende Geiſt des Reformirens drang endlich auch immer mehr in die verſchiedenen Zweige der innern Staatsverwaltung; beſonders der Juſtiz = Pflege. Mehrere beyfallswerthe Einrichtungen legten auch hier einen Grund, auf welchem, dafern in der Folge planmäßig fortgebauet wäre, ein dauerhaftes und wohl eingerichtetes Gebäude hätte aufgeführt werden können.

13.

Gemüthszuſtand des Königs, und perſönliche Verhältniſſe des Miniſters zu dem Könige, dem Adel und Clerus. Zweyter Mordverſuch gegen den König. Der Graf von Oeyras wird Marquis von Pombal. Letzte Periode ſeiner Adminiſtration.

Alle dieſe Reformen waren eigenthümliche Ideen des Grafen von Oeyras, und er führte ſie auch allein, vermittelſt der königlichen Machtgewalt, die er ganz unabhängig verwaltete, in einem Zeitraume von etwa funfzehn Jahren, aus. Dem Könige perſönlich machte er ſich immer mehr nothwendig, indem er ſich dem

Adel und Clerus und, durch dieſe, auch wieder dem Volke, immer furchtbarer machte.

Der Argwohn und die Furchtſamkeit des Königs nahmen mit ſeinen Jahren zu. Er betrachtete ſich immer mehr als den Gegenſtand des Haſſes und der Nachſtellungen ſeiner Unterthanen, und der Miniſter mochte allerdings mit dazu beytragen, daß er ſich immer mehr und immer lebhafter in dieſem Lichte ſah.

Insbeſondere war fortwährend der Infant Dom Pedro, ſelbſt nachdem er ſein Schwiegerſohn geworden war, der Gegenſtand ſeiner argwöhniſchen Aufmerkſamkeit. Er beobachtete ihn unablässig, trat zuweilen unerwartet und raſch in ſein Zimmer, durchſuchte ſeine Papiere, und ſchien beſtändig auf eine Verſchwörung zu ſpioniren, welche er, als unter dem Schutze und der Anführung Dom Pedro's angezettelt und betrieben, voraus ſetzte.

Von Zeit zu Zeit benachrichtigte ihn der Miniſter, daß er Spuren einer ſolchen Verſchwörung entdeckt habe, und legte ihm auch Beweiſe davon vor. Der hohe Adel, beſonders die Verwandten des Königs, mochten auch

allerdings noch von Zeit zu Zeit Verſuche machen, — wenn auch nicht gegen das Leben des Königs, doch gegen den Einfluß des Miniſters. Dem Miniſter wurde es leicht, dem Könige dergleichen Verſuche ſo darzuſtellen, als ob ſie indirect zwar, aber eigentlich gegen ihn gerichtet wären. Von Zeit zu Zeit wurden daher einige der Großen, als neuer Complotte gegen das Leben des Königs oder des Miniſters verdächtig, verwieſen oder eingekerkert.

Die Jeſuiten hatten an der geheimen Wirkſamkeit gegen den Miniſter unſtreitig auch ihren Antheil. Die Plane und Verſuche derſelben, einen allgemeinen Aufſtand, (im Jahre 1768,) in Portugal zu erregen, mochten wohl nicht ſo ganz von dem Miniſter erdichtet ſeyn, als jeſuitiſche Schriftſteller uns glauben zu machen ſuchen. Sie hatten noch immer eine große Anzahl ſehr betriebſamer Anhänger, durch alle Stände. Sie ſelbſt waren, durch Eigennutz und Rachſucht, zur höchſten Betriebſamkeit gereizt. Es bedurfte in der That einer ſteten Aufmerkſamkeit und eines ſo kräftigen, raſtloſen Gegenſtrebens, als der Graf von Oeyras

unterhielt, um ihre Thätigkeit, wenn auch nicht zu ermüden, doch wenigſtens ihm und ſeinen perſönlichen Planen unſchädlich zu machen.

Ein neuer Angriff, der, (am 2ten December 1768,) auf das Leben des Königs gewagt wurde, trug dazu bey, ſeine Furcht vor dem Haſſe ſeiner Unterthanen und vor Verſchwörungen derſelben gegen ſein Leben immer wirkſamer zu machen.

Als der König, von dem Luſtſchloſſe Villa viciosa aus, auf die Jagd reiten wollte, ſprang ein Menſch, mit einem Knittel bewaffnet, an ihn heran; führte einen gewaltigen Schlag nach ſeinem Kopfe; und ſtreifte ihn, da der König auswich, am Arme. Er führte noch einen zweyten Schlag gegen ihn, der das Pferd traf. Als darauf das Gefolge des Königs herbey ſprengte, bemächtigte man ſich des Menſchen und verhaftete ihn.

In der Unterſuchung, welche angeſtellt wurde, ſagte er aus: er ſey ein Maulthier-Treiber, habe ehemahls unter der Artillerie gedient, und dabey ein Maulthier eingebüßt, das ihm, ſeines öftern Anſuchens ungeachtet, nicht erſetzt ſey. Den Verdruß hierüber gab

er als die einzige Urſache des von ihm verſuchten Mordes an. Wiewohl er weiter nichts eingeſtand, und ſtandhaft bey der Ausſage beharrete, daß er keine Theilnehmer habe, auch durch niemanden zu dieſem Verbrechen verführt ſey; ſo blieben doch allerdings Gründe genug zum Argwohne, – wenn auch nicht zum Erweiſe, – daß dieſer unglückliche, halb wahnwitzige Menſch nur das Werkzeug höherer Abſichten geweſen ſey. Es war ſicher nicht der erſte Fall, daß Prieſterliſt blödſinnige fanatiſche Menſchen zu ihren Zwecken mißbrauchte, und ſie durch Eide, Bedrohungen und Verſchwörungen zum Verſchweigen ihres Antheils, ſelbſt auf der Folter, verpflichtete.

Der König gewöhnte ſich ſo noch immer mehr daran, in ſeinem Miniſter ſeinen Schützer zu ſehen; und da der Graf die Kunſt verſtand, den Werth ſeiner Dienſte geltend zu machen, ſo blieben ſie auch für ihn nicht ohne Nutzen. Zum großen Verdruſſe ſeiner Neider verlieh ihm der König nach und nach mehrere beträchtliche Grundſtücke, Pfründen und Penſionen, und erhob ihn endlich auch, (im September 1770,) zum Marquis von Pombal.

Die Nation, im Ganzen genommen, blickte auf ihn mit einer an Furcht grenzenden Achtung. Sie erkannte, nach und nach wenigſtens, manches von dem, was er ſtiftete, in ſeinen Wirkungen, als etwas Gutes; wenn ſie auch die Strenge, und zum Theil Härte, womit er es zur Ausübung zu befördern ſuchte, unangenehm und zum Theil wirklich ſchreckend empfand. Uebertreibung iſt es unſtreitig, wenn man die Nation in ihm einen ſchrecklichen, blutdürſtigen Tyrannen fortwährend, — und in der letzten Zeit ſeiner Adminiſtration am meiſten, — erblicken läßt.

Seit der großen Verſchwörung gegen das Leben des Königs und deren allerdings grauſenvollen Beſtrafung, noch mehr aber ſeit der Vertreibung der Jeſuiten, hielt er es, zu ſeiner Sicherheit, für nöthig, nur unter militäriſcher Begleitung auszugehen; und dies trug allerdings mit dazu bey, daß man ihn als einen Gegenſtand der Furcht betrachtete.

Dieſe Furcht wurde von Zeit zu Zeit immer dadurch wieder erneuert, daß er von Zeit zu Zeit gegen Perſonen vom hohen Adel, und ſelbſt

aus den erſten des Clerus, mit gleicher Stren=
ge verfuhr; keine Gelegenheit unbenutzt ließ,
ſeine Gewalt dieſen insbeſondere fühlen zu laſ=
ſen. Man ſah darin die Verfolgung eines un=
verſöhnlichen Feindes; und die Verfolgten ver=
ſäumten nicht, an dieſe Idee die Vorſtellung
von ihrer Unſchuld anzuknüpfen.

In der That kamen manche Ereigniſſe
vor, die offenbar auf die Vermuthung führ=
ten, daß der Miniſter perſönliche Beleidigun=
gen ſelten verzieh, und wohl noch nach Jahren,
und gewöhnlich eben nicht auf eine ſehr mäßige
und edelmüthige Weiſe, Rache zu nehmen
pflegte. Dies galt jedoch hauptſächlich von
den Beleidigungen, welche ihm von Perſonen
des hohen Adels widerfuhren, und wodurch
ſein zur Rache und zum Zorne gereiztes Ge=
müth von Jugend auf auch genugſam gereizt
war.

Man wird leicht erwarten, daß er, um
ſeine Alleinherrſchaft zu behaupten und ſeine
Zwecke zu erreichen, nach und nach alle Per=
ſonen aus der Staatsverwaltung entfernte,
auf deren Unterwürfigkeit und Ergebenheit er

ſich nicht verlaſſen konnte. Eben ſo wenig kann es befremden, wenn er ſtatt deſſen nur ſolche beförderte, die durch Bande der Verwandtſchaft, oder der Verbindlichkeit, an ihn perſönlich geknüpft waren; und daß er auch dieſe entfernte, ſo bald er nur Grund zu dem Argwohne hatte, daß ſie von ſeinen Gegnern gewonnen ſeyen, oder ihr Schickſal von ihm unabhängig zu machen ſuchten, auch wohl nur Plane hegten, welche die ſeinigen durchkreuzten. So wurden der Abbé Platel, der Doctor Siabra und mehrere Andere, in dem Laufe ſeiner langen Adminiſtration, von ihm gehoben, und wieder geſtürzt, ſo bald er Spuren entdeckte, daß ſie ſein Vertrauen gemißbraucht hatten oder zu mißbrauchen im Begriffe waren.

Stets beſorgte er, nicht unnatürlich, daß auch die, welche ihm am nächſten waren, von ſeinen Gegnern, beſonders von den Jeſuiten, gewonnen werden möchten. Er ſchenkte daher nie Einem ſein ganzes Vertrauen, hatte nie einen Günſtling, der ſich rühmen konnte, etwas über Ihn zu vermögen. Stets bewachte er die, welche ihm nahe waren und angehör-

ten, mit einer argwöhniſchen Aufmerkſamkeit, als ob ſie ſeine erklärten Feinde wären. Niemanden als ſich ſelbſt trauete er Kraft genug zu, ihn in ſeiner Macht behaupten zu können. Er ſtützte und verließ ſich daher auch ganz allein auf ſich.

Der ſchwache Character des Königs gab ihm nie Sicherheit, als ſo lange er ihn in ſeiner Gewalt hatte; und er konnte ſeine Gewalt über ihn nur behaupten, ſo lange er bey ihm war. In der Königinn und dem Infanten Dom Pedro kannte er ſeine Feinde. Daher bemächtigte er ſich ganz eigentlich des Prinzen von Beira, des Sohnes des Letztern und Enkels der Königinn, um jene gegen ſich zu entwaffnen. Ging der Hof auf das Land und der Marquis von Pombal blieb in der Hauptſtadt zurück; dann mußte auch der Prinz von Beira hier zurück bleiben. Begab ſich dann der Miniſter wohl auf eins ſeiner Güter; ſo führte er den Prinzen, als eine Geißel, ebenfalls mit dahin, und nahm keine Rückſicht auf die Einwendungen ſeiner Aeltern und Hofmeiſter, und ſelbſt nicht auf den heftigſten Zorn der Königinn.

An dieſen Prinzen ſuchte er auch die Dauer ſeiner Herrſchaft, ſelbſt über das Leben des Königs hinaus, zu knüpfen. Wiewohl der König ein beträchtliches jünger als er, und er ein Greis, weit über ſiebzig hinaus, war; ſo entwarf er doch einen Plan, dem Prinzen von Beira die Thronfolge unmittelbar nach dem Könige zu verſchaffen.

Sah er dabey auf die Verlängerung und Sicherung ſeiner Adminiſtration; ſo hatte er doch die Erhaltung ſeiner Einrichtungen, zum Wohle des Staats, gewiß ebenfalls dabey vor Augen. Die Tochter des Königs war gut, aber ſchwach und bigott; Dom Pedro höchſt beſchränkten Verſtandes und in den Händen des Adels und Clerus. Pombal ſah voraus, daß, dafern die Regierung in dieſe Hände geriethe, ſein ganzes mühevolles Stück Arbeit vergebens ſeyn; daß man zerſtören werde, was er aufgeführt habe, nur um ſeine Arbeit und Mühe vergeblich zu machen.

Er entwarf daher den Plan, durch eine Verzichtleiſtung der Prinzeſſinn von Braſilien, zu Gunſten ihres Sohnes, dieſem die Erbfolge

zu ſichern. Siabra war damahls, (1774,) ſein Gehülfe in dem Departement des Innern und ein erfahrner Rechtskundiger. Dieſem vertraute er ſein Vorhaben, und trug ihm auf, ein Inſtrument, in rechtlicher Form, abzufaſſen, welches die Prinzeſſinn von Braſilien unterzeichnen und der König beſtätigen ſollte.

Die Unterſchrift der Prinzeſſinn war nicht zu bezweifeln, ſo bald dieſe Unterſchrift von dem Könige gefordert würde, ohne daß ſie den Inhalt erführe und auf dieſe Forderung vorbereitet wäre. Den König hierzu zu bewegen, hatte zwar anfangs einige Schwierigkeiten, gelang ihm indeſſen doch bald, durch die gewöhnlichen Motive, durch welche er auf ſeine Entſchließungen zu wirken pflegte.

Der König, von ihm in ſeiner Rolle unterrichtet, begab ſich, mit ſeinem Inſtrumente in der Taſche, zu ſeiner Tochter, zu einer Zeit, da er wußte, daß er ſie allein treffen würde; legte ihr das Papier vor; und befahl ihr, es zu unterſchreiben. Wie ſehr erſtaunte er, als die Tochter, die nie, weder gegen ihn noch gegen irgend jemanden, einen Willen geäußert

hatte, das Inſtrument von ihm begehrte und die Erklärung hinzu fügte: ſie werde nichts unterſchreiben, was ſie nicht zuvor ihrer Mutter gezeigt und worüber ſie den Rath derſelben eingehohlt habe. Der König, beſchämt, beſtürzt, aufgebracht, ſteckte, ohne ein Wort zu reden, ſein Papier wieder in die Taſche, und begab ſich eiligſt hinweg, um dem Miniſter dieſen ſonderbaren Vorfall mitzutheilen und ſich neue Inſtructionen von ihm zu hohlen.

Der Miniſter erſtaunte anfangs nicht weniger als der König. Sein geübter Scharfblick drang indeß ſehr bald durch das Gewebe der Intrigue, die ihm hier unfehlbar geſpielt war. Es war offenbar: die Widerſetzlichkeit der Prinzeſſinn war das Werk der Königinn; dieſer war ſein Plan verrathen; und der Verräther konnte niemand anders ſeyn, als Siabra, der einzige Menſch auf Erden, der außer ihm und dem Könige etwas von ſeinem Plane wußte, oder auch nur ahnete.

Und ſo war es in der That. Siabra, den der Miniſter, in wenig Jahren, vom Doctor der Rechte zum Staats-Secretär des In-

nern erhoben hatte; deſſen Ehrgeiz dadurch belebt war; und der nun den Wunſch hegte, einſt eben die Rolle zu ſpielen, welche Pombal jetzt ſpielte, war mit dem Projecte des Miniſters nicht ganz einverſtanden. Er glaubte ſeinen Zweck eher unter der Regierung der Prinzeſſinn von Braſilien, als des Prinzen von Beira zu erreichen. Er glaubte dieſelbe ſicher zu erreichen, wenn er dieſe Gelegenheit benutze, ſich dieſelbe zu verbinden und ſich das Verdienſt der Erhaltung ihrer Rechte zu erwerben. Der König war kränklich, Pombal ein Greis von fünf und ſiebzig Jahren; — wie lange konnten Beyde leben? Daß man ihn errathen würde, ſchien nicht wahrſcheinlich, wenn man ihn nicht verriethe; und dafür bürgte ihm der Character der Königinn.

Waren dies die Betrachtungen, welche ihn beſtimmten; ſo muß man ſich dennoch wundern, daß er dabey ſeine Kenntniß des Geiſtes und Characters Pombals nicht mehr zu Rathe zog. Er theilte der Königinn, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, das Geheimniß mit. Dieſe befahl ihrer Tochter, was ſie antworten und

wie ſie ſich betragen ſollte. Die Unentſchloſſenheit und Furchtſamkeit des Königs verdarben die Sache vollends. Es war nunmehr an die Ausführung dieſes Projects nicht weiter zu denken.

Wie empfindlich mußte nicht der Verdruß des Miniſters ſeyn! wie glühend ſein Zorn gegen den Mann, der ſein Vertrauen gemißbraucht hatte, um ihn zu verrathen! Niemand war weniger gewohnt, ſeine Plane aufzugeben, als Er: und an dieſem lag ihm ſo viel; auf der Ausführung dieſes beruhete gewiſſer Maßen die Exiſtenz aller übrigen.

Der Sturz Siabra's war beſchloſſen, und wurde unverzüglich und mit der dem Marquis von Pombal eigenthümlichen Härte ausgeführt. Als der König einige Tage nachher ſich auf der Jagd befand, wurde Siabra zu dem Marquis von Pombal beſchieden. Hier wurde ihm, in Gegenwart des Miniſters, ein königliches Decret vorgeleſen, in welchem ihm die Entſetzung ſeiner Ehrenſtellen und Würden, die Confiſcirung ſeines Vermögens, und ſeine Verweiſung nach der Africaniſchen Küſte angekündigt wurde. Dieſe Be-

ſtrafung konnte niemanden befremden, wem das Vergehen des Beſtraften bekannt war.

Auch in dieſer Beſtrafung fanden die Gegner des Marquis von Pombal nur einen Beweis ſeiner Rachſucht. Man bedauerte den Beſtraften, nannte ihn einen Märtyrer des Rechts und der Gewiſſenhaftigkeit. Beſonders erſchöpften ſich die Jeſuiten in ſeinem Lobe und im Preiſe ſeiner großen Verdienſte um den Staat; wiewohl er eins von den Hauptwerkzeugen geweſen war, deren ſich der Miniſter gegen ſie bedient hatte.

Noch allgemeiner, und allerdings mit weit auffallenderm Rechte, erhob ſich die Stimme des Tadels gegen die ſcheußliche Hinrichtung eines Italiäners, der beſchuldigt und, wie man ſagte, auch überführt wurde, dem Miniſter nach dem Leben getrachtet zu haben. Ein Venetianer zeigte nämlich die von ihm gemachte Entdeckung einer Verſchwörung gegen das Leben des Miniſters an, und denunciirte zugleich einen Genueſer, Nahmens Pele, als das Hauptwerkzeug dieſer Verſchwörung, und der Abſicht ſchuldig, durch heimlich in ſeinem Staatswagen angelegte

Pulver = Minen, den Miniſter, bey einer be= vor ſtehenden Feyerlichkeit, (1775,) in die Luft zu ſprengen. Das Gericht de Inconfidenzie verurtheilte ihn: daß er zum Richtplatze ge= ſchleift, dort ihm beyde Hände abgehauen und er ſodann von vier Pferden in Stücke zerriſſen werden ſolle. *)

Dieſes, jedes Menſchengefühl empörende, Urtheil ließ der Miniſter an dem Unglücklichen, der, wenn auch ſeine Abſicht evident erwieſen war, dennoch die That noch nicht einmahl ver= ſucht hatte, zur Execution bringen. Welche Plane er auch hinter der Abſicht dieſes Unglück= lichen vermuthete oder erkannte, und welche, über die Beſtrafung des Verbrechers hinaus gehende, Abſichten er auch dabey haben mochte; ſo wurde durch dieſe ſcheußliche Execution ein Blut = und Schandfleck auf den Character und das Andenken des Miniſters geworfen, den nichts auszutilgen im Stande ſeyn dürfte.

Wäre nicht dies unmittelbar vorher gegan= gen, wie weit eher würde die Nachwelt dem

*) S. die Beylage No. 5.

Manne, der über ſein Vaterland und ſeine Zeitgenoſſen hervor ragte, dem Manne von hoher Geiſteskraft und außerordentlicher Thätigkeit, die Kleinheit und Schwäche verzeihen, daß er ſich in der Bildſäule des Königs ein Monument ſetzen, an das Fußgeſtelle der Bildſäule des Königs ſein Bildniß ankleben ließ. Er iſt nicht der erſte außerordentliche, ja, große, Mann, — würde man denken, — deſſen kleinliche Eitelkeit ihn zuweilen unter ſein Verdienſt hinab ſinken ließ. Wenn Schwächen, wie dieſe, den Beobachter höchſtens zum Lächeln bewegen, ſo empört ihn jene grauſame blutdürſtige Egoiſterey tief im Innern, und macht es ihm ſchwer, die Wage der Gerechtigkeit in ſeiner richtenden Hand feſt zu halten, und nicht den Unwillen über ſeine Fehler in die Schale, welche dieſe enthält, mit zu werfen.

14.

Neue Mißhelligkeiten mit Spanien; geheime Abſichten. Krankheit des Königs; und Intriguen gegen den Miniſter.

In den letzten Jahren der Adminiſtration Pombals ſpannen ſich aufs neue Mißhellig-

keiten zwiſchen Spanien und Portugal an. Wiewohl der Miniſter in dem Departement der auswärtigen Verhältniſſe gleichſam ſeine politiſchen Lehrjahre beſtand; ſo war es doch gerade dieſer Theil ſeiner Verwaltung, in welchem er ſich am wenigſten als Meiſter zeigte. Gleichwohl gaben Portugals damahlige Lage und Verhältniſſe ihm Gelegenheit genug, ſeine vorzüglichen Talente in dieſer Hinſicht ebenfalls zu entwickeln und zu bewähren.

Wiewohl der Marquis von Pombal ſtets dahin gearbeitet hatte, den Einfluß Englands auf Portugals Schickſal zu vermindern; ſo konnte und wollte er ihn doch nie ganz verſtopfen. Um dieſes zu können, mußte er ſich an Spanien anſchließen. Allein dieſe Verbindung ſcheuete und verachtete er auf gleiche Weiſe.

In ſeinen Geſinnungen gegen Spanien glich er dem gemeinſten Portugieſen. Seine Verachtung der Spanier überhaupt hatte ſich auch auf die Spaniſche Regierung übergetragen. Beſonders hegte er die entſchiedenſte Geringſchätzung gegen den damahligen erſten Miniſter Grimaldi.

Vielleicht mochte er auch fürchten, die Verbindung, welche die Königinn dort unterhielt, könnte ihm persönlich nachtheilig werden; bey einer genauern freundſchaftlichen Verbindung könnte es dem Könige von Spanien oder ſeinem Miniſter einfallen, ſich in die innern Verhältniſſe des Portugieſiſchen Hofes zu miſchen, und, wer weiß, vielleicht ſogar ſeine Entlaſſung zu bewirken oder zu verlangen.

Aus dieſen Geſinnungen und Ideen läßt es ſich erklären, daß er, ſelbſt ohne es zu wollen, ſich nach England zu neigte, — nur um ſich von Spanien entfernt zu halten. Von jenem ließ er ſich aufſuchen; dieſes ſtieß er zurück: das war, genau geprüft, ſein ganzes politiſches Syſtem.

Dieſe Vorausſetzungen reichen gleichwohl nicht hin, das Betragen genugthuend zu erklären, welches er gegen das Ende des Lebens des Königs gegen Spanien annahm, und welches lange unter die unauflöslichen politiſchen Räthſel gerechnet iſt, auch jetzt nur noch durch Vermuthungen und Combinationen einiger Maßen genugthuend erklärt werden kann. Als

factiſch erwieſen können wir nur Folgendes angeben.

Bereits in dem Jahre 1774 waren in America, zwiſchen den Portugieſen und Spaniern, Grenzſtreitigkeiten entſtanden. Dieſe Streitigkeiten waren von den Portugieſen angefangen, und wurden auch von ihnen zuerſt in Thätlichkeiten verwandelt. Sie drangen in die Spaniſchen Beſitzungen ein und behaupteten die eroberten Plätze, allen gegenſeitigen Vorſtellungen zum Trotze, mit einer Hartnäckigkeit, welche bey der Spaniſchen Regierung eben ſo viel Verwunderung als Verdruß erregte.

Der Streit darüber war längſt nach Europa gebracht und zu einem Gegenſtande der Unterhandlungen der Cabinette beyder Höfe geworden. Pombal zeigte bey dieſer Gelegenheit ein ſo ſeltſames, auf den erſten Blick unkluges und inconſequentes, Verfahren, daß es auch bey einem Neulinge in der Politik und einem Manne von den mittelmäßigſten Fähigkeiten und gemeinem Verſtande höchſt befremden müßte; bey einem Veteran in der Staatskunſt und einem Manne von ſo entſchiedenen Geiſtes=

kräften aber völlig unerklärbar erſcheinen muß. Es war, als ob er ganz eigentlich Krieg ſuchte und ganz abſichtlich jedes gütliche Auskunftsmittel verwerfe oder entkräfte. Er betrieb mit großem Eifer eine beträchtliche Rüſtung, verſtärkte die Armee, verbeſſerte die Feſtungen, beſonders an der Galliciſchen Grenze, wo die Spanier, (im Jahre 1762,) ſo leicht in Portugal eingedrungen waren, und ließ ſogar ſchon Feld-Hoſpitäler einrichten.

Alles ſchien dahin zu deuten, daß er die Abſicht habe, den in America angefangenen Krieg nach Europa herüber zu verſetzen. Gleichwohl war er, ſo emſig er auch ſeine Rüſtungen betrieb, hier den Spaniern auf keine Weiſe gewachſen. Mit aller Anſtrengung brachte er höchſtens eine Armee von vierzig tauſend Mann zuſammen, deren innere Beſchaffenheit genugſam bewies, daß ihr Reformator ſein Werk nur begonnen, und auch von dem, was er begonnen, bereits ſeit länger als zwölf Jahren ſeine Hand abgezogen hatte.

Gleichwohl konnte er, dafern es zum Kriege kam, allein auf ſeine eigne Macht rechnen.

England hatte ſich ſehr beſtimmt gegen Spanien und Frankreich erklärt: daß es keinen Antheil an den Feindſeligkeiten nehmen werde, dafern ſie in America zwiſchen Spanien und Portugal fortgeſetzt, oder in Europa begonnen werden ſollten.

Indeſſen wurden die Unterhandlungen zwiſchen den beyden Höfen, zur Ausgleichung der Feindſeligkeiten, fortgeſetzt. Bald ſchien der Miniſter zu einer friedlichen Ausgleichung geneigt; bald wollte er wieder durchaus nichts davon hören und ſchien nichts als Krieg zu wollen.

Die Spanier begehrten, als Genugthuung für die von den Portugieſen begonnenen Feindſeligkeiten: daß die Portugieſiſchen Befehlshaber, welche ſie veranlaßt hätten, zur Verantwortung und Strafe gezogen werden ſollten. Dieſe verweigerte der Marquis von Pombal ſtandhaft. Dabey fuhr er freylich ſtets fort, dem Könige von Spanien Verſicherungen der Freundſchaft des Königs von Portugal zu geben; erregte aber gegen jeden Vorſchlag zu einer gütlichen Ausgleichung, von Seiten Spaniens,

unüberwindliche Schwierigkeiten und ließ die Feindſeligkeiten in America fortſetzen.

Der Spaniſche Hof, endlich dieſer Neckereyen überdrüßig, ſandte, (1776,) eine Flotte, mit zehn tauſend Mann Landtruppen, unter der Anführung des Generals Peter von Cebelles, nach Braſilien. Dieſer, mit Recht geachtete, Feldherr vertrieb die Portugieſen ſchnell aus allen von ihnen occupirten Plätzen, drang darauf in die Inſel St. Catharinen und die Kolonie San Sagramento vor, und eroberte ſie, ohne von den Portugieſen auch nur einen erheblichen Widerſtand zu erfahren.

Während es mit dieſen Streitigkeiten ſo weit gediehen war, hatte die Geſundheit des Königs ſehr abgenommen. Man fürchtete, daß eine verzehrende Krankheit ihm einen baldigen, ſichern Tod bereite. Seine geiſtigen Kräfte waren noch mehr geſchwächt, als ſeine körperlichen. Mit jedem Tage wurde ſein Zuſtand bedenklicher.

Zur Verwunderung aller Politiker veränderte der Miniſter gleichwohl ſein Betragen nicht im geringſten; vielmehr ſchien er den Ausbruch

des Kriegs mit Spanien abſichtlich mehr zu näh=ren und die Rüſtungen dazu zu verdoppeln. In ganz Europa erregte dieſes Betragen des Miniſters Aufſehen und Mißbilligung. Man wunderte ſich über die Unklugheit eines Mini=ſters, dem doch ſonſt ſelbſt ſeine Feinde Klug=heit und Beurtheilungskraft nicht ſtreitig zu machen begehrten. Dieſe Verwunderung nahm zu, je mehr der König ſich ſeinem Ende nahete und gleichwohl der Miniſter immer gleich ſelt=ſam und unerklärbar blieb.

Für uns verſchwindet indeſſen dieſes Räth=ſelhafte völlig, ſo bald man folgenden, in der Wahrſcheinlichkeit, unſerm Bedünken nach we=nigſtens, vollkommen wohl begründeten, gehei=men Zuſammenhang der Umſtände als factiſch erwieſen annimmt.

Schon damahls ging das Gerücht: der Miniſter habe die Idee, den Prinzen von Beira auf den Thron zu ſetzen, keinesweges aufgegeben; ſondern bereite vielmehr einen neu=en Verſuch vor, den er während der Krankheit oder nach dem Tode des Königs zu machen denke.

Wir finden, ſchon in dem Character des Miniſters, Grund genug, anzunehmen, daß ſich dies wirklich ſo verhielt. Dann liefert uns dieſe Vorausſetzung wieder den Schlůſſel zu ſeinem außerdem ſo unbegreiflichen Betragen in den oben erzåhlten Zwiſtigkeiten mit der Spaniſchen Regierung.

Pombal unterhielt ſie, um die Aufmerkſamkeit, ſo wohl der Kôniginn von Portugal und der Partey des Infanten Dom Pedro, als der Spaniſchen Regierung, zu beſchåftigen und von ſeinem geheimen Plane abzuziehen. Er verbreitete und unterhielt die Vorſtellung: daß er den Krieg aus America nach Europa zu verſetzen denke; um unter dieſer Vorſpiegelung eine Kriegsmacht zuſammen ziehen zu kônnen, deren er zu der beabſichteten Regierungsverånderung zu bedůrfen glaubte. Unter dieſem Vorwande verſammelte er, bey der zunehmenden Krankheit des Kônigs, eine betråchtliche Truppenzahl in der Gegend der Hauptſtadt, um, ſo bald der ihn zweckmåßig důnkende Zeitpunct eintråte, ſogleich Gebrauch davon machen zu kônnen.

Die Krankheit des Königs ſchien ihm übrigens noch nicht ſo gefährlich, als ſie in der That war, weil er ſie mehr für eine Gemüths- als Körperkrankheit hielt.

Die Königinn hatte dafür geſorgt, daß ihm die zunehmende Lebensgefahr deſſelben verhehlt würde. Sie war beſtändig um den König, und gewann, durch ihre Geſellſchaft und Pflege, auch von Tage zu Tage mehr Einfluß auf ihn. Der König erklärte ſie zur Regentinn des Reichs während ſeiner Krankheit: und Pombal ließ dies geſchehen, weil er keinen Nachtheil davon befürchtete und die Königinn dadurch von ſeinen geheimen Abſichten noch mehr abgeleitet würde.

Auch brachte die Regentſchaft der Königinn in der That in ſeiner Adminiſtration nicht die geringſte Veränderung zuwege. Die Königinn ſah ſich genöthigt, ſelbſt ſein widerſinniges Betragen gegen Spanien gut zu heißen und den Depeſchen, deren Inhalt ihr den lebhafteſten Verdruß verurſachte, ihre Sanction, als Regentinn, zu geben. Pombal ſuchte ſie hauptſächlich mit dieſer Angelegenheit ſo ſehr

zu beſchäftigen, daß ihr keine Zeit und Luſt zu einer anderweitigen Beobachtung und Auskundſchaftung ſeiner geheimen Plane übrig bliebe.

Dieſen Plan behielt er dies Mahl zwar allein für ſich; ſuchte indeſſen die Ausführung deſſelben auch dadurch vorzubereiten: daß er, (mit dem Anfange des Jahrs 1777,) ſeine Anhänger, durch Standeserhöhungen und die Verleihung von Penſionen und Pfründen, auch mehr an ſich zu feſſeln, und andere, deren er noch nicht gewiß war, zu gewinnen ſuchte.

Die Vermählung des Prinzen von Beira mit der zweyten Tochter des Königs, (am 20ſten Februar 1777,) dürfte ebenfalls leicht mit ſeinem ganzen Plane in einen Zuſammenhang zu bringen ſeyn. Man nimmt daher weit ſicherer an: daß ſie von ihm ſelbſt veranlaßt, als daß ſie, wider ſeinen Willen, von der Königinn durchgeſetzt war.

Dieſe Erklärung des Betragens Pombals ſcheint uns natürlicher und genugthuender, als es bloß ſeiner thörichten Verachtung der Spanier und einer zweck- und vernunftlo-

ſen Wunderlichkeit zuzuſchreiben. Sie ergibt ſich aus einer ſorgfältigen Combination der Umſtände; ſetzt das ganze Betragen des Miniſters in ein helles Licht; und findet, unſrer Einſicht nach, in einer richtigen hiſtoriſchen Kritik keinen Widerſpruch.

15.

Tod des Königs. Pombals Fall, Schickſal nach demſelben, und Tod.

Der Tod des Königs, welchen der Miniſter noch entfernt wähnte, übereilte ihn, ehe er mit der Vorbereitung zu der Ausführung ſeines Plans dahin gediehen war, daß er ſie mit Sicherheit unternehmen konnte.

Am 4ten Februar, (1777,) traf den König ein Schlagfluß, wodurch ſein Tod ſehr genähert wurde. Der Miniſter war nicht zu Belem, und erfuhr nichts davon, indem die ſtets wachſame Königinn den Aerzten und Domeſtiken auf das ſtrengſte verboten hatte, ihm Nachricht davon zu geben.

Der König erhohlte ſich wieder; und ſo vergingen einige Wochen, während deren ſich

in dem Befinden des Königs wenig zu verändern ſchien und in der Lage der Dinge ſich gar nichts veränderte. Einige Tage nach der Vermählung des Prinzen von Beira wurde der König plötzlich ſchlimmer, und man erkannte, daß ſein Tod nahe ſey.

Der Miniſter, der nichts weniger, als dies erwartete, — denn ſeinen Berichten zufolge war das Befinden des Königs ſtets daſſelbe, — war ruhig in ſeinem Hauſe zu Liſſabon, und die Königinn ſorgte dafür, daß er durch keine Nachricht von der Gefahr des Königs aus dieſer Ruhe geſtört wurde. Der König war indeſſen zum Tode eingeſegnet und ſtarb, in der Nacht vom 23ſten auf den 24ſten Februar, um ein Uhr.

Mit Beſtürzung erhielt der Miniſter, am andern Morgen, dieſe Nachricht, und eilte ſogleich nach Hofe. Er machte den Leibärzten die heftigſten Vorwürfe, daß ſie ihn nicht von der Gefahr des Königs benachrichtigt hatten; erhielt aber von dieſen die entſchuldigende Antwort: daß es ihnen von der Königinn-Regentinn auf das ſtrengſte unterſagt ſey.

Dieſe unerwartete Entdeckung erſchütterte die Faſſung des Miniſters ungewöhnlich. Er fühlte, in dieſem Augenblicke, das Precäre ſeiner Allgewalt und die Annäherung ſeines politiſchen Todes. Er ſah darin einen geheimen, von der Königinn längſt vorbereiteten und bearbeiteten Plan, und dachte nicht daran, einen entſcheidenden Schritt zur Ausführung des ſeinigen zu unternehmen. Alle ſeine Vorſtellungen waren, — und nicht ohne eine gewiſſe Aengſtlichkeit, daß es vergebens ſeyn möchte, — auf ſeine Erhaltung gerichtet.

Bald ermannte ſich jedoch ſein Geiſt wieder; ſein Gemüth wurde ruhiger; und er glaubte nun um ſo ſichere Rechnung auf ſeine Beybehaltung machen zu können, da er ſich überzeugt hielt, man werde bald einſehen, daß man ihn nicht entbehren könne.

Auch kannte in der That niemand die Lage der Dinge ſo genau, als Er, der alles allein angeordnet und beſorgt hatte. Er hatte mit Fleiß eine ſcheinbare Verwirrung in die Angelegenheiten gebracht, damit niemand, als Er, im Stande ſeyn könne, den Faden der Verwal=

tung aufzunehmen und dieſe Verwirrung zu löſen.

In dieſer Vorausſetzung ließ er bey der jungen Königinn anfragen: ob und wann es ihr gefällig wäre, daß er ihr von ſeiner Verwaltung Rechenſchaft ablege und ſie mit der Lage der Angelegenheiten des Staats bekannt mache. Er rechnete darauf, und konnte darauf rechnen: daß, dafern er nur einige Privat-Conferenzen mit ihr erhalten könne, er auch im Stande ſeyn werde, ſeine Verdienſte bey ihr geltend zu machen und ſie für ſich zu gewinnen.

Eben dies urtheilte ſeine Gegnerinn, die Königinn-Mutter, und ſuchte daher dieſem vorzubauen. Sie gab ihrer Tochter zu verſtehen: das allgemeine Verlangen der Nation erfordere es, daß ſie den Miniſter verabſchiede; und rieth ihr, wenn ſie Willens ſey, dieſer gerechten Forderung zu entſprechen, jede Gemeinſchaft mit dieſem gefährlichen Manne zu vermeiden. Die junge Königinn, gewohnt, nur dem Willen ihrer Mutter zu folgen, ließ daher ſeinen Antrag unbeantwortet, und Pombal

erkannte nun wohl die Größe der Gefahr, welche über ſeinem Haupte ſchwebte.

Bald ſollte er dies noch lebhafter erkennen und zugleich noch unangenehmer empfinden. Auf unmittelbaren Befehl der Königinn wurden alle von ihm eingekerkerte ſo genannte Staatsverbrecher, zum Theil bereits ſeit Jahren vergeſſen, (über acht hundert allein in Liſſabon und gegen neun tauſend im ganzen Königreiche,) in Freyheit geſetzt. Es wurden mehrere ſeiner Lieblingsverfügungen und Einrichtungen caſſirt; mehrere ſeiner Nebenämter wurden ihm abgenommen. Pombal, jetzt überzeugt, welches ſein endliches Schickſal ſeyn werde, forderte ſeine Entlaſſung und erhielt ſie, — jedoch in gnädigen Ausdrücken und mit Beybehaltung ſeines Titels und ſeiner Einkünfte. Seine Papiere wurden verſiegelt; ihm wurde indeſſen erlaubt, ſich auf ſein Gut: Pombal, zu begeben.

Von ſeiner Familie traf indeß die Ungnade nur ſeinen zweyten Sohn. Der älteſte bekleidete eine Hofſtelle und behielt dieſelbe, blieb auch am Hofe zurück und beſuchte denſelben,

ohne irgend einen Beweis von Feindſeligkeit oder Verachtung zu erhalten.

Indem der Marquis von Pombal auf dieſe Weiſe ſeiner Dienſte entlaſſen und ſeiner, ſechs und zwanzig Jahre unbeſchränkt geübten, Gewalt entkleidet wurde, überlieferte er der jungen Königinn einen Schatz von acht und ſiebzig Millionen Cruſaden; einen Staat, in welchem Induſtrie geweckt, Ordnung, Ruhe und Sicherheit begründet und Unabhängigkeit von äußern Verhältniſſen befeſtigt war.

Zwar war er in der Wahl der Mittel zu dieſen Zwecken nicht immer glücklich geweſen. Monopolien, wodurch er den Handel zu heben ſuchte, mußten demſelben, ihrer Natur nach, wieder zum Drucke und Hinderniſſe werden. Die Summen, welche er auf die Anlegung neuer Fabriken verwandt hatte, möchten durch den Gewinn, welchen dieſelben dem Staate, als Ganzem, brachten, nicht hinlänglich gerechtfertigt werden können. Die deſpotiſchen Maaßregeln, welche er überall in ſeiner ganzen Staatsverwaltung zur Ausübung brachte, können auf keine Weiſe auch nur ent=

ſchuldigt werden, und bezeichnen ihn in der That unverkennbar, in manchen Situationen, als einen herrſchſüchtigen und rachſüchtigen Despoten. So mag er auch wohl, indem er für den Staat arbeitete, ſeines eignen perſönlichen Vortheils nicht vergeſſen haben. Gleichwohl war ſeine Adminiſtration ſeinem Vaterlande, in mehr als Einer Rückſicht, höchſt wohlthätig geworden, und würde es noch mehr geworden ſeyn, wenn die nachfolgende Regierung mit Weisheit und Humanität darauf fortgebauet und, was er begonnen, nach richtigern Grundſätzen zur Vollendung befördert hätte.

Allein von dieſem erfolgte nun gerade das Gegentheil. Pombal hatte die Kränkung, — und gewiß war es die empfindlichſte, welche ihm widerfahren konnte, — das ganze Syſtem ſeiner Adminiſtration ſogleich völlig umgeſtoßen zu ſehen. Die ihm ſo tief verhaßte Adels-Ariſtokratie gelangte in Kurzem wieder zu allen den Vorrechten, zu dem ganzen verderblichen Einfluſſe, welchen er mit ſo großer Anſtrengung und Beharrlichkeit bekämpft hatte. Der Clerus

theilte die Adminiſtration mit dem Adel. Frömmeley und Bigotterie nahmen überhand. Mit dieſen hielten Unwiſſenheit und Barbarey wieder ihren Einzug, und haben ihre Herrſchaft in dieſem Reiche ſeitdem ununterbrochen behauptet.

Gegen den Marquis von Pombal affectirte man anfangs eine Schonung, worin man vielleicht jedoch nur eine deſto empfindlichere Rache zu nehmen ſuchte. Der ſanfte Character der Königinn ließ ſie vor harten Maaßregeln zurück ſchaudern; ihre Schwäche aber gab ſie jeder Abſicht der Rachſucht hin, die ſich hinter Heucheley und Bigotterie geſchickt genug zu verbergen wußte.

Man ſtiftete den Pöbel Liſſabons an, daß er an dem Tage der Krönung mit ungeſtümen Geſchrey die Beſtrafung Pombals fordern mußte, und ließ ihn dann durch militäriſche Gewalt zerſtreuen, um die Milde der Königinn gegen dieſen ſo allgemein verhaßten Mann in ein noch glänzenderes Licht zu ſetzen. Zugleich ließ man ſein Bildniß von der Statüe des Königs abreißen; ſetzte ſeine Feinde in die

Stellen, aus welchen man ſeine Anhänger verjagt hatte; und entlockte der Königinn die Zuſtimmung zu einem Edicte, durch welches Alle, die ſich durch Pombal beeinträchtigt glaubten, berechtigt wurden, klagbar gegen ihn zu werden.

Dies zog ihm eine Menge ſehr unangenehmer Prozeſſe zu, durch deren Entſcheidung er genöthigt wurde, ſehr beträchtliche Geldſummen auszuzahlen, deren unrechtmäßigen Beſitz man in den Richterſprüchen als erwieſen annahm.

Indeſſen lebte der Marquis von Pombal, in einer gemietheten Wohnung, ſtill und eingezogen, in dem Flecken Pombal, und gab ſich alle Mühe, in ſeiner Lebensart und ſeinem ganzen Aeußern eine Reſignation und philoſophiſche Ruhe zu zeigen, die er im Herzen jedoch wohl nicht ganz ſo empfinden mochte. Ein eben ſo lebendiges als wahres Gemählde von ſeinem Betragen in ſeiner Verbannung liefert uns der Dùc dù Chatelet, in ſeiner Erzählung des Beſuchs, welchen er, (1779,) auf einer Reiſe in Portugal, bald nach dem

Falle des Miniſters, bey ihm machte. Wir glauben daher den Dank unſrer Leſer zu verdienen, wenn wir daſſelbe hier wörtlich mittheilen.

— — „Ich langte in dem Flecken an,“ erzählt der Dúc dů Chatelet, *) „deſſen Nahmen er führt, und ſchrieb ihm aus dem Gaſthofe, wo ich abgetreten war, um die Stunde zu erfahren, zu welcher ich die Briefe, die ich an ihn hatte, perſönlich übergeben könnte. Ich verfügte mich früh um zehn Uhr zu ihm und ward in die Hütte dieſes großen Mannes geführt. Jetzt wohnt er etwas beſſer; aber zu der Zeit, als ich ihn ſah, befand er ſich in einem ſehr kleinen Hauſe, und ſchlief in einer Kammer, deren Wände mit Gyps friſch überzogen waren.“

„Die Aufnahme bey dem Marquis von Pombal konnte nicht angenehmer, nicht un-

*) Des Dúc dů Chatelet Beſchreibung ſeiner Reiſe in Portugal u. ſ. w. Mit Anmerkungen verſehen von Bourgoing. 1799.

gezwungener ſeyn. Er that hundert Fragen an mich, und gab ſich das Anſehen, als befände er ſich über das, was in Europa vorging, in völliger Unwiſſenheit. Er bat mich, ihn in das Gleis der Begebenheiten zu bringen. Er that ſogar an mich Fragen über Portugal; fragte mich, in welchem Zuſtande ſich Liſſabon befände. Er wollte wiſſen, welch ein Bewegungsgrund, oder welcher Zufall mich in einen ſo abgelegenen Winkel der Erde brächte. — — — Wir fanden den Ton der Unterhaltung bald. Er lud mich ein, acht Tage bey ihm zu bleiben, und behielt mich für heute bey ſich, um auf Mittag und Abend ſein Gaſt zu ſeyn.“

„Ich gab ihm mein Erſtaunen darüber zu erkennen, in was für einem Zuſtande ich Liſſabon gefunden hatte; nach der kurzen Zeit, die ſeit ſeiner Kataſtrophe verfloſſen war. Er gab mir darauf zur Antwort: jetzt denke er an nichts mehr von dem allen; er ſey alt und denke ſich zur Ruhe zu begeben. Hätte ihm aber die Vorſehung ſeinen Herrn länger erhalten, ſo würde er mit demſelben Eifer die Unternehmungen

fortzuführen beſtrebt geweſen ſeyn, zu deren Ausführung er nur den erſten Anfang habe machen können; und unfehlbar hätte er dann den Grund zu einem Pallaſte für den König gelegt. Er deutete mir den großen Plan an, den er für dieſes Gebäude entworfen hatte. Auf einer kleinen Erhöhung, nahe bey Belem, aufgeführt, hätte es Meer und Stadt beherrſcht, und wäre in dem Mittelpuncte eines großen Parks, von hohen Mauern umſchloſſen, an denen ſich die Palais der erſten Hof- und Staatsbedienten in gewiſſen Zwiſchenräumen hingezogen hätten."

„Herr von Pombal hat viel Bücher mit ſich gebracht. Stets lieſ't er, oder läßt ſich vorleſen. Alle dieſe Bücher ſind Franzöſiſch. Er ſpricht die Franzöſiſche Sprache wie ein geborner Franzoſe. Er ſpricht gleichfalls gut Deutſch, Engliſch und Italiäniſch. Nur mit Rührung ſpricht er den Nahmen ſeines „ehrwürdigen Herrn" aus. „Er beehrte mich", ſagte er, „mit ſeinem Zutrauen. Seinen König und Freund zu verlieren; dies iſt eine zu ſtarke Prüfung, der ich nicht gewachſen bin: auch hat die Sonne für mich den Glanz ihrer

Strahlen verloren. Nein, nichts kann meinen Verluſt erſetzen.“ “

„Hier entfielen ſeinen Augen einige Thränen. Umſonſt ſuchte ich die Unterhaltung auf einen andern Gegenſtand zu lenken. Er führte ſie immer wieder auf jenen zurück.

„„Wenigſtens werde ich hier glücklich ſeyn;“ fuhr er fort. „Sie ſehen dieſe Hütte. Sie iſt nicht mein; ich habe ſie gemiethet. Dieſer Mann, den man beſchuldigt hat, nur an ſich gedacht zu haben, hat ſich, für ſeinen Rücktritt aus der Welt, auf ſeinem Gute nicht einmahl eine Wohnung erbauet.“ “

„Dann zeigte er mir ein großes neues Gebäude. „Dies iſt ein zur Stadt gehöriges Magazin. Ich ließ es erbauen, um in demſelben das darin befindliche Getreide aufzubewahren. Endlich werde ich, ſo wie Sully, glücklicher in meiner Zurückgezogenheit leben, als in der Mitte der Großen und des Hofes. Man hat mir erlaubt, meine Bücher mitzunehmen; und ſo bleibt mir wenig zu wünſchen.“ “

„Hier endigte er, als Frau von Pombal ins Zimmer trat. — — Nach einer ſieben Mi-

nuten langen Unterhaltung ſchwammen ihre Augen in Thränen. „Dies iſt eine Schwäche ihres Geſchlechts;“ ſagte mir der Marquis nachher. „Sie zu tröſten, iſt für mich eine Beſchäftigung mehr. Wenn ſie meinem Beyſpiele folgt, wird ſie die Ungnade, die uns trifft, bald ertragen lernen.“ “

„Man rief uns zu Tiſche. „Kommen Sie,“ ſagte er, „und theilen Sie mit uns die einfache Koſt eines Einſiedlers.“ “

„Statt eines frugalen Mahles, das er mich erwarten ließ, fand ich einen gut beſetzten Tiſch, und nichts, was an Unglück erinnerte oder das Gepräge der Traurigkeit an ſich gehabt hätte. Bey Tiſche waren wir Drey nur allein, und die Unterhaltung war ſehr lebhaft. Ich brachte Frau von Pombal auf Deutſchland; und wir redeten eine Zeit lang die Sprache ihres Vaterlandes. Das Mahl war kurz, oder ſchien es wenigſtens zu ſeyn.“ — —

„Indem ich von dem Marquis heraus kam, fand ich mehr als zwey hundert Perſonen an ſeiner Thür, unter die man Brot und Suppe austheilte. So hat er ſich noch eine große Zahl

Anhänger verſchafft, die ihn ſelbſt im Stande ſeiner Ungnade erheben, und es ſchien mir, als ſey er von allen Bewohnern des Orts geliebt.“ — — —

„Endlich kehrte ich, nach einem Spatziergange von zwey Stunden, wieder zu dem Herrn von Pombal zurück, den ich unter ſeinen Büchern fand. Wir nahmen die Unterhaltung wieder auf. Er fragte mich: ob ich die Krönung der Königinn mit angeſehen hätte. Ich errieth die Abſicht dieſer Frage, und antwortete: „Ja!“ und daß ſie mit vielem Pompe vollzogen wäre.“

„Er fuhr fort, ſich zu erkundigen: ob ich wohl auf die vergebliche Mühe ſeiner Feinde, ihn bey dieſer Gelegenheit zu verderben, einige Aufmerkſamkeit verwandt hätte. Er erkundigte ſich näher nach der Art, wie ſich das Volk dabey benommen habe. Ich ſagte ihm, was ich wußte, und fügte hinzu, dieſer Umſtand ſey ein Triumph mehr für ihn, da er die Ohnmacht ſeiner Feinde eben ſo ſehr als ihre Erbitterung an den Tag lege. Hierauf antwortete er, mit einer unbeſchreiblichen Lebhaftigkeit, die ihm

ungemein gut läßt: „Man behauptet ein Paradoxon, indem man ſich zum Interpreten des Volks macht. Man läßt es ſagen: es verabſcheue mich. Dies iſt unmöglich. Meine Handlungen, mein Betragen, alles verſichert mich vom Gegentheile. Das Portugieſiſche Volk kann mich nicht haſſen; und ſie werden den Grund davon einſehen. — Was iſt der Portugieſe jetzt? Was war er vor vierzig Jahren? Habe ich ihn nicht in den Stand geſetzt, ſeiner Nachbarn entbehren zu können? Habe ich nicht überall Künſte, Handwerke und Handelsgeſellſchaften errichtet? Habe ich nicht über dies ein Drittel der Stadt Liſſabon wieder erbauen laſſen? Habe ich nicht Induſtrie eingeführt und den Wohlſtand der Handwerker bewirkt? Nein, das Volk iſt zu gerecht, als daß es, bey den Anrechten, die ich auf ſeine Erkenntlichkeit habe, mich ſollte haben zerreißen wollen. Ich will Ihnen ſagen, wer die Urheber von dem allem ſind, was Sie ſeit der Krönung haben bemerken und hören können: die Großen ſind es, die mit Hartnäckigkeit auf ihren übermüthigen Anmaßungen beſtanden. Da ich ſie vernichtet

habe, wenden ſie nun alles an, um mich wie=der zu verderben. Sie wagten es nicht, ſich, auf eine anſtändige Weiſe, an der Spitze der verfolgten Partey zu zeigen. Was thaten ſie? Sie wählten einige Kreaturen, die, in Bar=bierer, Matroſen, Garköche u. ſ. w. verkleidet, an den öffentlichen Orten umher ſtreiften, mich verſchrien und mit den ſchwärzeſten Farben abmahlten. Der Pöbel, den man leicht ver=führt, wurde von dieſer Aufhetzung ergriffen. Er haßte mich, weil man ihm ſagte, daß er mich haſſen müßte. Ich weiß ſogar, daß meh=rere angeſehene Perſonen, die Sie ſehr wohl kennen, in dieſen Verkleidungen einige Tage lang umher gelaufen ſind, ſich unter das Volk gemiſcht und ſeine Phantaſie durch lügenhafte Erzählungen erhitzt haben. Ueber dies geſchah ja Alles, was ich that, auf Befehl meines Herrn. Ich bin von aller Verantwortung frey. Man beſchuldigt mich unter andern, daß ich grauſam geweſen ſey; aber man ſetzte mich in die Nothwendigkeit, hart zu ſtrafen. Machte ich die Befehle des Königs bekannt, und man verſagte ihnen den Gehorſam; ſo

mußte ich ja wohl zu Gewalts = Maaßregeln und Strafen meine Zuflucht nehmen. Gefängniſſe und Kerker waren die einzigen Mittel, die ich fand, dieſes verblendete, unwiſſende Volk zu bändigen.“ — —

Dieſe erzwungene Reſignation ſollte gleichwohl noch härtere Prüfungen erfahren.

Die Prozeſſe, welche fortwährend gegen ihn erregt wurden, gaben ſeinen Gegnern Gelegenheit, in den Klageſchriften heftige Angriffe auf ſeine Perſon und ganze Adminiſtration zu machen. Einige kamen davon ins Publicum, und veranlaßten ſeinen Anwald, ſie in einem ähnlichen Tone zu beantworten. Nun nahm man wieder aus dieſer Vertheidigungsſchrift Veranlaſſung zu Anklagen gegen ihn. Die heftigen Aeußerungen darin wurden auf ſeine Rechnung geſchrieben; die Schrift wurde verboten, und eine Commiſſion niedergeſetzt, ihn über dieſe Schrift und verſchiedene Gegenſtände, ſeine Adminiſtration betreffend, gerichtlich zu befragen.

Bis dahin hatte ſich der Marquis in ſeinem hohen Alter noch einer vollkommenen Geſundheit erfreuet. Allein die fortgeſetzten Necke=

reyen, und beſonders dieſer letzte empfindliche Schlag, erſchütterten ihn zu heftig. Er wurde krank und wartete faſt alle Verhöre im Bette ab. Die Gegenſtände dieſer Unterſuchung ſind, wie die Reſultate derſelben, unbekannt geblieben. Man weiß nur, daß der Miniſter ſich faſt gar nicht einließ, ſondern ſich bey allen Fragen darauf berief: daß er, was er gethan, auf ausdrücklichen Befehl des Königs gethan habe.

Kränkungen reiheten ſich an Kränkungen in den letzten Lebensjahren des Marquis von Pombal. Die Verwandten des Herzogs von Aveiro und des Marquis von Tavora wußten es dahin zu bringen, daß eine Commiſſion zur Reviſion des gegen dieſelben ehemahls, des verſuchten Königsmordes wegen geſprochenen und vollzogenen, Urtheils niedergeſetzt wurde. Die Reviſion zog ſich indeſſen in die Länge, und ſchien zuletzt, als werde ſie unbeendigt bleiben. Es mochten ſich wohl mehrere Beweiſe finden, als die Anforderer einer Reviſion erwartet hatten. Sie ſchlugen daher einen andern Weg ein, und drangen in die leicht zu beängſtigende Königinn, hauptſächlich durch

Mitwirkung der Beichtväter, — auch insgeheim wohl allerdings der Jeſuiten, die hierauf auch Plane zu ihrem Vortheile baueten, — ſo nachdrücklich, daß ſie, um ihrer Gewiſſensangſt loszuwerden, plötzlich in der Nacht, ſo viele der Beyſitzer der Reviſions-Commiſſion, als in der Eil aufgefunden werden konnten, herbey rufen und, auf den Bericht eines ihren Abſichten entſprechenden Referenten, die, (im Jahre 1759,) als Königsmörder Hingerichteten für unſchuldig erklären ließ.

Gern hätten nun die Glieder des hohen Adels, welche dieſes Urtheil bewirkt hatten, auch noch eine Genugthuung von Seiten des Marquis von Pombal bewirkt. Dies gelang indeſſen nicht. Sie konnten es nicht einmahl dahin bringen, daß jenes Urtheil der Commiſſion publicirt wurde, weil der Sachwalter der Krone Exceptionen dagegen machte. Die ganze Angelegenheit gerieth in Stocken; und die Gegner des Marquis, beſonders die Jeſuiten, ſahen ſich in ihren Erwartungen und Hoffnungen getäuſcht.

Jetzt betrieb man um ſo emſiger die Abfaſſung eines Urtheils wegen der letztern Unterſuchung der Adminiſtration des entlaſſenen Miniſters. Immer hoffte man noch, ihn aufs Blutgerüſt zu bringen; allein ſeine Parthey war noch zu zahlreich und mächtig und die Königinn zu gutmüthig und furchtſam.

Das Urtheil, welches bewirkt wurde, enthielt indeſſen immer noch eine ſehr ſchmerzliche Demüthigung für den Marquis. Es erklärte: daß er ſich gegen manche Beſchuldigungen keinesweges habe rechtfertigen können; daß er daher eine exemplariſche Beſtrafung verdiene, ihm jedoch, weil er die Königinn um Verzeihung gebeten und ſeine Verbrechen bereuet habe, aus beſonderer Gnade der Königinn die Leibesſtrafe erlaſſen, er aber auf zwanzig Meilen vom Hofe verwieſen ſey. Durch dieſe Begnadigung bleibe indeſſen allen denen, welche an den Marquis von Pombal rechtliche Anforderungen zu haben oder von ihm beleidigt zu ſeyn glaubten, ihr Recht unbenommen. Dieſes Decret hatte indeſſen weiter keine nachtheiligen Folgen für den Marquis von Pombal, als etwa

auf ſeine Geſundheit. Seine äußere Lage blieb dieſelbe. Er erhielt jetzt die Erlaubniß, die ihm vorher verſagt war, zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit die Bäder von Calvados beſuchen zu dürfen.

Indeſſen war dieſelbe zu ſehr erſchüttert, als daß dieſe Cur, beſonders in ſeinem Alter, und bey den Verdrießlichkeiten, welche fortgeſetzte Prozeſſe, von allen Seiten her, ihm unaufhörlich zuzogen, ſie hätte wieder herſtellen können. Er kehrte krank nach Pombal zurück, und ſtarb daſelbſt, (am 8ten May 1782,) im drey und achtzigſten Jahre ſeines merkwürdigen Lebens.

Ihm folgten die Verwünſchungen und der Hohn des Adels und der Jeſuiten ins Grab. Der Verdruß darüber, daß man ihn nicht auf dem Blutgerüſte ſterben ſah, hinderte auch, daß ſein Tod ſeine Feinde mit ihm verſöhnte. Man hörte nicht auf, ihn zu verleumden, um ſich wenigſtens an ſeinem guten Nahmen die Genugthuung zu verſchaffen, die man an ſeiner Perſon zu nehmen ſich vergeblich bemüht hatte.

Gerechter urtheilte, bereits vor ſeinem Tode, und, noch allgemeiner, nach demſelben, über ihn, die Stimme des Volks. Man bemerkte bald, daß man einen weſentlichen Verluſt an ihm erlitten hatte. Verfügungen, welche man mit Verdruß annahm, als er ſie machte und mit Zwang und Härte durchſetzte, erkannte man erſt in ihrer Wohlthätigkeit, da ſie wieder zerſtört wurden. Ein allgemeiner Volksſpruch wurde das Epigramm:

Mal por Mal
Melhor Pombal.

III.

Die Jeſuiten in Paraguay.

Die ſo genannten Miſſionen der Jeſuiten in Paraguay gehören zu den merkwürdigſten Erſcheinungen dieſes Jahrhunderts. Eine kurze Darſtellung derſelben würde alſo ſchon deßhalb einen Platz in dieſem Werke verdienen.

Da nun über dies noch die kühnſten und intereſſanteſten Unternehmungen des Marquis von Pombal durch dieſelben veranlaßt worden ſind: ſo dürfen wir um ſo mehr darauf rechnen, in dem Intereſſe des Leſers die Rechtfertigung eines Verſuchs dieſer Art zu finden.

I.

Ueberſicht der ganzen ſo genannten Geſellſchaft Jeſu in der Mitte dieſes Jahrhunderts.

Es war hauptſächlich in dem ſechsten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts, als man anfing,

dieſer Geſellſchaft eine forſchende Aufmerkſamkeit zu widmen. Man bemerkte nun, wie wirkſam ſie durch alle katholiſche Länder Europens und weit über dieſelben in andern Welttheilen, beſonders in Aſien und America, verbreitet war. Eine Nachricht von der Ausbreitung dieſes Ordens in allen ſeinen Zweigen, welche im Jahre 1762 zu Rom bekannt gemacht wurde, gewährt folgende Ueberſicht.

Die Regierung der ganzen Geſellſchaft Jeſu theilte ſich in fünf Aſſiſtenzen, oder Secretariate; nämlich

1. in die Aſſiſtenz von Deutſchland;
2. von Spanien;
3. von Italien;
4. von Frankreich;
5. von Portugal.

Eine jede dieſer Aſſiſtenzen zerfiel wieder in eine, ihrer Größe und Wichtigkeit nach, verhältnißmäßige, Anzahl Provinzen. Die Geſammtzahl derſelben war neun und dreyßig. Sie erfuhr, nach den fünf Aſſiſtenzen, folgende Unterabtheilung.

Zu der Aſſiſtenz von Deutſchland gehörten die Provinzen: Ober-Deutſchland, Oeſterreich, das Oeſterreichiſche Flandern, das Franzöſiſche Flandern, der Ober- und Nieder-Rhein, Böhmen, Pohlen, Litthauen, England.

Zu der Aſſiſtenz von Spanien rechnete man die Provinzen: Toledo, Caſtilien, Arragonien, Boetica oder Andaluſien, Sardinien; über dies noch ſechs Provinzen in dem Spaniſchen America und die Philippiniſchen Inſeln.

Die Aſſiſtenz von Italien beſtand aus den Provinzen: Rom, Sicilien, Neapel, Mailand und Venedig.

Die Aſſiſtenz von Frankreich enthielt die Provinzen: Frankreich, Aquitanien, Lyon, Toulouſe, Champagne und die Miſſionen der Franzoſen in America, Aſien und Griechenland.

Die Aſſiſtenz von Portugal endlich zerfiel in die Provinz Portugal, vier Provinzen in Aſien und zwey in America.

In allen dieſen Provinzen waren ſechs hundert und neun und ſechzig Collegien, hundert und ſechs und ſiebzig Semina-

rien, drey hundert und fünf und dreyßig Reſidenzen, zwey hundert und drey und zwanzig Miſſionen, vier und zwanzig Profeß-Häuſer, ein und ſechzig Noviziat-Häuſer; und, in allen dieſen Instituten, zwey und zwanzig tauſend, fünf hundert und acht und achtzig Jeſuiten vertheilt, von welchen zehn tauſend, ſieben hundert und neun und neunzig die prieſterliche Weihe hatten.

Ueberall, wo ſich dieſe zahlreiche und künſtlich verſchlungene Geſellſchaft angeſiedelt hatte, beſaß ſie nicht nur ſehr beträchtliche Grundſtücke und große Reichthümer jeder Art, ſondern behauptete auch einen mannigfaltigen und großen Einfluß in alle Stände und Verhältniſſe, ſelbſt in die Regierungen. Ueberall nahm ſie Theil an den einträglichſten Induſtrie-Zweigen, beſonders dem auswärtigen Handel.

So groß dadurch ihr Reichthum, ihre Macht und ihre Wirkſamkeit geworden waren, ſo hatte doch die Geſellſchaft ihre Betriebſamkeit auf die Erwerbung, Behauptung und Erweiterung dieſer Vorzüge noch nicht be-

ſchränkt. Schon ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte ſie in einigen Spaniſch-Americaniſchen Provinzen ein beynahe völlig unabhängiges Reich gebildet, von welchem man jedoch erſt gegen die Mitte dieſes Jahrhunderts einige nähere Kenntniß erhielt. Die Biographie Pombals enthält bereits eine vorläufige Andeutung dieſes Verhältniſſes. In dieſem Aufſatze wird der Leſer mit Recht eine nähere Darſtellung der Entſtehung und Beſchaffenheit deſſelben erwarten.

2.

Entſtehung des unabhängigen Reichs der Jeſuiten in dem Spaniſchen America.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtellten die heiligen Väter dieſer, um die Ausbreitung der reinen, allein ſelig machenden Lehre ſo hoch verdienten, Geſellſchaft der Spaniſchen Regierung vor: wie ſie, ihres Eifers und ihrer Anſtrengung ungeachtet, in ihren Miſſionen, zur Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Americaniſchen Heiden, dort täglich mehr Hinderniſſe fänden. Hauptſächlich beklag-

ten ſie ſich über die Spanier, welche ſich in jenen Gegenden aufhielten und theils, durch ihre Sittenloſigkeit, die Sitten der Indianer verdürben; theils, durch ihr hochmüthiges und tyranniſches Betragen gegen ſie, ihnen die Chriſten, und mit ihnen das Chriſtenthum, gänzlich verhaßt machten.

Um nun dieſem Uebel abzuhelfen und zugleich eine durchaus zweckmäßige Pflanzſchule für das Chriſtenthum zu begründen, thaten ſie der Regierung folgenden Vorſchlag: man möge ihnen einige Diſtricte, — welche ſie angaben, — für ihre Miſſionen einräumen und ihrer Aufſicht und Direction völlig und dergeſtalt überlaſſen, daß ſie zwar die höhere Autorität des Gouverneurs von Buenos Ayres anerkenneten, ihnen jedoch in Rückſicht auf ihre geiſtlichen Kinder wiederum völlig unbedingte Autorität zugeſtanden, und ihnen überlaſſen werde, welche Einrichtungen, zur Beſorgung des Seelenheils derſelben, ſie zu machen für gut finden würden.

Sie machten dabey zu einer der erſten und völlig unnachlaßlichen Bedingung: daß dieſe

Miſſionen von keinem Spanier oder irgend einem andern Europäer, ohne beſondere zuvor eingehohlte Erlaubniß der frommen Väter dieſer Miſſionen, beſucht werden dürften; und, um dies zu verhüten, den Statthaltern der benachbarten Provinzen der Befehl ertheilt werde, jede Einwanderung, ohne Erlaubniß der Väter, in ihre Miſſionen auf das ſtrengſte zu unterſagen und zu verhüten.

Dafern man ihnen dies zugeſtehen würde, machten ſich die gottſeligen Beförderer des Chriſtenthums verbindlich: nicht nur, durch die Bekehrung zu demſelben, dem Erlöſer eine große Anzahl Seelen zu gewinnen; ſondern auch von jedem neu erworbenen Himmelsbürger dem Regenten des irdiſchen Königreichs Spanien eine Kopfſteuer zu erlegen; desgleichen, ſo bald es gefordert werden ſollte und nach dem Verhältniſſe der wachſenden Population in den Miſſionen, eine Anzahl Recruten zu ſtellen. Um dieſes Letztere zu können, mußten freylich ihre geiſtlichen Unterthanen auch die Erlaubniß erhalten, Feuergewehr zu haben und ſich in demſelben zu üben.

Dieſe Vorſchläge wurden, in der Darſtellung der Jeſuiten, von Seiten der Spaniſchen Regierung für ſo vortheilhaft erkannt, daß man keinen Anſtand nahm, ſie zu genehmigen. Die Jeſuiten erhielten einen der fruchtbarſten und ſchönſten Diſtricte der Provinz Paraguay oder de la Plata, längs dem Fluſſe dieſes Nahmens und dem Uraguay-Fluſſe; brachten ungefähr funfzig nomadiſche Familien, aus den wilden Völkerſchaften dieſer Gegend, zuſammen, und gründeten mit ihnen eine Herrſchaft, die hundert Jahre nachher groß und kräftig genug war, gegen zwey Mächte Europens einen blutigen Krieg zu führen und Jahre lang ihre Unabhängigkeit zu behaupten.

Als man um dieſe Zeit nähere Kenntniß von dieſer Jeſuiten-Monarchie einzog, fand man, wo ehemahls menſchenleere Wüſten geweſen waren, ein angebauetes, mit wenigſtens drey Mahl hundert tauſend Familien bevölkertes Land. Man fand regelmäßige Wohnplätze; Ortſchaften, in welchen ſieben bis acht hundert Familien, und in dieſen drey bis vier tauſend Menſchen bey einander lebten.

Ein jeder dieſer Wohnplätze hatte ſeine Handwerke, ſeine Spinnereyen und Webereyen. Er hatte ſein Ackerland und ſeine Viehweiden. Ein ſolcher Ort erzeugte und verarbeitete, was er ſelbſt gebrauchte; einige wenige entbehrliche Producte ausgenommen. Er hatte große und angefüllte Vorrathshäuſer, deren Vorrath weit das Bedürfniß überſtieg. Zwanzig tauſend Stück Hornvieh, ſechs bis acht tauſend Schafe weideten auf ſeinen Triften. Eſel, Maulthiere und Pferde wurden hinreichend erzogen. Jene brauchte man zum Ackerbaue und Transport; dieſe zu Beſtellungen, Reiſen der Prieſter und zur Vorbereitung auf kriegeriſche Unternehmungen.

Ueberall herrſchte die vollkommenſte Ordnung, und eine Unterwürfigkeit, die keine Grenzen kannte. In der Caſſe eines jeden Orts waren ſtets große Ueberſchüſſe vorräthig. Selbſt jeſuitiſche Schriftſteller geben den Gewinn auf zwey Thaler, auf jeden Kopf, an. Alle Miſſionen zuſammen genommen waren im Stande, für den Nothfall ſechzig tauſend Krieger ins Feld zu ſtellen, ſie mit allem zur Vertheidigung Erforderlichen auszurüſten, und ſelbſt Feld=

herren aus ihrer Mitte an die Spitze derſelben zu ſtellen.

3.

Nähere Darſtellung der innern Verhältniſſe dieſer ſo genannten Miſſionen.

Zu keiner Zeit und in keinem Theile der Erde hat es eine vollendetere Prieſterherrſchaft gegeben, als in dieſen Miſſionen am Paraguay. Wenn auch das, was in einigen Schriften der Gegner dieſer Corporation von einem förmlichen Königreiche und einem Könige Nicolaus beygebracht wird, erdichtet ſeyn ſollte; ſo iſt doch hinlänglich erwieſen, daß die Herrſchaft, welche die Jeſuiten hier ausübten, ſo unbeſchränkt war, als ſie, auch in den despotiſchten Monarchien, kaum ſelbſt in der Barbarey, gefunden werden dürfte.

Alle Miſſionen ſtanden unter dem Spaniſchen Gouverneur zu Buenos Ayres; allein nur dem Nahmen nach. In der That war das Oberhaupt des Ordens Souverain; der Pater Provinzial-Statthalter; und jeder Prediger, in jeder Ortſchaft, die höchſte und, dem Weſen

nach, einzige obrigkeitliche Perſon. Alle einge-borne Einwohner, ohne Ausnahme, waren Leibeigne, in der ausgedehnteſten Bedeutung dieſes Ausdrucks.

Dies wollten freylich die heiligen Väter nie eingeſtehen. Auch waren bereits, ſeit dem vorigen Jahrhunderte, von mehrern Päpſten, ſtrenge Verbote ergangen: in den Kolonien keines Staats die Eingebornen ihrer natürlichen Freyheit zu berauben.

Die Jeſuiten ließen ſie daher auch, dem Scheine nach, einen Antheil an der Regierung der verſchiedenen Ortſchaften nehmen. In einem jeden waren ein, auch wohl zwey Alkalden, oder Schultheiße, und eine Art von Municipalität, aus den Eingebornen. Allein dieſe Würden waren nichts als leere Titel; dieſe obrigkeitlichen Perſonen, ſo gut, als alle übrige, Sclaven der Prieſter; wie alle übrige, dem Prediger einer jeden Miſſion einzig und allein unterworfen. Jeder Prediger hatte einige Aſſiſtenten aus ſeinem Orden und bediente ſich der Alkalden als Unterbedienten der Polizey, oder auch zur Ausrichtung anderer, von ihm zu erhaltender beſtimmter Befehle.

Um ihnen ſelbſt und dem Volke ein Spiegelgefecht von Würde vorzumachen, wurden dieſe obrigkeitlichen Perſonen mit ſtaatlichen Kleidern behangen, und führten einen Stab, oder ein Bündel Ruthen, als Zeichen einer Gewalt, die ſie nicht beſaßen. Jeden Morgen, nach der Meſſe, mußten ſie ſich bey dem Pfarrer einfinden, Bericht abſtatten und Verhaltungsbefehle einhohlen. Verſahen ſie etwas in ihrem Dienſte, oder ließen ſie ſich anderweitige Vergehen zu Schulden kommen; ſo wurden ſie, wie die übrigen, beſtraft, meiſtens durch körperliche Züchtigung.

Sie wurden, unter Leitung der Prieſter, von dem Volke ſelbſt gewählt. In der Regel nahm man ſie aus den Caziken, oder Häuptern der Stämme. Dieſe Einrichtung, der Cazikſchaften oder Stämme, hatten die Jeſuiten noch beyzubehalten für gut befunden; wahrſcheinlich, weil ſie darin ein Mittel mehr fanden, die unbedingte Unterwürfigkeit zu befördern und zu erhalten.

Die ganze Herrſchaft, welche die Jeſuiten hier ſo unbeſchränkt ausübten, gründete ſich

lediglich auf Unwiſſenheit, Aberglauben und Brutalität. Unter dem Vorwande: daß die unglücklichen Unterdrückten von der Natur gänzlich vernachläſſigt und aller Fähigkeit zu einer höhern Ausbildung und ſelbſtſtändigen Thätigkeit beraubt wären; arbeiteten ihre Unterdrücker planmäßig und unausgeſetzt dahin, die Fähigkeiten, die ſie etwa haben möchten, in ihnen zu erſticken, ſie in der herkömmlichen Dummheit und Brutalität zu erhalten, und, wo möglich, noch tiefer und rettungsloſer darein zu verſenken. Aberglaube und Furcht waren die Haupt-Werkzeuge, deren ſie ſich für dieſen Zweck bedienten. Nie iſt der Nahme: Religion, mehr entehrt worden, als in Anwendung auf das, was man dieſen unglücklichen Menſchen unter dieſer Benennung beybrachte. Auch hatte es durchaus keine Wirkung auf ſie, als die der Beförderung einer dummen, thieriſchen Unterwürfigkeit. Kein Begriff wurde bey ihnen durch daſſelbe geweckt; keine Eigenthümlichkeit der gröbſten ſittlichen Uncultur dadurch bey ihnen ausgerottet.

Selbſt Jeſuiten erzählen uns, daß nicht ſelten die Landbebauer die ihnen für die Cultur des Bodens anvertraueten Ochſen, anſtatt ſie wieder abzuliefern, ſchlachteten und verzehrten; daß ſie ihre Anzahl Stockſchläge dafür empfingen, ſich hundiſch bedankten und bey nächſter Gelegenheit auf gleiche Weiſe verfuhren. Auf dieſem Grade der Cultur blieben ſie durch ein Jahrhundert, und die heiligen Väter ſchloſſen daraus, daß es ihnen ganz an Perfectibilität fehle.

Gleichwohl hatten ſie wohlbedächtig das erſte Motiv einer geiſtigen Thätigkeit, perſönliches Eigenthum, völlig aus dieſer Unterjochungs-Herrſchaft entfernt. Alles gehörte der Miſſion. Alles geſchah für den gemeinſchaftlichen Unterhalt und den Vortheil der Miſſion. Die Arbeiter wußten die Beſtimmung deſſen, was ſie über ihr Bedürfniß producirten, eben ſo wenig als die Stiere, welche den Pflug zogen.

Einer jeden Familie wurde eine Wohnung angewieſen oder aufgebauet, und mit den nöthigen Geräthſchaften verſehen. Jeder Hausvater bearbeitete, — nicht für ſich und ſeine Familie, — ſondern für die, welche ihm zu

arbeiten befahlen, und welche ihn züchtigten, wenn er die ihm auferlegte Arbeit ſchlecht oder gar nicht verrichtete.

Jedem Arbeiter wurde, für jeden Tag, jede Stunde, die Arbeit vorgeſchrieben, die er verrichten ſollte. Sollte der Acker gepflügt werden, ſo wurde dem Ackermanne ein Paar Ochſen dazu übergeben, die er wieder abliefern mußte, ſo bald ſein Stück Arbeit vollendet war. Sollte geſäet werden, ſo erhielt er das Korn dazu, aus dem gemeinſchaftlichen Vorrathshauſe. Wie niemand für ſich ſäete, erntete auch niemand für ſich. Alles wurde in die Vorrathshäuſer abgeliefert und aus dieſen wieder, von den Prieſtern, nach Bedürfniß und Willkühr ausgetheilt.

Auf gleiche Weiſe verfuhr man mit den Viehherden, mit den Producten der Fabrik-Arbeiter und der verſchiedenen Handwerker in ihren Werkſtätten.

Durch dieſe Einrichtungen hatte die allzu gütige Fürſorge der heiligen Geſellſchaft von ihren Schützlingen auch jede Sorge, nur für den folgenden Tag, entfernt; mit ihr freylich

aber auch jeden Thätigkeitstrieb erſtickt. Sonderbar genug beklagten ſie ſich über die unausrottbare Faulheit und Sorgloſigkeit ihrer Unterthanen, und nahmen, nach einer, bey ſo ſcharfſinnigen Köpfen um ſo befremdlichen Verwechſelung, auch hier die Wirkung für die Urſache ihrer Verfahrensart mit denſelben an.

Zu ihrer Rechtfertigung behaupteten ſie: ihre geiſtlichen Kinder blieben an Geiſteskräften und Moralität wirklich Zeit Lebens Kinder, und ſtützten ſich auf die Erfahrung, welche ihre Behauptung allerdings beſtätigt hat. Nur vergaßen ſie dabey, anzumerken, daß ſie Zeit Lebens Kinder blieben, weil ſie Zeit Lebens von ihnen als Kinder, — und noch dazu als recht einfältige Kinder, — behandelt wurden. Eine detaillirtere Ueberſicht der Polizey-Ordnung und Diſciplin in den Miſſionen wird dies unſtreitig noch näher veranſchaulichen.

4.

Detaillirte Ueberſicht der Polizey-Ordnung und Diſciplin in dieſen Miſſionen.

Für jeden Tag war einem jeden Einwohner einer jeden Miſſion beyderley Geſchlechts, durch

eine mit nichts zu unterbrechende Tagesordnung, für jede Stunde vorgeſchrieben, was er thun und nicht thun ſolle. Ein Zeichen, mit der Trommel, befahl mit Sonnen Aufgang allen Einwohnern, aufzuſtehen; ein anderes, mit der Glocke, ſich zur Meſſe einzufinden. Eben ſo waren die Stunden der Arbeit und des Eſſens beſtimmt. Eine ſtete Aufſicht verpflichtete einen jeden, ohne Ausnahme, zur genaueſten Beobachtung dieſer Ordnung, und die ſtrengſte Beſtrafung folgte unvermeidlich der unbedeutendſten Abweichung davon auf dem Fuße.

Alle Sonntage Morgens verſammelten ſich alle Einwohner eines Orts, alt und jung, auf dem öffentlichen Platze, zu der beſtimmten Stunde. Alle ſtellten ſich nach den Cazikſchaften, oder Stämmen; die Weiber beſonders und die Männer beſonders. Jeder Mann war verpflichtet, ein Stück Holz mitzubringen, um es für die allgemeine Oekonomie, in dem Prieſterhauſe, abzuliefern. Nun wurde nachgeſehen, ob ſie alle beyſammen waren. Die Fehlenden zeichnete man auf, forſchte nach der Urſache ihres Ausbleibens, und bemerkte ſie, für die

zu erwartende Zůchtigung, dafern keine gůltige Entſchuldigungs-Urſache beygebracht werden konnte.

Beyde Colonnen ſetzten ſich dann in Bewegung, nach der Kirche zu. Die Weiber hielten ihren Einzug durch die Hauptthůr; die Mǻnner durch eine Seitenthůr. Zu dieſer gelangten ſie durch den Hof des Prieſterhauſes, in welchem zuvor ein jeder ſein mitgebrachtes Stůck Holz ablegte.

So bald ſie in die Kirche eingetreten waren, kniete die ganze Verſammlung nieder, und einer in derſelben ſagte eine Anzahl Gebetsformeln und ſǻmmtliche Fragen und Antworten des Catechismus laut her. Die ganze Verſammlung betete ſie, ebenfalls laut, jedoch mit etwas gemilderter Stimme, nach. Auf gleiche Weiſe wurde bis zu hundert, zwey, drey hundert, — tauſend u. ſ. w. gezǻhlt; die Nahmen der Monathe und Wochentage, nach der Ordnung, hergeſagt; u. ſ. w. Die Jeſuiten behaupteten nǻmlich: das Gedǻchtniß der Eingebornen ſey von Natur ſo ſchwach, daß ſie ſelbſt dieſe Ausdrůcke und Begriffe ſogleich

wieder vergäßen, wenn ſie nicht täglich wiederhohlt würden. War dies geſchehen, dann trat ein Jeſuit, mit einem mannshohen Kreuze in der Hand, auf, um, in einer Anrede an die Verſammlung, den Catechismus zu erklären. Dieſes Kreuz ſchien gleichſam der geiſtliche Commando-Stab der heiligen Väter zu ſeyn. So oft ſie öffentlich erſchienen, führten ſie es, als Handſtock, mit ſich, und ihre geiſtlichen Unterthanen blickten auf daſſelbe mit mehr Ehrfurcht als auf ihre Perſon.

Auf die Catechiſation folgte die Meß-Ceremonie, welche mit mehr, als ſelbſt in den Hauptkirchen Europäiſcher katholiſcher Staaten gewöhnlichem, Pompe vollzogen wurde. Nach der Beendigung derſelben wurden beyde Geſchlechter in zwey abgeſonderte Vorhöfe geführt, und hier wurde ihnen das Weſentliche des in der Kirche angehörten Vortrags wiederhohlt.

Dieſe Andachtsübungen dauerten bis um neun oder zehn Uhr des Morgens. Dann gingen die Weiber nach Hauſe, um das Mittagseſſen zu bereiten. Die Männer empfingen erſt,

aus dem Vorrathshauſe, eine Portion Paraguay-Kraut, (welches bey ihnen die Stelle des Thees vertrat und eins ihrer nothwendigſten Bedürfniſſe ausmachte,) Tabak und Salz; das letztere indeſſen, aus Mangel, ſo ſelten, daß die Speiſen größten Theils ohne Salz zubereitet und genoſſen werden mußten.

Nach der Mahlzeit wurden ſie wieder auf dem öffentlichen Platze verſammelt und zu gewiſſen körperlichen Uebungen und Spielen veranlaßt. Von hier wurden ſie zu einer beſtimmten Stunde wieder in die Kirche, zu der ſo genannten Roſenkranz-Andacht, getrieben; nach deren Beendigung ſie ihr Kraut, ihren Tabak u. ſ. w. für den Abend empfingen und ſich dann nach Hauſe zu begeben befehligt wurden.

Nach einer eben ſo ſtrengen geſetzlichen Ordnung wurden ſie zu der Beobachtung der übrigen kirchlichen Ceremonien angehalten. Alle kirchliche Einrichtungen zweckten dahin ab, ſie zu der höchſten und blindeſten Verehrung der ſinnlichen Gegenſtände des ſo genannten Gottesdienſtes zu gewöhnen und dabey ſtets zu erhalten. Das Kreuz war der erſte und erha-

benſte Gegenſtand ihrer Andacht. Man hatte dafür geſorgt, daß ſie überall mit Gegenſtänden dieſer Art umgeben waren. In ihren Häuſern, auf dem Felde, bey allen ihren Geſchäften erblickten ſie dergleichen, ſo oft ſie umher ſahen. Jedes vermoderte Stück eines heiligen Kreuzes war ihnen ebenfalls ein Heiligthum. Fanden ſie es abgefallen; ſo legten ſie es behutſam an den Fuß des Kreuzes nieder; und wurde ein ganz neues aufgeſtellt, ſo ſammelten ſie die Trümmern des alten, als Reliquien, mit der größten Sorgfalt.

Die Verehrung der Heiligen-Bilder war bey ihnen nicht minder groß, nicht minder zur andern Natur geworden. Die Kirchen waren nicht nur mit dieſen, ſondern überhaupt mit Allem, was auf die Sinne wirken und den kindiſchen Geiſt dieſer armen Menſchen imponiren konnte, angefüllt. Herrliche Altäre, koſtbare Gefäße, ſchimmernde Meßgewänder, — fanden ſich im Ueberfluſſe und verfehlten ihre Wirkung nicht.

Die Arbeitstage wurden, wie die Sonn- und Feſttage, mit einer Meſſe angefangen.

Dann wurden die Feldarbeiter zur Arbeit hingeführt, und die Handwerker verfügten ſich in das Prieſterhaus, in die darin befindlichen verſchiedenen Werkſtätten und Fabriken. Alle blieben unter ſteter und ſtrenger Aufſicht, und jede Faulheit oder ſchlechte Arbeit wurde mit einer Anzahl Stockſchläge beſtraft. Der Bezüchtigte legte ſich auf den Boden nieder; empfing ſeine Streiche, von der Hand des prieſterlichen Zuchtmeiſters; ſtand auf, dankte dieſem mit hündiſcher Demuth und — zog ſich am folgenden Tage, durch daſſelbe Vergehen, eine gleiche Züchtigung zu.

Auf das gegebene Zeichen kehrten ſie von der Arbeit zurück, um zu eſſen, und begannen und endeten ihre Arbeit des Nachmittags eben ſo wieder, wie am Morgen.

Zu einer beſtimmten Stunde des Abends mußte jedermann in ſeiner Wohnung, und Alles mußte ruhig ſeyn. Patrouillen durchwanderten die ganze Nacht die Straßen. Wer ſich nach der beſtimmten Stunde noch außer ſeiner Wohnung betreten ließ, wurde in das Gefängniß geführt und hatte, am andern Morgen,

unausbleiblich ſeine Züchtigung, von der Hand des Prieſters, zu erwarten.

An jedem Tage wurde, in dem Prieſterhauſe, für jeden Tag und für jede Familie, Fleiſch, Mais, Kraut, Tabak u. ſ. w. ausgetheilt. Fleiſch erfolgte jedoch meiſtens nur drey oder, in der Zeit ſchwerer Feldarbeit, auch wohl vier Mahl in der Woche. Auf einen Ort, der drey bis vier tauſend Seelen enthielt, rechnete man, im Durchſchnitte, vier tauſend Ochſen auf die jährliche Conſumtion.

Die Kinder wurden ſämmtlich aus dem Prieſterhauſe geſpeiſet, und hatten überhaupt, ausgenommen des Nachts, durchaus keine Gemeinſchaft mit ihren Aeltern.

Aelterliche Gewalt gehörte hier, wie Alles, was Freyheit des Willens erforderte oder bezeichnete, unter die völlig unbekannten Dinge; Niemand hatte ein Strafrecht über ſeine Kinder; niemand konnte beſtimmen, welchen Geſchäften ſich ſeine Kinder widmen, was ſie lernen, wie ſie erzogen, gekleidet und genährt werden ſollten. Den Müttern lag zwar ob: ihren Söhnen ein Mädchen zur Frau auszuſu-

chen und vorzuſchlagen; doch hing es von den Prieſtern ab: ob dieſe einer ſolchen Heurath ihre Zuſtimmung geben, oder verſagen wollten. Hatte ein Jüngling ein Mädchen gewählt, ſo mußte er ſich bey dem Prieſter melden und um ſeine Erlaubniß nachſuchen. Fand dieſer für gut, ſie zu verſagen, oder ihm ein anderes Mädchen zu geben, dann wurde weder die Wahl der Aeltern noch die Neigung der jungen Leute in Erwägung gezogen. Dem neuen Ehepaare ließ der Prieſter eine Wohnung anweiſen und ihre Bedürfniſſe wurden, wie die der übrigen Familien, aus der Geſammtmaſſe beſtritten.

In einem jeden Orte war ein Arbeitshaus, in welchem die Wittwen Arbeit und Unterhalt erhielten. Sie mußten ſich hier jeden Morgen zu der beſtimmten Stunde einfinden und an jedem Tage eine beſtimmte Zahl Baumwollen- oder Wollen-Garn in die Webereyen abliefern.

Auch die verheuratheten Weiber ſpannen täglich eine beſtimmte Zahl, in ihren Wohnungen. Weber arbeiteten täglich in Vorrath für jede Gemeinde. So war auch täglich eine Anzahl Schmiede, Tiſchler, Roſenkranz-Macher u. ſ. w. beſchäftigt.

Dieſe Arbeiter erhielten ſo wenig, als die Landbebauer, Hirten, Krautſammler, einen Arbeitslohn, einen Erſatz für ihre Mühe, oder eine Aufmunterung zu höherer Geſchicklichkeit und Anſtrengung. Jährlich bekam jeder die beſtimmte Anzahl Ehlen Zeug zu ſeiner Kleidung; täglich ſeine Mund-Portionen; ſeine Wohnung wurde jedem eingerichtet und erhalten, ſein Werkzeug ihm geliefert, das abgenutzte durch neues erſetzt; für das verdorbene oder verwahrloſete erhielt er eine verhältnißmäßige Züchtigung. Uebrigens wurde aller Fleiß nur durch Strenge erzwungen und der Ueberſchuß aller Arbeits-Producte nach den Handelsplätzen verführt und, für Rechnung der Geſellſchaft der heiligen Väter, zu Gelde gemacht.

Der Ertrag der Arbeit dieſer, — aufs geringſte berechnet, — Million von Sclaven iſt nie bekannt geworden; war indeſſen gewiß von ſehr hohem Werthe. Unter dem Nahmen von Procuratoren waren einige Finanz-Räthe angeſtellt, welche von Zeit zu Zeit ungeheure Summen nach Europa überführten.

5.
Erziehung und Tagesordnung der Kinder und jungen Leute bis zum ſiebzehnten Jahre.

Da es bekannt iſt, daß die Jeſuiten überall die Erziehung der Kinder als ein wirkſames Mittel, ihre Macht und ihren Einfluß zu begründen und zu erweitern, erkannten und anwandten: ſo wird man leicht erwarten, daß ſie hier vor allen Dingen ſich derſelben zu dem erwähnten Zwecke bedienten. Durch alle Miſſionen und in allen Ortſchaften wurde die Erziehung von den Jeſuiten ſelbſt und nach völlig gleichen Grundſätzen und Beſtimmungen beſorgt.

Alle Morgen wurden alle Kinder und junge Leute, beyderley Geſchlechts, unter ſiebzehn Jahren, durch eine Trommel zuſammen berufen. Sie verſammelten ſich auf dieſes Zeichen unverzüglich vor der Hauptthür der Kirche, und ordneten ſich, unter der Anleitung ihrer Aufſeher und Aufſeherinnen; die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite.

Dieſe Aufſeher, bey den Knaben bejahrte Männer, bey den Mädchen alte Frauen oder

Männer, begleiteten die Kinder, Jünglinge und Mädchen den ganzen Tag über, zum Unterrichte, zur Arbeit, zum Eſſen, und wurden für ihre Gegenwart und für ihr Betragen verantwortlich gemacht.

Waren ſie alle verſammelt, dann knieten ſie, mit ihren Aufſehern und Aufſeherinnen, nieder, und recitirten, indem einer vorſagte und die übrigen im Chor wiederhohlten, die Gebetsformeln nebſt den Fragen und Antworten des Catechismus.

Binnen einer halben Stunde war dies vollendet. Dann öffneten ſich die Kirchthüren, und die Meſſe begann. Die Kinder wurden hinein geführt, um den Meßgeſang zu begleiten. Einige der Knaben, in prächtigen ſcharlachenen Gewändern, hatten den Dienſt bey der Meſſe; die übrigen ſaßen, von den Mädchen abgeſondert, an der Seite des hohen Chors.

War die Meſſe beendet, dann wurden die Kinder männlichen Geſchlechts und die Jünglinge in den Hof des Prieſterhauſes, die Mädchen aber wieder auf den Platz vor der großen Kirchthür geführt, um ihr Frühſtück zu empfangen. Beyde Ge-

ſchlechter ſetzten ſich reihenweiſe, nach der Ordnung des Alters; und nach eben der Ordnung wurden ſie auch aufgerufen, ihr Frühſtück zu empfangen.

Dieſes beſtand aus Mais, auch wohl aus Eingeweiden der Ochſen und Kälber, gekocht und portionsweiſe zugerichtet. Gewöhnlich war es ſchon bereit, wenn die Meſſe beendet war. Verzögerte es ſich indeſſen noch etwas, dann wiederhohlten ſie aufs neue ihren Catechismus, bis der Ruf: Ion 16 rei rehegua! oder: „Die Sechzehnjährigen kommen heran!“ ihre Gedächtnißübung unterbrach.

Eine halbe Stunde wurde für das Frühſtück, wie für jede Mahlzeit, verwilligt. Nach Verlauf derſelben gab die Trommel das Zeichen zur Arbeit. Die, welche hierzu fähig gefunden waren, zogen, dem größten Theile nach, in Prozeſſion, an der Spitze des Zuges ein Heiligen-Bild, auf das Feld. Dieſes Heiligen-Bild wurde, neben dem Platze, wo ſie ihre angewieſene Arbeit, unter den Augen ihrer Aufſeher, verrichteten, aufgepflanzt und am Abend wieder, eben ſo in Prozeſſion, zurück getragen.

Das Mittagseſſen, welches ihnen, ebenfalls aus dem Prieſterhauſe, zubereitet geliefert wurde, genoſſen ſie auf ihrem Arbeitsplatze, unter freyem Himmel. Gegen Abend zogen ſie eben ſo in Prozeſſion nach der Kirche zurück, wo ſie noch ein Mahl ihre Gebete und den Catechismus herſagen und dann mit den Erwachſenen der ſo genannten Roſenkranz=Andacht beywohnen mußten.

War dieſe vollendet, dann erhielten ſie ihr Abendeſſen auf dieſelbe Weiſe, als ihr Frühſtück, und wurden nach den Wohnungen ihrer Aeltern geſchickt, um ſich zur Ruhe zu legen.

Diejenigen, welche einem Handwerke oder einer Kunſt gewidmet wurden, brachten ihre Zeit, den Tag über, in den Werkſtätten und Fabriken, nach gleicher Stundenordnung, hin. Die kleinern Kinder aber, welche noch zu keiner Art von Arbeit fähig geachtet wurden, blieben, unter der Aufſicht eines alten Mannes oder einer alten Frau, auf dem Platze vor der großen Kirchthür. Während die andern arbeiteten, wurden die kleinſten, von vier bis fünf Jahren, damit beſchäftigt, das Pater Noſter und

die erſten Gebetsformeln des Catechismus her⸗zulallen. Etwas ältere wurden von Schul⸗meiſtern in den Kenntniſſen, welche die ältern täglich wiederhohlten, unterrichtet. Einige lernten auch ſingen und tanzen; wohl gar auch leſen und ſchreiben. Doch waren dies nur Vor⸗bereitungen für beſondere höhere Beſtimmun⸗gen. Dem großen Haufen blieben dieſe Kennt⸗niſſe ſtets fremd.

Man muß geſtehen, daß dieſe ganze Erzie⸗hung ungemein wohl überlegt und für die Ab⸗ſichten der heiligen Väter vollkommen zweck⸗mäßig entworfen war. Sie führte gerade und unvermeidlich zu der allerſtupideſten Bigotterie, zur gedankenloſeſten Unterwürfigkeit, zu einer zweckloſen thieriſchen Arbeitsgewöhnung, zu der vollendeten dumpfen Brutalität, worauf hier dieſe heilige Geſellſchaft des Erlöſers des Menſchengeſchlechts ihre gottſelige Herrſchaft begründet hatte.

Durch die ganze Erziehung herrſchte die ſtrengſte Diſciplin. Die kleinſte Unregelmäßig⸗keit wurde mit den ſchärfſten Züchtigungen geahndet; und man muß geſtehen, daß es kei⸗

ne ordentlichere und regelmäßigere Jugend geben kann, als in Paraguay damahls zu finden war.

Von der früheſten Kindheit an wurde ihnen die hundiſche Gewöhnung zu eigen gemacht: die Züchtigungen ohne Klage und Unwillen zu ertragen und ſich bey ihren Zuchtmeiſtern dafür, als für eine erzeigte Wohlthat, mit kriechender Demuth zu bedanken.

Mit dem ſiebzehnten Jahre war die Erziehung vollendet; das heißt: man ſchritt dann zur Heurath und gab dem jungen Paare eine beſondere Wohnung, mit dem erforderlichen Hausrathe. Uebrigens erfuhren ſie auch als Erwachſene in der Behandlung keine weſentliche Verſchiedenheit. Sie wurden Zeit Lebens als Kinder und Unmündige, oder, in manchem Betrachte noch eigentlicher, als eine Herde Vieh behandelt. Die heiligen Väter beklagten es laut, daß ſie nie einer edlern Behandlung fähig würden, und arbeiteten mit raſtloſer Emſigkeit dahin: daß ſie nie einer edlern Behandlung fähig werden konnten.

6.

Ueberblick des Zuſtandes der jeſuitiſchen Unterthanen in dieſen Miſſionen.

Gewiß hat es nirgends zufriedenere, unterwürfigere, ruhigere Unterthanen gegeben, als die Indier in dieſem Reiche der Jeſuiten. Aber freylich hat es auch nicht leicht Unterthanen gegeben, welche weniger von dem, was den Menſchen characteriſirt, an ſich trugen.

Sie hatten keine Wünſche, die ſie nicht befriedigten; keine Ideen, die ſie beunruhigten; ſie lebten weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft. Der gegenwärtige Augenblick war ihnen alles. Nie ſorgten ſie für den folgenden Morgen. Keiner murrete über Zwang und Tyranney; denn niemand hatte auch nur die entfernteſte Ahnung von dem Begriffe: Freyheit. Niemand kannte Eigennutz und Geiz; denn niemand hatte einen Begriff von Eigenthum, und der Möglichkeit, dergleichen zu erwerben.

Wie weit waren alle dieſe Menſchen von den Beſtrebungen des Ehrgeizes entfernt! Jeder Luxus war ihnen fremd. Die Qualen unbefriedigter Leidenſchaften kannten ſie auch nicht

einmahl dem Nahmen nach, oder vom Hören ſagen. Ihr ganzes Leben war die höchſte Einfachheit und Ruhe. Auch ſelbſt ein oder einige Dutzend Ruthenſtreiche, — das höchſte Uebel, welches ſie treffen konnte, — vermochte dieſe Ruhe nur wenig zu ſtören, da ſie von Kindheit an gewöhnt waren, ſie mit ſo vieler Reſignation zu ertragen.

An Sonn- und Feyertagen wurden ſie durch Tänze, — nicht ſolche, die ſie ſelbſt tanzten, ſondern die ſie tanzen ſahen, — beluſtigt. Ihre Väter und Wohlthäter unterhielten ihnen Muſikanten und Tänzer, die auf dem Platze vor der Kirche an Feſttagen und bey andern feyerlichen Veranlaſſungen ihre Augen und Ohren beluſtigten. Sie vergönnten ihnen allerley Kinderſpiele; und wiewohl Glücksſpiele verboten waren, ſo ſahen ſie doch wohl durch die Finger, wenn ſie auch ein Mahl ihre Portion Paraguay-Kraut, Tabak oder Salz im Würfelſpiele verloren.

Von Zeit zu Zeit wurden ihnen große Gaſtmähler verſtattet und gegeben, wobey ſie ſtärkere Portionen Fleiſch, als gewöhnlich, auch

wohl ein Stück Weizen-Brod, erhielten, und es ſo gar übel nicht genommen wurde, wenn ſie ſich in einem künſtlichen und etwas ſpirituöſen Getränke, welches bey ſolchen Gelegenheiten reichlich genug zu haben war, auch ein Mahl tüchtig betranken.

So lebten ſie beſtändig in einem wahrhaft kindiſchen Zuſtande; von der Geburtsſtunde bis zum Grabe. In Allem, was ihnen begegnen konnte, fanden ſie Unterſtützung bey ihren geiſtlichen Regenten. Wie ſie ihre Herren und Richter waren, ſo waren ſie auch ihre Aerzte und Seelſorger. Von ihnen wurden ſie zum Abendmahle getrieben, wie zur Arbeit. Befiel ſie eine Unpäßlichkeit, ſo erhielten ſie von eben denjenigen Vorſchriften und Arzeneyen, welche ihnen in geſunden Tagen Befehle, Nahrungsmittel und Schläge ertheilten.

Die Sorgfalt der heiligen Väter beſchränkte ſich hierauf noch nicht. Sie ging eben ſo emſig dahin, daß die Zufriedenheit mit ihrem Zuſtande durch nichts, von außen her, geſtört werden möchte. Wagte es ein Europäer, hier einzudringen, ſo wurde er gut aufgenommen und bewirthet;

aber wie ein Gefangener von den Jeſuiten über-all begleitet, nicht einen Augenblick allein ge-laſſen, noch weniger ihm vergönnt, ſich einem Indianer zu nähern und ſich mit ihm einzu-laſſen.

Wen dieſer Zuſtand und dieſes Verhältniß hinlänglich zum Glücke dünken, der wird dieſe, von uns mehr als Ein Mahl beklagten, Indi-er allerdings glücklich preiſen. Die Jeſuiten haben keine Mühe geſpart, ſich als Wohlthä-ter derſelben, und ihre Abſichten mit ihnen als rein und menſchenfreundlich darzuſtellen. Sie, und mit ihnen alle ihre Freunde, mach-ten es dem Marquis von Pombal zu einem Hauptverbrechen, daß er ſie hier in ihrer un-eigennützigen, Menſchenglück befördernden Wirk-ſamkeit ſtörte. Wie mag man ſich wundern, daß ſie den frommen Eifer dieſer armen Ver-blendeten benutzten, ſie zu Tauſenden auf die Schlachtbank zu führen, um ihnen ihr Glück und ihre wohlthätige Herrſchaft zu erhalten?

IV.

Intereſſante Acten = Stücke;

als

Beylagen

zu der Geſchichte der Adminiſtration des Marquis von Pombal.

No. 1.

Auszug des Prozeſſes und Urtheils wider diejenigen, welche ſich am 3ten September 1758 an der Perſon des Königs vergriffen.

Aus den Acten des Prozeſſes wider Joſeph Maſcharenhas, ehedem Herzog von Aveiro; wider Donna Eleonora von Tavora, ehedem Marquiſe dieſes Titels; wider Franz von Tavora, ehedem Marquis des nämlichen Titels; Ludwig Bernard von Tavora, ehedem Adjutant in Kriegsdienſten unter ſeinem Vater; Hieronymus

von Ataide, ehedem Graf von Atouguia; Blaſius Joſeph Romeiro, Corporal der Compagnie Ludwig Bernards von Tavora; Anton Alvares Fereira; Joſeph Polycarp von Azevedo; Emanuel Alvares Fereira, Kammerdiener Joſephs Maſcharenhas; und Johann Michael, Livree-Bedienten des Nämlichen; u. ſ. w.; erhellet:

I. und zwar durch das Geſtändniß der meiſten Mitſchuldigen, durch das Zeugniß vieler Augenzeugen, und aus der Sache, und dem Bekenntniß der Verbrecher ſelbſt, daß Joſeph Maſcharenhas einen perſönlichen Haß wider die heiligſte Perſon des Königs gefaßt habe; weil erſtlich derſelbe den Einfluß, den er vermittelſt des P. Caspar dell' Incarnazione, ſeines Oheims und Beichtvaters des verſtorbenen Königs, in die vorige Regierung hatte, ihm unter der jetzigen abgeſchnitten hat; zweytens, weil der König nicht zugegeben, daß wichtige Commenden ſeinen Erbgütern einverleibt wurden; drittens, weil der Nämliche eine Vermählung ſeines Sohnes

mit Donna Margaretha de Lorena, leiblichen Schweſter des Herzogs von Cadaval, verhindert.

II. erhellet, daß Joſeph Maſcarenhas aus Haß wider den König alle Perſonen, die beym Könige nicht beliebt oder mit ſeiner Regierung unzufrieden waren, an ſich zu ziehen, und durch Verleumdungen der königlichen Perſon ihren Haß gegen dieſelbe zu vermehren ſuchte, und Anderer Schmeicheleyen: er könnte nun nicht weiter ſteigen, es wäre denn der königliche Thron; mit Vergnügen und Beyfall anhörte.

III. erhellet, daß der Nämliche unter dem vorigen Könige, und ehe die Jeſuiten vom Hofe verwieſen wurden, nicht ohne öffentliches Aergerniß, derſelben Todfeind geweſen; ſo bald ſie aber vom Hofe vertrieben worden, ſich plötzlich mit ihnen verſöhnt, und ſo ſehr dieſes auch ſeinem Stolze zuwider war, ſie oft in ihren Collegien beſucht, lange Seſſionen mit ihnen gehalten, und ſeinen Bedienten anbefohlen, ihre wechſelsweiſen Beſuche zu verſchweigen.

IV. erhellet weiter, daß der Erfolg dieſer Verſöhnung war, ſich wider die königliche Perſon zu verbinden, weil die jetzige Regierung ohne des Königs Tod, welchen die Jeſuiten nicht einmahl für eine läßliche Sünde hielten, nicht abgeſchafft werden könnte.

V. VI erhellet weiter, daß der Schuldige und die Jeſuiten die Marquiſe Eleonore von Tavora mit ins Spiel gezogen, obgleich die Marquiſe und Joſeph Maſcarenhas ſonſt Feinde waren, und Jene wichtige Urſachen hatten, Dieſen zu haſſen.

VII. erhellet, daß die Marquiſe und die Jeſuiten ihren Pater Malagrida *) den Mitverſchwornen als einen heiligen Mann empfohlen; daß die Marquiſe die geiſtlichen Exercitien unter ihm gemacht, und in allem ſeinem Rath gefolgt: woraus entſtanden, daß ihr Haus der Ort wurde, wo der König in den Geſellſchaften verleumdet, und die Zeit und die Maaßregeln, den Königsmord zu vollſtrecken,

*) Man ſagt, die Jeſuiten haben dieſen Pater aus Italien kommen laſſen, um einen Propheten in Portugal abzugeben.

beſtimmt wurden; daß ſie die Jeſuiten Ma-ros Johann Alexander, und andere in die Verſchwörung gezogen; daß ſie ſechzehn Moedors denen, die in der berüchtigten Nacht nach dem Könige ſchoſſen, zur Belohnung beygetragen; und ihren Mann, den Marquis Franz von Tavora, ihre Söhne, ihren Eidam, Schwäger und Freunde verführt, und zwar durch Anpreiſung der Heiligkeit des Paters Malagrida, ihres Rathgebers.

VIII. Es erhellet weiter, daß der Marquis Franz von Tavora zu einem der erſten Anhänger der Verſchwörung und ſein Haus zum Sammelplatze der Verſchwornen geworden; daß er für ſeinen Theil zwölf Moedors, für die Belohnung der beyden Mörder, dem Herzoge von Aveiro gegeben, ehe ſie die That vollſtreckten; daß er auch perſönlichen Antheil am Königsmorde genommen, da er ſich in einem andern Hinterhalte befunden, welcher auf den König lauerte, im Falle er dem erſten entginge; daß man ihn aus ſeinem Hinterhalte, hinter dem Garten des Herzogs von Aveiro, gehen geſehen; und daß er in der Zuſammenkunft des

andern Morgens, im Hauſe des Herzogs von Aveiro, einige der Mörder ausgeſcholten, weil ſie die That nicht ganz vollbracht hatten, indeß andere ſich rühmten, der König würde ihnen nicht entgangen ſeyn, wenn er ſich ihrem Hinterhalte genähert hätte.

IX. Weiter iſt klar, daß auch der Marquis Ludwig Bernhard von Tavora, durch die verführeriſchen Meinungen der Jeſuiten, durch die Schwärmerey des Paters Malagrida, und durch die wider ſeine Majeſtät erfundenen Verleumdungen verleitet wurde, Theil an der Verſchwörung zu nehmen. Man kann beweiſen, daß er den Herzog von Aveiro täglich beſuchte, und bey ſeinen Aeltern jederzeit den Berathſchlagungen der Verſchwornen beywohnte; daß er Waffen und Pferde anbot, das Werk zu vollſtrecken; daß er wirklich zwey Tage vor der Vollſtreckung zwey geſattelte und bedeckte Pferde in die Ställe des Herzogs geſchickt; daß er ſich am nämlichen Tage der Vollſtreckung Nachmittags, wider ſeine Gewohnheit, mit ſeinem Vater und Bruder, Joſeph Maria von Tavora, und

Andern eingeſchloſſen, um ſich mit ihnen zu berathſchlagen, und ſich hernach des Nachts in einem der andern Hinterhalte befunden, wo man auf den König lauerte; auch den folgenden Morgen der Zuſammenkunft im Hauſe des Herzogs von Aveiro beygewohnt habe.

X. Auch erhellet, daß Dom Hieronymus von Ataide, Graf von Atouguia, Eidam des Marquis Franciscus von Tavora, von ſeiner Schwiegermutter und Andern verführt, mit der Gräſinn, ſeiner Gattinn, jederzeit den böſen Berathſchlagungen in dem Hauſe ſeiner Schwiegerältern beygewohnt; daß er acht Moedors zur Belohnung der Mörder beygetragen; daß er ſich in einem der Hinterhalte, die auf den König lauerten, befunden; und daß die Frau Gräſinn den folgenden Morgen der Verſammlung im Hauſe des Herzogs von Aveiro beygewohnt habe.

XI. Weiter erhellet, daß Joſeph Maria von Tavora, Adjutant unter ſeinem Vater, dem Marquis von Tavora, der Vierte war, welcher von den drey Häuptern der Verſchwörung, beſonders von ſeiner Mutter, verführt

wurde; daß er ſich über die Regierung mißvergnügt bewieſen; daß er ſich in einem der Hinterhalte, und dieſelbige Nacht bey der Zuſammenkunft befunden, welche die Verſchwornen, nach verrichteter That, hinter dem Garten des Herzogs von Aveiro hielten; auch den folgenden Morgen der im Hauſe des Herzogs gehaltenen Conferenz beygewohnt, und daſelbſt geſagt habe, wenn der König ſich ihrem Hinterhalte genähert hätte, ſo würde er gewißlich nicht mit dem Leben davon gekommen ſeyn.

XII. Weiter erhellet, daß, durch die drey Häupter verführt, auch Blaſius Joſeph Romeiro Theil an der Verſchwörung genommen habe. Er hat es ſelbſt geſtanden, daß er ſeit 1749 den Marquis Franciscus und die Marquiſe von Tavora nie verlaſſen, ſie im geſagten Jahre nach Indien begleitet, und mit ihnen zurück gekehrt; darauf zu ihrem Sohne, Ludwig Bernard von Tavora, gezogen, Corporal in ſeiner Compagnie, ſein Haus-Hofmeiſter, und ſein Liebling geworden ſey. Aus welchen Umſtänden erhellet, daß ihm der Marquis Ludwig das Geheimniß anvertrauet

habe. So iſt auch bekannt, daß er die drey gerüſteten Pferde des Marquis von Tavora auf die Stelle geführt, wo die That vollſtreckt wurde; daß er ſich beym ältern Marquis in einem Hinterhalte befunden, und nach der That der Zuſammenkunft hinter dem Garten des Herzogs von Aveiro beygewohnt.

XIII. Auch erhellet, daß Joſeph Maſcharenhas, ehedem Herzog von Aveiro, das vornehmſte Haupt der Verſchwörung, ſeinen geweſenen Kammerdiener, Anton Alvares Fereira, und deſſelben Schwager, Joſeph Polycarp von Azevedo, verführt habe; daß er durch ſeinen wirklichen Kammerdiener, Emanuel Alvares, deſſelben Bruder, Antonio Alvares, habe rufen laſſen, ſich mit ihm beſprochen, und hernach ſelbſt zu ihm gegangen, und hinter ſeinem Garten zu Belem in einer Barracke ſich mit ihm unterredet, und ihm befohlen, auf die Kutſche des Königs zu lauern, und in ſeiner Geſellſchaft mit zwey kurzen Schießgewehren auf dieſelbe zu feuern; hernach aber anderer Meinung geworden, verabredet, Anton Alvares ſollte ſeinen Schwa=

ger, Joſeph Polycarp, zum Gehülfen nehmen; wie es auch wirklich geſchehen, daß dieſe zween Mitſchuldigen zu verſchiedenen Mahlen, bald zu Fuß, und bald zu Pferde, in Geſellſchaft des Herzogs, die Kutſche beſehen, um ſie kennen zu lernen; daß der Herzog für ſie, zu dieſer Abſicht, zwey unbekannte Pferde gekauft; daß er dem Anton Alvares auch befohlen, unbekanntes Gewehr zu kaufen, dieſer aber ihm nicht gefolgt, ſondern ſich ſeines eignen Karabiners bedient, und für ſeinen Schwager einen andern, mit zwey Piſtolen, von einem Fremden, der im Hauſe des Grafen Unhao wohnte, unter dem Vorwande, ſie zu probiren, geborgt, und gleich nach der That zurück geſtellt habe; daß dieſes die Waffen wären, mit welchen Anton Alvares und Joſeph Polycarp von Azevedo auf die Kutſche des Königs ſchoſſen; daß dieſe Beyden vom Herzoge vierzig Lisboninen in drey Bezahlungen erhalten.

XIV. Weiter erhellet, daß Emanuel Alvares Fereira, vom Herzoge von Aveiro verführt, Theil an der Verſchwörung ge-

habt; ſeinen Bruder, Antonio Alvares Fereira, herbey gerufen; dem Herzoge die Oberröcke und Perrücken, womit er ſich in der berüchtigten Nacht verkleidete, dargereicht; und alles dieſes verſchwiegen habe, bis er in den Kerker gebracht wurde; daß er endlich bey der Gefangennehmung des Herzogs von Aveiro in ſeinem Luſtſchloſſe Azeitao wider den Secretär Ludwig Anton von Leire den Degen gezogen, als dieſer den Herzog von der Flucht zurück hielt.

XV. Weiter erhellet, daß der Bediente Johann Michael, von ſeinem Herrn, dem Herzoge, verführt, denſelben begleitete, da er unter dem Bogen nach dem Kutſcher ſchoß, und das Gewehr nicht losging. Der Herzog ſelbſt hat dieſes geſtanden.

XVI., XVII. Es erhellet weiter, daß das ſchwarze Unternehmen durch folgende Umſtände noch viel häßlicher wird: nämlich daß der Herzog von Aveiro und die Marquiſe Eleonora von Tavora eine niederträchtige Collecte von 192000 Reis für die zween Mörder Anton Alvares Fereira und Joſeph Poly=

carp angeſtellt; daß die Verſchwornen auf eilf und mehrern geſattelten Pferden ſich in mehrere Rotten getheilt, damit, wenn der König dem erſten Angriffe entgangen, denen übrigen unterliegen mußte.

XVIII, XIX. Weiter, daß der Herzog von Aveiro auf den Kutſcher Cuſtodio von Coſta ſchoß, und wenn das Gewehr losgegangen wäre, und den Kutſcher getroffen hätte, der König, auf welchen die Verſchwornen in ihren Hinterhalten lauerten, unfehlbar ums Leben gekommen seyn würde. Wie aber, bey des Herzogs Losbrennen der Zündpfanne, der Kutſcher den Blitz des Feuers ſah und das Krachen des Hahns hörte, trieb er, aus Verlangen, andern Schüſſen, die er vermuthete, zu entgehen, die Maulthiere an, in vollem Galopp zu laufen, und verhinderte hierdurch die zween beſtellten Königsmörder, welche in dem nächſten Hinterhalte waren, in das Hintertheil der Kutſche ſo ihre Schüſſe anzubringen, wie ſie es verlangten: deſſen ungeachtet wurden, durch dieſe Schüſſe, nicht nur die Kutſche und die Kleider Seiner Ma-

jeſtät ſehr übel zugerichtet, ſondern auch Derſelben rechte Schulter und Arm bis zum Ellenbogen verwundet und zerriſſen, und ſogar die Bruſt mit ſechs Stücken der Ladung getroffen. Man hatte die Gewehre mit dicken Schroten geladen, um deſto weniger das Ziel zu verfehlen; und es war ein wahres Wunderwerk Gottes, daß die zween Schüſſe in einem ſo engen Raume die in der Kutſche befindlichen Perſonen nicht ganz zu Grunde richteten, und daß einer nur den äußern Theil der rechten Schulter und des Arms des Königs verletzte, der andere aber zwiſchen dem nämlichen Arme und der rechten Seite des Leibes durchfuhr, ohne einen weſentlichen Theil ſchwer zu beſchädigen.

XX. Es erhellet weiter, daß es ein noch viel größeres Wunderwerk Gottes war, daß der König ſogleich daran dachte, den Kutſcher umwenden zu laſſen, und zum Ober-Regiments-Feldſcherer zu fahren; wodurch er nicht nur verhütete, daß er ſich nicht viel verblutete, ſondern auch den übrigen Verſchwornen, die in ihren Hinterhalten auf ihn lauerten, glücklich entging.

XXI. Weiter erhellet, daß die Verſchwornen ſo verhärtet in ihrer Bosheit waren, daß ſie ſich ſogleich nach verübter That hinter des Herzogs von Aveiro Garten ohne allen Gewiſſensbiß verſammelten, und indeß ſich andere ihrer Bosheit rühmten, der Herzog ſein Gewehr zur Erde warf, und ſagte: Der Teufel hohle dich! wenn ich deiner bedarf, da verſagſt du mir. Da hierauf der Marquis Franciscus von Tavora ſeine Furcht äußerte, der König möchte noch leben, antwortete der Herzog: Das thut nichts: wenn er nicht todt iſt, ſo ſoll er noch ſterben. — Es kommt darauf an, daß er ausgehe; ſprachen die Uebrigen. Den folgenden Morgen hielten die Verſchwornen in der Wohnung des Herzogs von Aveiro eine Verſammlung, worin einige den zween Mördern bittere Vorwürfe machten, daß ſie nicht beſſer gezielt hätten, andere es aber bedauerten, daß der König einen andern Weg genommen hätte.

XXII., XXIII. Es iſt offenbar, daß, wenn es auch, gleichwie es in ſolchen Fällen zu ge-

ſchehen pflegt, an allen den oben geſagten deutlichen Beweiſen fehlte, woran es aber, durch ein anderes Mirakel, nicht fehlt: ſo würde Praeſumtio iuris hinreichend ſeyn, die Beſchuldigten mit den Strafen zu belegen, welche von den Rechten vorgeſchrieben ſind; es wäre denn, daß ſie mit ganz überzeugenden Proben das Gegentheil bewieſen. Dieſe Präſumtion würde auf Seiten des Herzogs von Aveiro und der Jeſuiten am meiſten Statt finden. Auf eine ſolche Präſumtion gründet ſich die Maxime: Semel malus, nunquam praeſumitur bonus; welche gar wohl auf den Herzog und die Jeſuiten, wegen vieler andern wider Seine königliche Majeſtät verübten Bosheiten, angewendet werden kann.

XXIV., XXV. Weiter iſt bewieſen, daß, was die Jeſuiten betrifft, dieſelben, aus Haß wider den König, welcher ihnen alle Hoffnung, ihre deſpotiſche Herrſchaft bey Hofe fortzutreiben, und hierdurch die Mittel benommen hatte, ihre Ungerechtigkeiten in Africa, America und Aſien, beſonders aber den Krieg und die Rebellion in den nördlichen und öſtlichen Thei=

len Braſiliens, zu bemänteln, die verdammlichſten Verleumdungen und Ränke wider Seiner Majeſtät Ehre und wider die öffentliche Ruhe erfunden, damit ſie die Gemüther der Unterthanen und Fremden von ihm abwendeten. Dieſe und andere böſe Unternehmungen geben, der oben geſagten Maxime gemäß, ein vollkommenes Recht, zu vermuthen, daß die Jeſuiten nach und nach dieſe Verſchwörung wider des Königs Leben angezettelt haben; es ſey denn, daß ſie mit überzeugenden Proben beweiſen, daß nicht ſie, ſondern andere ſchuld daran ſind. — — Weil nun auch die Rechte präſumiren, daß, wer einen großen Nutzen von einem großen Verbrechen zu gewarten hat, deſſelben ſchuldig ſey, es ſey denn, daß er ſich vollkommen rechtfertige; und anderſeits die großen Vortheile, die ſie aus einer gänzlichen Abſchaffung der jetzigen Regierung zu hoffen hatten, ſchon berührt worden ſind: ſo fällt, nach der Verfügung der Rechte, die Schuld der Verſchwörung auf ſie, beſonders da die Erhaltung gewiſſer Länder mit dem gewagten Angriffe auf des Königs Leben einiges Gleichgewicht hat.

XXVI. Weiter liegt am Tage, daß die aus der Präſumtion der Rechte angeführten Beweiſe ganz überzeugend werden, wenn man betrachtet: daß die Jeſuiten zu der Zeit, als ſie der König vom Hofe verwies und ihre Ränke entlarvt waren, anſtatt ſich zu bemühen, ganz das Widerſpiel thaten; an Uebermuth und Stolz zunahmen; ſich öffentlich rühmten, daß, je mehr ſie der Hof von ſich entfernte, ſie ſich deſto mehr mit dem Adel vereinten, dabey auch den königlichen Pallaſt mit Gottes Zorn bedroheten; und am Ende des Auguſt-Monaths eine Weißagung ausſtreueten, der König würde nicht lange mehr leben. Einige Poſttage nach einander ſchrieben ſie dieſe Nachricht in verſchiedene Europäiſche Länder, und ſetzten ſogar die Zeit ſeines Todes in den Monath September. Eine ſolche Weißagung hatte der Pater Malagrida verſchiedenen Perſonen bey Hofe ſchriftlich mitgetheilt. Es wurde aber eine auffallende plötzliche Veränderung in der Sprache bemerkbar, die ſie, nach der Gefangennehmung der Verſchwornen, in ihren Briefen nach Rom führten. Anſtatt der übermüthigen und ſtolzen

Weißagungen gaben ſie, auf eine kleinmüthige Art, ihren Mitbrüdern die Nachricht: daß ſie, mit militäriſchen Wachen umringt, ihres Gebets bedürftig wären, weil ſie dem Schickſale, welches ſie befürchteten, nicht entgehen könnten; daß ſie die Welt des Königsmordes mitſchuldig machte, und ſie zu Gefängniſſen und Landesverweiſung verdammte. Iſt dieſe plötzliche Veränderung der Sprache und Affecte kein offenbarer Beweis, daß ihr voriger Stolz ſich auf die Hoffnung der glücklich auszuführenden Verſchwörung, und die plötzlich erfolgte Kleinmüthigkeit und Betrübniß auf den mißlungenen Streich und die Unmöglichkeit, ihre Schuld zu bemänteln, ſich gründeten?

XXVII. Weiter iſt klar, daß auch in Anſehung des Herzogs von Aveiro die gedachte Praeſumtio iuris allein hinreichend ſeyn würde, ihn für ſchuldig zu erklären. Denn was erſtlich ſein voriges Betragen betrifft, ſo iſt es eine bekannte Sache, daß er, ſeit den letzten Jahren des hochſeligen Königs, Johanns des Fünften, den Hof mit unzähligen Ränken und Cabalen angefüllt, die Entſchlüſſe des Königs in Gerichtsſtühlen und im Cabinette zu

hintertreiben, und durch die Partey ſeines Oheims, des Paters Caspar dell' Incarnazione, und durch Miniſter des Königs Decrete zu erſchleichen, die auf falſche Berichte gegründet waren. Aber die Präſumtion, welche aus dem großen Vortheile, den jemand aus einem Verbrechen haben kann, entſtehet, findet nicht weniger wider ihn, als wider die Jeſuiten Statt, weil er ſich vor und nach dem Angriffe des Königs wie ſie betragen hat. Vorher erregten ſein Stolz und Uebermuth ein allgemeines Aergerniß; da aber der Königsmord mißlungen war, und Seine Majeſtät wieder geheilt wurden, verwandelte ſich plötzlich ſein ganzer Stolz in eine verwirrte Beſchämung, wegen welcher er den Anblick des Hofes nicht aushalten konnte, und ſich voll Furcht auf ſein Landgut Azeitao begab, wo er in Verhaft genommen wurde, nachdem er, erſtlich durch die Flucht, hernach durch einen hartnäckigen Widerſtand, ſich zu retten geſucht hatte.

XXVIII. Es erhellet, daß die nämliche Präſumtion die Marquiſe von Tavora ſchuldig macht. Vor dem mißlungenen Angriffe waren ihr Uebermuth, Stolz und Ehrgeiz ſo

verwegen und unerſchrocken, daß man unter ihrem Geſchlechte ihres Gleichen nie gefunden. Sie hatte die Kühnheit, ſich mit ihrem Gatten vor dem Könige zu präſentiren, und den herzoglichen Titel von ihm zu verlangen; obgleich die wenig bedeutenden Dienſte, die er dem Hofe bewieſen hatte, ſchon dadurch genug belohnt waren, daß er 1749 nach Indien geſchickt wurde. Da ſie, nach vielfältigem Anerſuchen, endlich verſichert wurden, daß ſie zu dieſer Würde nicht gelangen würden, vereinte ſich die Marquiſe mit dem Herzoge von Aveiro wider des Königs Leben, aus Hoffnung, bey veränderter Regierung durch den Herzog ihr Ziel zu erreichen. Aber der große Stolz verwandelte ſich nach dem mißlungenen Königsmorde auf Ein Mahl in offenbare Beſchämung und Kleinmüthigkeit.

XXIX. In Betrachtung aller dieſer und anderer Umſtände, welche in den Acten vorkommen, haben Seine Majeſtät dieſer Gerichtsverſammlung Vollmacht gegeben ſo ärgerlichen und verdammlichen Verbrechen angemeſſene Strafen zu beſtimmen. Sie verurtheilte dieſelben, wie folget:

Joſeph Maſcharenhas, ehemahliger Herzog von Aveiro, welcher ſchon denaturaliſirt, und des Sanct-Jacobs-Ordens, deſſen Commandeur er geweſen, ſchon entſetzt war, wurde verurtheilt: zu Belem auf dem Platze Caes öffentlich auf einer hohen Blutbühne lebendig gerädert, aufs Rad geflochten, hernach ſammt der Bühne zu Aſche verbrannt, und ins Meer geſtreuet zu werden. Seine Güter ſollen dem Fiscus und der königlichen Kammer anheim fallen, ſeine Wappen zerbrochen, und alle ſeine Häuſer dem Erdboden gleich gemacht und mit Salz beſtreuet werden. Dazu ſollen noch alle öffentliche Schriften und Titel, die ihn betreffen, kraftlos gemacht werden.

Zu der nämlichen Strafe wurde Franciscus von Tavora verurtheilt, mit dem Zuſatze: daß hinführo niemand den Nahmen; Tavora, führen könnte.

Anton Alvares Fereira, und Joſeph Polycarp de Azevedo, welche auf den König ſchoſſen, wurden lebendig zum Feuer verdammt, ihre Güter confiscirt, ihre Häuſer dem Erdboden gleich gemacht und mit Salz beſtreuet. Weil der Zweyte die Flucht genom-

men, ſo wurden demjenigen, der ihn in die Hände der Gerechtigkeit liefern würde, zehn tauſend Cruſaden, und wenn er ihn aus fremden Ländern herbey führte, zwanzig tauſend verſprochen.

Ludwig Bernard von Tavora, Hieronymus von Ataide, Joſeph Maria von Tavora, Blaſius Joſeph Romeiro, Johann Michael, und Emanuel Alvares wurden zum Rade verurtheilt, jedoch ſo, daß ſie erſt ſtrangulirt wurden. Ihre Güter wurden confiscirt, die Häuſer dem Erdboden gleich gemacht, und ihre Kinder und Kindeskinder für unehrlich erklärt.

Die Marquiſe Eleonora von Tavora wurde zum Schwerte und zu allen den übrigen Strafen verurtheilt, welche zur Vertilgung des Andenkens des ehemahligen Herzogs von Aveiro und ihres Mannes, Franciscus von Tavora, beſtimmt waren.

Im Pallaſte der Mutter Gottes von Ajuda in der Verſammlung vom 12ten Jänner 1759. Mit der Unterſchrift der drey Staats-Secretäre, als Vorſitzer u. ſ. w.

No. 2.

Paſtoral-Schreiben Sr. Eminenz, des Herrn Cardinals von Saldanha, des Patriarchen zu Liſſabon, wegen der Landesverweiſung der Religioſen von der Geſellſchaft Jeſu.

Nachdem es dem Könige, meinem Herrn, gefallen hat, die Religioſen von der Geſellſchaft Jeſu aus allen ſeinen Reichen und Staaten, aus gerechten und dringenden Gründen, zu vertreiben; ſo hat er Uns dieſe Nachricht durch ein Schreiben mit ſeiner eignen Hand-Unterſchrift mitgetheilet, deſſen Inhalt lautet, wie folget.

„Hochwürdiger, in Gott andächtiger Vater, Cardinal-Patriarch von Liſſabon, General-Reformator der Geſellſchaft Jeſu in dieſen Reichen und zugehörigen Staaten, mein als Bruder Vielgeliebter.

Ich Dom Joſeph, von Gottes Gnaden König in Portugal und Algarbien, dieſſeits und jenſeits des Meeres, in Africa, Herr von Guinea und der Eroberung, Schiffahrt

und Handlung von Aethiopien, Arabien, Perſien und Indien. Ich laſſe Euch vielmahls grüßen als denjenigen, welchen Ich ſehr liebe und ehre. Nachdem Ich in Erwägung gezogen habe, daß auch in einem ſo ſchrecklichen, unerhörten und dringenden Falle, wie derjenige iſt, welcher den Schluß des Urtheils ausmacht, ſo die Junta de Inconfidenza von dieſem Hofe am 12ten Januar des gegenwärtigen Jahres abgefaßt hat, in Anſehung des allgemeinen Vaters ein Sohn nicht genug Achtung haben kann, der, wie Ich, allezeit die Verehrung und Vertheidigung des Anſehens des ſichtbaren Haupts der katholiſchen Kirche als unverletzliche Grundſätze angenommen habe: ſo habe Ich verordnet, daß man bey den Religioſen von der ſo genannten Geſellſchaft Jeſu, welche in dieſem ſchändlichen und ärgerlichen Unternehmen mit begriffen ſind, nicht nur dasjenige Verfahren aufſchiebe, zu welchem Ich als König, (der in weltlichen Dingen keinen Höhern auf Erden erkennen darf, noch auch erkennet,) kraft

des göttlichen, natürlichen und Völkerrechts, und durch das Beyſpiel der frömmſten Monarchen in Europa, und der Herren Könige, Meiner gottſeligſten Vorfahren, bin genöthigt worden; ſondern auch befohlen habe, daß man gegenwärtig dieſe Verfügungen abbreche, deren ſich ſogar einzelne Perſonen, die Väter der Familien ſind, nicht überheben können, nämlich daß ſie alle diejenigen aus ihren Häuſern ſtoßen, welche die Ruhe und wirthſchaftliche Verfaſſung derſelben ſtören. Nach Maaßgebung dieſer Meiner willigen Nachſicht und kindlichen Ehrfurcht habe Ich an den heiligen Vater, Clemens den Dreyzehnten, als jetziges Oberhaupt der allgemeinen Kirche Gottes, einen Brief mit Meiner eignen Hand=Unterſchrift, unter dem 20ſten des jüngſt verfloſſenen Aprils, und einen Brief nebſt Beylagen abgehen laſſen, um dem heiligen Vater anzuzeigen, in wie weit ſich dieſe höchſt wichtige Sache noch re integra befinde. Nachdem nun dieſer Mein ergebenſter Bericht nach Rom war geſchickt worden: ſo häuften

ſich zwar bey Mir die ſtärkſten Bewegungs-
gründe, daß Ich, (nicht nur als Monarch,
der doppelte Rechenſchaft, ſo wohl wegen der
Würde der Majeſtät, die Mir anvertrauet
iſt, als auch wegen der Erhaltung der öffent-
lichen Ruhe bey Meinen Unterthanen,) die
Betrachtung der dringendſten Umſtände einer
jeden andern vorziehen müſſe, um die uner-
hörten, und bisher ganz unerwarteten Ge-
waltthätigkeiten zu dämpfen, dergleichen noch
heut zu Tage die verwegenen Anſchläge und
treuloſen Verleumdungen ſind, welche die er-
wähnten Religioſen von dem beſagten Mona-
the April an bis jetzo wider Meine königliche
Macht am Römiſchen Hofe und in vielen
andern Städten von Italien mit einer ſolchen
Frechheit ausgeſtreuet haben, daß es ſogar
durch die öffentlichen Zeitungen an allen Hö-
fen von Europa bekannt geworden iſt; deſ-
ſen ungeachtet aber war nichts vermögend, die
Aufhebung der gerechten und nothwendigen
Verfügungen zu verändern, die Ich verord-
net hatte, in wie fern Ich nicht gewiß wußte,

daß Mein Bericht wirklich vor Se. Heiligkeit gekommen, und daß in demſelben, vermittelſt der Beurtheilung des heiligen Vaters, Mein ausnehmender und ehrerbietiger Gehorſam vollendet war. Nunmehro aber, da vermöge der Gewißheit, daß Ich meine kindliche und ehrfurchtsvolle Achtung gegen Se. Heiligkeit erfüllet habe, der gerechte Bewegungsgrund zu der erwähnten Aufhebung aufhöret; folglich unumgänglich nöthig iſt, daß Ich die vollkommene Vertheidigung nicht länger mehr aufſchiebe, womit ich Meine königliche Ehre, das Anſehen der Krone, und die Sicherheit Meiner Reiche und Unterthanen wider die unerträglichen Beleidigungen aufrecht erhalten muß, ſo die bemeldeten Religioſen mit der boshafteſten Verwegenheit bisher auszuüben geſucht haben, da diejenigen von den Provinzen dieſer Reiche mit Wohlthaten und Ehre überſchüttet waren, die ſie durch die Gnade der Herren Könige, Meiner glorwürdigſten Vorfahren, empfangen hatten, und durch Meine königliche Mildthätigkeit allgemeine Lehrer

Meiner Unterthanen und ihre Gewiſſensrä-
the geworden waren, und ſich näher bey Mei-
nem königlichen Throne als andere Religioſe
befanden, eben zu der Zeit die heimlichen und
gewaltſamen Beraubungen unternahmen, die
ſie in dem nördlichen und ſüdlichen Theile von
Braſilien, nicht nur in Anſehung Meiner Staa-
ten, ſondern auch in Anſehung der Freyheit,
der Ehre und der Güter jener Einwohner aus-
geübt hatten. Und da ſie ſahen, daß die be-
ſagten Beraubungen, vermittelſt des Grenz-
Tractats, würden entdeckt werden; ſo bemü-
heten ſie ſich, um ihn gleich zu entkräften
und ſich in ihren unrechtmäßigen Beſitzneh-
mungen zu erhalten, einige Fürſten, mit
welchen Ich allezeit ein gutes Vernehmen und
aufrichtige Freundſchaft unterhalten hatte,
wider Meine königliche Perſon und Regierung
einzunehmen. Und da dieſe gegenſeitigen
Wirkungen das boshafte Vorhaben von einer
äußerlichen Uneinigkeit vernichteten; ſo gin-
gen dieſe bemeldeten Religioſen gar ſo weit,
daß ſie Mir in Meinen Staaten jenſeits des

Meeres den harten und verrätheriſchen Krieg ankündigten, welcher der ganzen Welt anſtößig geweſen iſt und ſie in Schrecken geſezet hat. Und da ſie wußten, daß die Armeen der betrogenen Indianer größten Theils geſchlagen waren, welche ſie durch Empörungen und abſcheulichen Aberglauben in America aufgewiegelt hatten; ſo fingen ſie an, in dieſem Meinem Reiche ſelbſt heimliche Meutereyen zu erregen, und vermittelſt derſelben Meine Unterthanen wider Mich aufzuhetzen, bey welchen ſie eine Neigung verſpüret hatten, ſich in die entſetzliche Miſſethat zu ſtürzen, womit ſie in der Nacht des 3ten Septembers im verfloſſenen Jahre ſich an Meiner königlichen Perſon treuloſer Weiſe zu vergreifen unterſtanden. Und da ihnen endlich auch dieſer verfluchte Streich wider Mein königliches Leben mißlang, welches die göttliche Vorſehung ſo wunderbarer Weiſe erhielt; ſo blieb ihnen keine andere Grauſamkeit mehr übrig, zu welcher ihre verblendete und unerſättliche Mordbegierde hätte Zuflucht nehmen

können, und ſie ſuchten ganz ungeſcheut Meine Ehre zu verletzen, vertheidigten die Römiſchen Jeſuiten und ihre Anhänger, und ließen durch ganz Italien, um Meinen königlichen Nahmen verhaßt zu machen, die häßlichſten Beſchuldigungen und offenbarſten Lügen ausſtreuen, welche den allgemeinen Widerwillen von ganz Europa wider dieſe ſchädlichen Religioſen ſelbſt erwecket haben. Nachdem Ich nun ſah, daß die Verleumder, ohne die geringſte Wahrſcheinlichkeit zur Beſchönigung ihrer Betrügereyen zu finden, wider die deutlichſten und bekannteſten Wahrheiten ungeſcheuet fortläſterten; und ferner bemerkte, daß die ſchuldige Hochachtung gegen die Monarchen ohne Einſchränkung von gewiſſen Leuten, welche die heilige Demuth zu ihrer einzigen Richtſchnur machen ſollten, erbärmlich verletzet wurde; und endlich gewahr wurde, daß die verfluchten Unternehmungen der Portugieſiſchen Jeſuiten übertrieben wurden, indem jene wider Meine Staaten und wider Mein königliches Leben ſich verſchworen hat-

ten, dieſe hingegen ſich unterſtanden, Meine königliche Ehre ſo abſcheulich anzugreifen, in welcher doch das rechte Leben der ganzen Monarchie beſtehet, die Mir von der göttlichen Vorſehung iſt verliehen worden, um ſie mit dem Anſehen, welches von der Oberherrſchaft unzertrennlich iſt, unverletzt zu erhalten: ſo habe Ich, bey dieſen höchſtdringenden Umſtänden, beſchloſſen: daß die erwähnten Religioſen, welche ganz verderbt, von ihren heiligen Ordensregeln völlig entfernet, und durch ſo viele und abſcheuliche und unverbeſſerliche Laſter ganz untüchtig ſind, zu der Beobachtung derſelben wieder zurück zu kehren, als offenbare Rebellen, Verräther, Feinde und Beleidiger, welche ſich bishero wider Meine königliche Perſon und Staaten, wider die öffentliche Ruhe Meiner Reiche, und wider die allgemeine Wohlfahrt Meiner getreuen Unterthanen geſetzt haben, und jetzt noch widerſetzen, ſchleunigſt und in der That aus allen Meinen Reichen und Staaten denaturaliſirt, verwieſen und verbannet ſeyn ſollen,

damit ſie nicht mehr wieder hinein kommen können; und habe über dieſes anbefohlen, daß Niemand, weß Standes und Würden er auch ſey, bey Strafe des unausbleiblichen Todes, den beſagten Religioſen in Meine Reiche und Staaten den Eingang verſtatte, oder mit denſelben einigen Briefwechſel oder mündliche Unterredung anſtelle, ob ſie gleich in dieſe Reiche in anderer Kleidung kommen, oder in einem andern Orden ſich befinden ſollten, wofern nicht die Perſonen, welche mit ihnen Umgang pflegen werden, dazu eine unmittelbare und Meine beſondere Erlaubniß haben ſollten. Dieſes iſt es, was ich für gut befunden habe, Euch wiſſen zu laſſen: nicht nur um deßwillen, damit Ihr, als Reformator und oberſter Abgeordneter an die bemeldeten Religioſen, kraft des apoſtoliſchen Breve, die gottſeligſte Ergebenheit, welche Ich gegen den heiligen apoſtoliſchen Stuhl in allem angewendet habe, was nur einiges Abſehen auf ſeine Ehre haben konnte, fernerhin erkennen möget; ſondern auch um deßwillen,

damit Ihr, als Prälat von der Dioͤces, Eure untergebenen Geiſtlichen dazu ermahnen koͤnnet, daß ſie, als gute und getreue Unterthanen, den Weltlichen zu beſſerer und genauerer Beobachtung Meiner koͤniglichen und nothwendigen Entſchließung und Verfuͤgung, welche ich bishero zur oͤffentlichen Ruhe Meiner Reiche und Staaten und zum allgemeinen Beſten Meiner getreuen Unterthanen getroffen habe, mit gutem Exempel in der Treue und dem Eifer vorgehen moͤgen. Gleichwie es aber wahrſcheinlich iſt, daß, weil dieſes bejammernswuͤrdige Verderben der beſagten Religioſen, zum Unterſchiede aller andern Orden, (deren Mitglieder ſich allezeit in der loͤblichen und tugendhaften Ausuͤbung ihrer Regeln erhalten,) ſich bey denen befindet, welche die Regierung der erwaͤhnten Geſellſchaft ausmachen, einige beſondere Perſonen darin ſeyn koͤnnen, welche noch nicht das feyerliche Geluͤbde abgeleget haben, und unſchuldig ſind, indem ſie noch nicht die gehoͤrigen Proben gemacht haben, daß man ihnen die entſetzli-

chen Geheimniſſe ſolcher abſcheulichen Zuſammen-Verſchwörungen und greulicher Verbrechen anvertrauen könne: ſo verſtatte Ich in Betrachtung dieſes, ungeachtet der allgemeinen Rechte des Krieges, und des überall angenommenen und bey den geſittetſten Nationen von Europa täglich beobachteten Wiedervergeltungs-Rechts, nach welchem alle einzelne Mitglieder der beſagten Geſellſchaft, ohne Ausnahme eines von ihnen, eben dieſen Verfügungen, wegen der von ihrer verkehrten Regierung wider Mich und wider Meine Reiche und Unterthanen unternommenen Vergehungen, unterworfen ſind; und in Betrachtung Meiner ausnehmenden Gnade bey der Betrübniß, welche die erwähnten einzelnen Perſonen empfinden müſſen, die an den liſtigen Streichen ihrer Superioren keinen Antheil haben, und ſich gleichwohl, als Theile eines verdorbenen Körpers, vertrieben und ausgeſtoßen ſehen, finde für gut, es zu erlauben, daß alle dieſe einzelnen Perſonen, welche noch nicht feyerlich Profeß gemacht haben und

ihre Zuflucht zu Euch nehmen werden, daß Ihr ſie von ihren einfachen Gelübden losſprechet, und wenn ſie Eure Erlaßbriefe vorzeigen werden, in dieſen Reichen und Staaten als Unterthanen verbleiben können, wofern ſonſt keine Verſchuldung vorhanden wäre, welche ſie dazu untüchtig machte. Hochwürdiger und in Gott andächtiger Vater, Cardinal-Patriarch von Liſſabon und General-Reformator der Geſellſchaft Jeſu in dieſen Reichen und zugehörigen Staaten, Mein als Bruder Vielgeliebter. Unſer Herr erhalte Eure Perſon in ſeiner Gnade. Geſchrieben im Pallaſt U. L. Fr. von der Hülf, am 3ten September 1759.

Der König.

Und gleichwie Uns nun, nach Maaßgebung Unſers biſchöflichen Amts, die nothwendigſte Verbindlichkeit antreibet, Unſre Untergebenen um ihrer Seligkeit willen auf alle gute und richtige Wege zu führen; ſo ſagen Wir ihnen, daß ſie, nach dem göttlichen, natürlichen und Völkerrechte, ihren Fürſten lie-

ben, ſeine Befehle verehren, und allen ſeinen Geſetzen gehorchen müſſen. Tit. 3, 1. Dieſe unläugbare Wahrheit zeiget uns der Apoſtel Paulus ſehr ſchön, als welcher ein auserwählter Prediger der katholiſchen Wahrheiten war, und ſeine Zuhörer kräftig überzeugte, daß diejenigen, welche ſich den Geſetzen ihrer Fürſten widerſetzen wollten, die göttliche Majeſtät ſchwerlich beleidigen würden, weil die Gewalt der Monarchen von Gott ſey, und alles, was ſie beſchließen, von ſeiner höchſten Vorſehung verordnet werde, und diejenigen, welche irriger Weiſe ſeinen Geſetzen widerſtrebten, über ſich ein Urtheil empfahen würden. Röm. 13, 2.

Der heilige Geiſt befiehlet den Königen, daß ſie hören und merken ſollen, B. d. Weisheit 6, 2.; weil ihnen ihre Macht vom Herrn verliehen iſt und die Fürſten durch die göttliche Kraft regieren. Sie ſind rechtmäßige Geſetzgeber, und befehlen und beſtimmen dasjenige, was gerecht iſt. Sprichw. 8. Der Allerhöchſte lehret uns auf alle Weiſe, wie

verehrungswürdig das Amt und die Gewalt der Fürſten ſey, indem er uns den Gehorſam der unvernünftigen Thiere ſelbſt als das kräftigſte Beyſpiel vorleget; denn ohne dieſe Ordnung würde die Erhaltung ihrer verſchiedenen Arten und Gattungen unmöglich ſeyn.

Gott befahl dem Samuel, daß er der Stimme des Volks in Allem gehorchen ſollte, was es zu ihm ſagen würde. Denn Samuel war nicht beleidigt worden, ſondern Gott ſelbſt war es, gegen welchen alle Vergehungen gerichtet waren. 1. Sam. 8, 7. Nicht nur als Katholiſche, (wie uns die heiligen Väter ſo oft lehren,) ſind die Unterthanen verbunden, ihren Monarchen zu gehorchen; ſondern auch um des öffentlichen Nutzens willen, denn der Friede und die Ruhe der Monarchen muß ohne Regierung und ohne Anſehen ihrer Könige unmöglich ſeyn. 2. Maccab. 4.

Ob wir nun gleich hoffen, daß alle Unſre Untergebene, (da ſie die große Glückſeligkeit genießen, Unterthanen eines ſo frommen und gerechten Königs zu ſeyn,) die größte Betrüb-

niß empfinden, und ſich ärgern, daß die Geſellſchaft der Jeſuiten von ihren heiligen Ordensregeln abgewichen iſt, und bishero die nöthigſten Pflichten der Menſchlichkeit aus den Augen geſetzt hat, und ſich nicht nur wider die geheiligte Perſon ihres Monarchen und wider ſeine Staaten verſchworen hat; ſondern ſich auch mit der ärgerlichſten Widerſpenſtigkeit unterſtanden hat, ſeine Ehre und ſein königliches Anſehen zu beleidigen: ſo vermahnen Wir alle Unſre Unterthanen, und befehlen allen Unſern Geiſtlichen, daß ſie mit dieſen vertriebenen Religioſen nicht die geringſte Gemeinſchaft, weder mündlich noch ſchriftlich, haben ſollen; damit die öffentliche Ruhe, welche wir alleſammt nicht nur als gute katholiſche Chriſten, ſondern auch als getreue Unterthanen befördern ſollen, nicht von neuem wieder geſtöret werde.

Und weil die Commiſſion, welche uns der heilige Vater Benedict, glorwürdigſten Andenkens, auftrug, ſo unglücklich und fruchtlos ablief, daß ſie, anſtatt dieſe Religioſen zu einer wahren Demuth und gerechten Beobach=

Bayerische Staatsbibliothek München

tung ihrer heiligen Ordensregeln zu bringen, die unerwartete Wirkung hatte, daß dieſe Religioſen die gewiſſen und katholiſchen Pflichten hintan ſetzten: ſo bitten wir alle Unſre Unterthanen, daß ſie mit Uns zugleich Gott anrufen, daß er doch dieſe Unglücklichen erleuchten wolle, damit ſie ihre unverantwortlichen und bejammernswürdigen Irrthümer erkennen, und von neuem den rechten Weg ſuchen, auf welchem ſie ihr heiliger Patriarch mit ſeinen wunderbaren und vollkommenen Werken und mit ſeinen gewiſſen und katholiſchen Lehren führte. Und damit dieſes zu jedermanns Wiſſenſchaft kommen möge, ſo befehlen Wir, daß es in den Kirchen Unſers ganzen Patriarchats publiciret, und an den gewöhnlichen Orten angeſchlagen werde. Gegeben im Pallaſte Unſrer Reſidenz, Unter Unſerm Siegel und Zeichen. Jonqueira den 5ten October 1759.

F. Cardinal-Patriarch.

Auf Befehl Seiner Eminenz

Chriſtoph da Rocha Cardoſo.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stöver, Dietrich Heinrich, 1767-1822 / Voss, Christian Daniel, 1761-1821 /
Stoever, Johann Hermann, 1764-1796

Unser Jahrhundert. Oder Darstellung der interessantesten Merkwürdigkeiten
und Begebenheiten der größten Männer desselben Ein Handbuch der neuern
Geschichte
Bd.: 7

Altona 1799

H.un. 570-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11047775-8
VD18 90305167